Anzeigen in der **„Abendpost"** haben eine **Ausgezeichnete Wirkung.**

Abendpost

Die **„Abendpost"** ist das **Verbreitetste deutsche Blatt** des Westens.

1 Cent. | Chicago, Dienstag, den 4. Februar 1890. | 2. Jahrgang. — No. 29.

Die Office der „Abendpost", befindet sich von jetzt an 181 Washington Str., im „Times"-Gebäude.

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der United Preß.)

Inland.

Trauer in der Bundeshauptstadt.

Washington, 4. Febr. Sekretär Tracy scheint sich, soweit dies unter den Umständen möglich ist, schnell wieder zu erholen; doch mit dem langsamen Schwinden der Opiat-Wirkungen tritt das Bewußtsein über die Größe des ihn betroffenen Verlustes deutlicher und deutlicher vor ihn. Sein Sohn Frank sowie sein Schwager, Herr Catlin, Frau Tracys Bruder, und mehrere persönliche Freunde befinden sich gegenwärtig an dem Krankenlager des Sekretärs. Sobald wie irgend thunlich, wird Herr Tracy nach dem Weißen Hause übergeführt werden, in welchem ihm vom Präsidenten Zimmer eingeräumt sind. Hier liegen auch die Leichen der Frau Tracy und ihrer Tochter aufgebahrt.

Ueber die Ursache des Feuers ist man noch immer im Unklaren. Viele vermuthen Brandstiftung, worin sie der so plötzliche Ausbruch des Feuers bestärkt. Das Auffinden einer größeren Geldsumme ($600) in der Gasse hinter dem Hofe läßt den Verdacht aufsteigen, daß Einbrecher dem Hause einen Besuch abstatteten, dies dann in Brand steckten und vielleicht, durch irgend etwas erschreckt, dann schleunigst unter im Stichlassen eines Theiles ihres Raubes die Flucht ergriffen. Ein hervorragender Architekt Washingtons ist jedoch der Ansicht, daß Selbstentzündung, durch Dampfheizung verursacht, das Feuer herbeiführte.

Sämmtliche für diese Woche angesagten Festlichkeiten in der Bundeshauptstadt unterbleiben selbstverständlich, und wahrscheinlich wird dieser grauenhafte Unglücksfall das gesellschaftliche Leben in Washington wohl für diese Saison auf die Dauer lahm legen.

Präsident Harrison selbst ist durch das, zwei seiner Kabinetsmitglieder betroffene Unglück tief erschüttert. Er wohnte heute dem Leichenbegängnis der Frau Coppinger, der ältesten Tochter des Staatssekretärs Blaine, bei und begab sich sodann sofort wieder nach dem Hause des Herrn Bancroft Davis, um sich nach dem Befinden des Herrn Tracy zu erkundigen und diesen, soweit er es eben vermag, zu trösten.

Das Begräbniß der Frau Tracy und ihrer Tochter wird morgen Vormittag um 11 Uhr, vom Weißen Hause aus, stattfinden.

Grausige Entdeckung.

Chillicothe, Mo., 4. Feb. Nicht weit von hier, in der Nähe des Ortes Utica, wohnt der 70jährige Farmer Adam Krönke mit seiner schon seit längeren Jahren geisteskranken Tochter. Gestern fiel es den Nachbarn auf, daß Krönke sich schon seit einer Woche nicht mehr gezeigt hatte, und daß sein Vieh vernachlässigt und in halb verhungertem Zustande schien. Einige der Nachbarn drangen in das Krönke'sche Haus, und hier bot sich ihnen ein grauenhafter Anblick. Auf dem Bette in der ärmlich eingerichteten Stube lag Krönke, die Augen noch weit geöffnet, als Leiche im stark verwesten Zustande. Vor dem Bette kniete, in Lumpen gehüllt, vor Schmutz starrend, seine wahnsinnige Tochter, welche für alle an sie gerichteten Fragen nur ein blödes Lächeln als Antwort hatte. Die herbeigerufenen Leichenbeschauer erklärten Schwindsucht als die Todesursache. Das Mädchen wurde einem Irrenasyle überwiesen.

Gehen Präs. Corbin zu Leibe.

New York, 4. Febr. Die „Times" meldet, daß sich ein dem Präsidenten Corbin feindliches Syndikat den kontrollirenden Antheil der Reading-Eisenbahn gesichert habe. Unter den Mitgliedern des Syndikates nennt die „Times" auch den General-Postmeister Wanamaker sowie mehrere Standard-Oil Kapitalisten.

Wie verlautet, wird einer der hervorragendsten Aktieninhaber der Reading-Bahn den Präsidenten Corbin für etwa $2,000,000 verklagen. Als Grund für diese Klage giebt der Betreffende an, daß die Reading-Bahn unter der schlechten Leitung des Herrn Corbin enorme Summen verloren habe. Man munkelt ferner davon, daß auch andere Theilhaber der Bahn den Herrn Corbin für namhafte Summen verklagen werden. Vertreter des Syndikates sind gegenwärtig mit Ausarbeitung von Plänen beschäftigt, welche, wie ihre Freunde erklären, Herrn Corbin zwingen werden, seine Stellung als Präsident der Reading-Bahn niederzulegen. Wahrscheinlich wird noch innerhalb dieser Woche der Zurücktritt Corbins erfolgen.

Angekommene Dampfer.

Philadelphia: „British Prince" von Liverpool, „Gothia" von Hamburg.

New York: „Thingvalla" von Stettin, „Gellert" von Hamburg.

London: „Italy" und „Canada" von New York; in Sicht „City of Chester" von New York.

Glasgow: „Scandinavian" von Philadelphia.

Wetterbericht.

Washington, D. C., 4. Febr. Für Illinois: Wärmeres, schönes Wetter, südwestliche Winde. Regen in den nördlicheren Gegenden.

Feierlichkeiten in New York.

New York, 4. Febr. Die Feierlichkeiten für das hundertjährige Bestehen des Oberbundesgerichtes nahmen heute Morgen hier ihren Anfang und verliefen, obwohl das Wetter regnerisch und rauh und die schrecklichen Ereignisse in Washington den Präsidenten und dessen Kabinetsmitglieder am Erscheinen verhindert hatten, programmmäßig. Reges Leben entwickelte sich schon seit früher Morgenstunde in den Hotels, in welchen die herbeigeströmten Gäste abgestiegen waren. Gegen halb Elf Uhr erschienen die Oberrichter in ihren Amtsroben, die verschiedenen Richter der Bundesdistriktgerichte, Richter des Appellationgerichtes von New York sowie Vertreter aller anderen Gerichtshöfe im Versammlungssaale des Opernhauses und nahmen ihre Sitze ein. Expräsident Grover Cleveland hielt die Eröffnungsrede und wurde bei seinem Erscheinen stürmisch begrüßt. Nachdem er seine Rede unter langem, andauernden Beifalle beendet, sprach Rev. Morgan Dir das Gebet und erwähnte darin in bewegten Worten der Schicksalsschläge, welche die Familien der Sekretäre Blaine und Tracy betroffen. Hierauf folgten Reden von Herrn Wm. Allen Butler und Oberrichter Field.

Bahndamm eingestürzt.

Philadelphia, 4. Februar. Etwa zweihundert Fuß des Schuylkillflußufers stürzten heute gegen Mittag in der Nähe der Stadt ein und rissen eine beträchtliche Strecke des Baltimore & Ohio Eisenbahndammes weg. Sämmtlicher Verkehr ist unterbrochen. Eine große Anzahl Arbeiter ist mit Wiederherstellung des Dammes beschäftigt. Vielleicht kann der Verkehr heute Nacht wieder aufgenommen werden.

Brutaler Mord.

Colmesnil, Tex., 4. Febr. Kapitän W. J. Calvin von der Roß'schen leichten Infanterie wurde hier letzte Nacht ohne irgend welche Ursache von J. W. Ashburner, einem Constabler, niedergeschossen. Calvin hatte keinerlei Waffen bei sich und hatte, so viel man weiß, nie zuvor Händel mit Ashburner gehabt. Der Mörder ist entkommen.

Lebensmüde.

Philadelphia, 4. Febr. W. R. Burnett, ein Handlungsreisender, welcher von Washington zu kommen vorgab, beging heute Morgen im Green'schen Hotel Selbstmord. Er trat vor den Spiegel und schoß sich eine Kugel durchs Herz. Ehe ärztliche Hilfe kam, war er eine Leiche.

Erlag seinen Verletzungen.

Peoria, Ill., 4. Febr. William Revell, der Lokomotivführer des gestern Nacht in der Nähe von Bridge Junction verunglückten Zuges, ist heute Morgen seinen Verletzungen erlegen. Seine Leiche befindet sich noch immer in den Trümmermassen, und es wird längere Zeit dauern, ehe man sie und die der anderen Verunglückten befreien kann.

Ausland.

Wegen Beleidigung verurtheilt.

Berlin, 4. Febr. Herr Schmitz, der Redakteur der „Kölnischen Zeitung", ist wegen Beleidigung der Kaiserin Friedrich zu einem Monat Festungshaft verurtheilt worden.

Nehmen die Arbeit wieder auf.

Essen, 4. Febr. Die Arbeiter der Nothberger Kohlenbergwerke haben beschlossen, die Arbeit wieder aufzunehmen.

Wollen die Deutsch-Freisinnigen unterstützen.

Köln, 4. Febr. Abgeordneter Windthorst erklärte in einer hier am Montag abgehaltenen Centrumsversammlung, daß die Centrumspartei überall da, wo sie selbst keine Kandidaten habe, die deutsch-freisinnigen Kandidaten unterstützen werde.

Verweigerten die Erlaubniß.

Frankfurt, 4. Febr. Die von Eugen Richter, dem Führer der Deutsch-Freisinnigen, hier auf heute anberaumte Wahlversammlung wird nicht stattfinden. Die Behörden haben die Erlaubniß hierzu verweigert.

Salisbury kehrt nach London zurück.

London, 4. Febr. Der Markgraf v. Salisbury wird am Mitwoch hierher zurückkehren und in einem Privatrathe der Minister sodann der Ton der Thronrede der Königin bestimmen. Die Königin wird der Kanzler am Sonnabend empfangen und die Thronrede unterzeichnen.

Noch immer wüthend auf England.

London, 4. Febr. Lissaboner und Madrider Blätter sprechen sich sehr bitter gegen die bei Gibraltar abgehaltenen Manöver der britischen Flotte aus. Wie verlautet, beabsichtigen spanische und portugiesische Republikaner Kundgebungen gegen das Verhalten Englands in's Werk zu setzen.

— Während einer sozialistischen Wahlversammlung in Staßfurth kam es zwischen der vor der Thür des Versammlungslokales angesammelten Volksmenge und den Polizisten zu einem blutigen Zusammenstoße. Eine Frau wurde erschossen, vier Männer verwundet, und sieben Polizisten trugen schwere Stichwunden davon.

— Wie aus Berlin gemeldet wird, entging die verwittwete Kaiserin Friedrich gestern nur mit knapper Noth schwerem Unglücke. Während der Ausfahrt wurde eins ihrer Kutschpferde scheu, und der Kutscher wurde vom Bocke geschleudert.

Tagesereignisse.

— Kronprinz Wilhelm und Prinz Eitelfritz sollen, dem Wunsche des Kaisers gemäß, in Hannover erzogen werden. Kaiser Wilhelm gedenkt auf diese Weise die Treue der Hannoveraner zu sichern.

— Wie verlautet, soll Prof. Dr. Bokai von der Klausenburger Universität in Siebenbürgen ein unfehlbares Mittel gegen Tollwuth entdeckt haben. Es ist aus einer Lösung von Chlorin, Bromin, Schwefelsäure und übermangansaurem Kali mit Eucalyptus-Oel zusammengesetzt.

— In Haag ist der Kolonialminister Dr. Keuchenius zurückgetreten.

— Aus Berlin kommt die Nachricht, daß der Minister für öffentliche Arbeiten, Herr von Maybach, sein Amt niederzulegen gedenkt.

— Die Leiche der bei dem Brandunglück im Tracy'schen Hause zu Washington umgekommenen Kammerzofe Josephine Morrell wird heute beerdigt werden, mit dem Begräbniß der Frau Tracy und ihrer Tochter Mary wird man warten bis Herr Tracy wieder hergestellt ist.

— Herr Leland, der frühere Präsident der Sechsten Nationalbank von New York, ist von dem Verwaltungsrathe der Bank wieder mit der Leitung derselben betraut worden. Die Geschäfte der Bank werden wahrscheinlich heute wieder aufgenommen werden.

— In Ottawa, Ont., brannte gestern Morgen ein Wagenschuppen der kanadischen Pacific-Bahn nieder. Der Gesammtverlust wird auf etwa $90,000 abgeschätzt.

— Bei Bridge Junction in Illinois stürzte gestern die eiserne Brücke, welche über den Illinois-Fluß führt, zusammen, während sich ein Frachtzug der Ohio, Indianapolis & Western-Bahn auf ihr befand. Lokomotive, Tender und drei Wagen wurden in die Tiefe gerissen, und vier Mann vom Zugpersonal wurden unter den Trümmern begraben. Der Locomotivführer ragte mit dem Oberkörper noch aus dem Wasser heraus. Er stand, wie er selbst sagte, auf dem Körper des unter ihm liegenden Heizers, jedoch war er derartig eingezwängt, daß man ihn nicht aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte. Herbeigerufene Aerzte waren die ganze Nacht um den Verunglückten beschäftigt, doch glaubt man nicht, daß er mit dem Leben davonkommen wird.

Lokalbericht.

Der allmächtige Yerkes.

Ein Stadtrath-Comite fügt sich wieder seinen Wünschen.

Das Stadtrath-Comite für Straßen der Westseite verwarf gestern in seiner Sitzung den Plan, die südliche Schleife der Westseite Kabelbahn an La Salle Str., statt an State Str. anzubringen und gewährte mit allen gegen eine Stimme der Gesellschaft das Recht, die State Str., von der Washington bis Madison Str. für die Legung von Geleisen zu benutzen.

Herr Yerkes als Präsident der Westseite Straßenbahngesellschaft, war in der Versammlung der Stadtväter anwesend und erklärte die Annahme der Verordnung als eine Maßregel für das allgemeine Wohl. Auf besonderes Befragen mußte Herr Yerkes allerdings selbst zugeben, daß es nicht wohl möglich sei, daß an der Kurve der Kabelbahn zwei Fuhrwerke an einem Straßenbahnwagen vorbei fahren können. Für die La Salle Straße war nur Alderman Harris eingetreten, der für die den beregten Punkt passirenden Fuhrwerke eine große Gefahr sah. Herr Yerkes fertigte ihn damit ab, daß er meinte, die State Straße passe ihm besser als die La Salle Straße, für die er bereits ein Recht zum Legen von zwei Schienensträngen habe. Natürlich muß noch der Stadtrath die Handlung des Comites bestätigen, darüber kann aber kaum ein Zweifel obwalten, da Herr Yerkes im Stadtrath Alles durchsetzen kann, was er will.

Die Snell'sche Zollstraße.

In dem Prozesse um die Snell'sche Zollstraße einigten sich heute die Parteien, den Richter Shepard entscheiden zu lassen, daß der von der Stadt erhobene Rechtseinwand gültig sei, um den Snell'schen Erben Gelegenheit zu geben, die Sache vor ein höheres Gericht zu bringen, vor welchem die Angelegenheit doch endgültig entschieden werden muß.

Der Deimel'sche Bankerott.

Leopold Miller wurde heute vom Richter Collins angewiesen, sich einer Untersuchung vor einem Gerichts-Referenten (master of chancery) zu unterwerfen, damit festgestellt werden könne, ob Eigenthum der American Parlor Company oder der bankerotten Firma Deimel Bros. sich in seinem Besitz befindet.

Der Waldron'sche Prozeß.

In dem Waldron'schen Schadenersatzprozesse, in dem heute das Verdikt der Jury, die der um ihre Liebe bestohlene Frau entweder die als Schadenersatz geforderten $100,000 bewilligen oder vorenthalten wird, erwartet wurde, ist noch kein Resultat abzusehen. Die Geschworenen sind noch nicht einig und sind heute überhaupt nicht in das Gerichtszimmer gekommen.

Noble Armenpflege in Chicago.

Was man davon in Cleveland zu erzählen weiß.

Unter der Ueberschrift „Noble Armenpflege in Chicago" lesen wir im Clevelander „Anzeiger" Folgendes: „In der letzten Sitzung des Arbeitshausrathes wurde Walter Moore, ein Insasse des Zufluchthauses, auf Empfehlung des Superintendenten McBane entlassen, da Walter sein Examen bestanden und unter den Regeln des Zufluchtshauses zu seiner Entlassung berechtigt war. Die Mutter des Knaben hat Cleveland vor längerer Zeit verlassen und ist nach Kansas übergesiedelt, wohin Walter und sein jüngerer Bruder Charley, ebenfalls ein Insasse des Zufluchtshauses, geschickt werden sollten. Die beiden Knaben erhielten Freikarten vom Infirmary-Superintendent nach Chicago, in der Erwartung, daß die dortigen Behörden, wie es Brauch ist, sie weiter befördern würden. Gestern Morgen erhielt Supt. Mellen ein Schreiben des Prinzipals der Schule für Knaben an Harer Str. folgenden Inhaltes: „Die Behörden in Chicago schickten die Gebrüder Moore nicht weiter, sondern sperrten dieselben in der Polizeistation an Harrison Str., zusammen mit Betrunkenen und Verbrechern aller Art ein. Nur der Herzensgüte der Matrone ist es zu danken, daß die Knaben nicht verhungert sind. Sie erlaubte dem ältesten der beiden Knaben an seine Mutter zu schreiben, welche das Reisegeld für die Knaben zusammen bettelte.

Nach Ablauf einer Woche kamen sie bei ihrer Mutter, mit Ungeziefer aller Art behaftet, an. Eine niederträchtigere Behandlung konnten die Behörden der Großstadt Chicago den beiden Knaben nicht angedeihen lassen."

Von Chicago und anderen Plätzen des Westens werden häufig mittellose Personen nach dem Osten befördert und zur Weiterbeförderung der hiesigen Infirmary empfohlen. In allen Fällen erhalten solche Passagiere die nothwendigen Freikarten nach den Stationen, bis zu welchen die hiesigen Behörden solche Freikarten zu geben autorisirt sind. Gleichzeitig erhalten die Reisenden Empfehlungsschreiben an die Infirmary der Endstation, so daß sie dort sofort weiter befördert werden und der Fall in Chicago steht einzig da."

Eine saubere Familie.

Dora Bade abermals vor Gericht.

Die berüchtigte Dora Bade, welche es sich bekanntlich zum Geschäft gemacht hat, sich als Dienstmädchen zu vermiethen, um sodann unter Mitnahme von allerlei Kleinigkeiten plötzlich zu verschwinden, stand heute Vormittag, von der Frau Nellie Fink wieder einmal des Kleindiebstahls angeklagt, abermals vor dem Richter Kersten, ließ jedoch ihren Fall zum Richter Hamburgher verlegen. Herr Hamburgher verschob denselben bis zum 14. d. M. und erklärte, daß es sich in demselben um eine ebenso geriebene als unverbesserliche Diebin handle.

Die Bade'sche Familie — der Vater sei schon todt—wohne in der Bissel Str. und Doras Schwestern trieben es ganz genau so wie sie. Dabei seien die Frauenzimmer so schlau, daß sie sich wohl hüteten je etwas zu stehlen, das über $15 werth sei und sie so in's Zuchthaus bringen würde. Was die Mutter anbeträfe, so besäße dieselbe ein Vermögen von $7000 bis zu $8000 und lasse ruhig geschehen, was sie nicht ändern könne oder wolle.

Dr. Meaney sonderbares Benehmen.

Betrunken oder geistesabwesend?

Im Southernhotel an der Wabash Ave. und 22. Str. verübte ein Herr gestern Abend einigen Unfug, indem er mit einem riesigen Revolver bewaffnet in den Corridoren, Billiardzimmern und in der Office umherlief, und mit seiner Waffe fuchtelnd, allerlei Todesdrohungen ausstieß. Heute Vormittag stand der Missethäter, ein Dr. Meaney, vor dem Polizeirichter Bradwell und mehrere Zeugen erklärten, daß der Doktor, der sich übrigens einer guten Praxis erfreuen und ziemlich wohlhabend sein soll, sich etwas auffallend benommen habe. Zum Glücke des Doktors kam schließlich ein Vertreter des städtischen Gesetzdepartements hinzu und erlöste denselben aus seiner heiklen Lage. Der Herr Doktor wurde nämlich auf Verwendung desselben freigesprochen.

Die deutschen Kellner siegreich.

Die Klage des Herrn Paul Meulen, Verwalters der „German Waiters Exchange", gegen die Firma Brady & Weadly ist von dem Kalender des Richters Wheeler gestrichen worden. Die des Kontraktbruchs beschuldigte Firma hat, den ihr am Samstag gegebenen Rath des Richters befolgend, sich gütlich mit den von Herrn Meulen vertretenen vier deutschen Kellnern geeinigt und denselben ihren vollen Lohn für den Abend, für welchen dieselbe sie zuerst engagirte, um sodann an ihrer Stelle Irländer zu nehmen, bezahlt. Wie einer der Interessirten einem Berichterstatter der „Abendpost" mittheilte, handelte es sich bei der Klage nicht sowohl um die $3, welche jeder Einzelne von ihnen zu fordern hatte, als vielmehr um eine Prinzipienfrage.

Kleine Anzeigen in der „Abendpost" haben stets die erwünschte Wirkung.

Kapt. Schüttler lebt.

Ein Gerücht von einem Attentat auf ihn nicht bestätigt.

Die Clan-na-Gael-Brut kann ihn nicht aus dem Amte drängen.

Polizeichef Marsh erfreut über seine Freisprechung.

Der Stadtkirchvater McCormick läßt sich wieder sehen.

Kapitän Schüttler, welcher noch immer an den Wunden laborirt, die er im Kampfe mit dem von ihm erschossenen Schnapskneipenbesitzer Gibbons davongetragen, hat sich bereits gestern wieder zum Dienste gemeldet, wurde aber, in Anbetracht seines erschöpften Zustandes, ersucht, sich nur ruhig wieder nach Hause zu begeben und sich vorerst einmal gründlich auszuruhen. Polizeichef Marsh sprach sich gleich darauf einem Berichterstatter gegenüber äußerst erfreut über den Ausfall der Coroners-Untersuchung, welchen er als eine Rechtfertigung für sein eigenes Verhalten in dieser Angelegenheit ansieht, aus. Hoffentlich wird nun auch am Mittwoch die über Schüttler verhängte Bürgschaft im Betrage von $5000 aufgehoben werden und damit das Chicaniren vor dem Gesetze ein Ende haben.

Natürlich muß man nicht glauben, daß sodann auch der bittere Haß, welcher von dem Market-Straßen-Gelichter des Aldermans McCormick gegen den tapferen Kapitän genährt wird, auf einmal mit der Wurzel ausgerissen sei. Ganz im Gegentheil, die Clan-na-Gaels, deren Lieblingswaffe der Meuchelmord ist, werden Herrn Schüttler sicherlich alle Veranlassung geben, die Augen offen zu halten; an ihre Bekehrung ist nicht zu denken.

Wie allgemein aber der Glaube verbreitet ist, daß Schüttler doch noch einmal eine Kugel in den Rücken bekommt, zeigte sich wieder so recht einmal heute Vormittag, als plötzlich an allen Ecken und Enden der Stadt das Gerücht auftauchte, derselbe sei erschossen. Wenige von Denen, welchen es zu Ohren kam, zweifelten an seiner Wahrheit und sogar der Wachthabende auf der Chicago Ave.-Station schickte Hals über Kopf einen Polizisten nach Schüttlers Wohnung, um zu sehen, was Wahres an der Geschichte sei. Glücklicherweise stellte es sich dann sogleich heraus, daß dieselbe jeder Begründung entbehre und der Kapitän selber, welcher gestern Abend spät aufgeblieben war und noch im Bette lag, als der Sendbote von seiner alten Station bei ihm eintraf, war nicht wenig erstaunt über seinen vermeintlichen Tod.

Alderman McCormick beliebte beiläufig in der gestrigen Stadtrath-Sitzung zur Abwechslung auch einmal den reuigen Sünder zu spielen, doch muß man gestehen, daß ihm diese Maske sehr schlecht stand, dessen ungeachtet und, obwohl ihn die bei weitem größere Majorität der Stadtväter geradezu wie einen Geächteten behandelte, stimmte er doch, eigentlich zum ersten Male in seinem Leben, mit dem anständigen Element.

Leider kann man hier kaum umhin zu bemerken, daß eben dieses Element sich seiner Stärke doch nur noch in sehr mangelhafter Weise bewußt ist, denn sonst hätte man doch wohl andere Maßregeln ergriffen, als daß man einfach mit dem „gefallenen" Kollegen maulte. Leute wie McCormick im Stadtrathe sind einfach ein Skandal und skandalös muß es genannt werden, wenn der Stadtrath nicht wenigstens Alles thut, was in seinen Kräften steht, um solche Gesellen aus seinen Reihen zu verbannen. Nach dem gestrigen Verhalten unserer Stadtväter ist aber für die Ergreifung derartiger Maßregeln wenig Aussicht vorhanden. Zwar war es ein öffentliches Geheimniß, daß Alderman Noble eine diesbezügliche Resolution mit sich in der Tasche herumtrug, aber ihm sowohl als seinen Freunden fehlte es an moralischer Kraft, dieselbe zur Vorlage zu bringen.

Von seiner Familie verlassen.

Hoolbrok erzählt seine Leidensgeschichte.

Ein Ehemann und Vater von acht Kindern, Frank X. Holbrook, brachte heute vor Richter Horton eine rührende Familiengeschichte vor. Seine Frau hatte ihn wegen Trunkenheit auf Ehescheidung verklagt; er stellte aber seine Familienverhältnisse in so schlichter, aber eindrucksvoller Art vor, daß der Richter überzeugt schien, daß der Mann ungerechtfertigt verklagt war.

Die älteste Tochter Holbrooks hatte ein Liebesverhältnis mit einem verheiratheten Manne, Namens Frank Miller, und dieses Mädchen hatte in Gemeinschaft mit ihrem Liebhaber den alten Mann thätlich angegriffen, als er sie zur Umkehr von ihrem Sündenpfade bewegen wollte. Als Holbrook einmal seine anderen Kinder besuchen wollte, wurde er von seiner Frau weggetrieben. Frau Holbrook hatte einen Advokaten, der Gatte aber nicht, und thränenden Auges nahm der unglückliche Ehemann die Bestimmung des Richters an, nach welcher die Verhandlung auf zwei Wochen verschoben wurde.

* Der 35jährige Alexander Hausen, welcher von der No. 197 Elm Str. wohnhaften Hannah Walsh des gröblich unordentlichen Betragens angeklagt war, wurde heute Vormittag von Richter La Buy um $10 gestraft.

Das Eheleben eines Millionärs.

Die Scheidungsklage der Frau Harding.

Der Gatte der brutalen Behandlung und der Vernachlässigung angeklagt.

Die Klage der Frau Adelaide M. Harding gegen ihren Gatten George F. Harding auf Scheidung von Tisch und Bett kam heute zur Verhandlung. Harding ist als Advokat in weiten Kreisen bekannt und besitzt ein Vermögen von zwischen $2,000,000 und $3,000,000 und seine Frau behauptet, daß sein jährliches Einkommen $120,000 betrage.

Frau Harding war ihrem Gatten im November 1855 in Peoria angetraut und wohnte bis zum Jahre 1861 mit ihrem Gemahl in jener Stadt. Darauf machten beide eine Reise nach Europa und verblieben dort nahezu ein Jahr. Im Jahre 1862 kam das damals noch glückliche Ehepaar nach Chicago und hat seit jener Zeit hier seinen Aufenthalt gehabt. Sieben Kinder waren die Frucht der Ehe und gegenwärtig ist der älteste Sohn bereits 30 Jahre alt und die älteste von den vier Töchtern ist 19 Jahre alt. Mit Ausnahme des ältesten Sohnes wohnen alle Kinder bei ihren Eltern in 2536 Indiana Ave. Frau Harding erklärte, sie habe sich stets als eine liebende Gattin und Mutter bewiesen. Durch den Tod des ehemaligen Congreßmitgliedes A. C. Harding und des Vaters des Herrn Harding erbte die Familie eine größere Summe und es hatte bis zu Oktober 1888 stets gutes Einvernehmen in der Familie geherrscht.

Im Jahre 1888 aber nahm das glückliche Familienleben ein Ende. Herr Harding, der sonst seine Familie üppig leben ließ, gab kein Geld mehr für Sommerwohnungen, für Reisen u. dergl., und der Schritt vom Luxus zur Entbehrung war für Frau Harding zu schwer. Außerdem begann Harding seine Frau grausam zu behandeln und die Härte und Grausamkeit des Herrn Harding wurde immer unerträglicher. Als die Frau sah, daß alle Mittel eine Versöhnung herbeizuführen, fehlschlugen verließ sie das Haus ihres Gatten und lebte seitdem von demselben getrennt. Frau Harding erklärt vor dem verhängnißvollen Oktober nichts von Mangel gewaßt zu haben, sie habe denselben aber kennen gelernt, als ihr der Gatte statt $1000 nur $50 monatlich gegeben habe.

Sie beklagte sich noch darüber, daß ihr Gatte ihrem Kutscher zu viel Unverschämtheiten ihr gegenüber gestattet habe. Harding ist angeklagt, den Schrank seiner Frau aufgebrochen und daraus wichtige Papiere genommen zu haben. In dem Club, in dem Herr Harding seine meiste Zeit zubringt, ist man der Ansicht, daß ein junges Frauenzimmer es demselben angethan hat, und daß die Letztere die Schuld an dem ehelichen Zwiespalt habe. Die Angelegenheit ist noch nicht beendet.

Gaben sich als Geheimpolizisten aus.

Kamen aber mit wirklichen Detektivs in Conflikt.

Zwei kaum dem Knabenalter entwachsene junge Männer Namens Frank McMahon und Chas. Harvey standen heute Vormittag vor dem Tribunal des Richtern Bradwell, um sich gegen die Beschuldigung der Handschriften-Fälschung, des Erschwindelns von Geldern unter falschem Vorgeben und des Ausgebens für einen Beamten zu verantworten. Im Falle des McMahon wurden die beiden letzten Anklagen nun zwar vom Kalender gestrichen, doch ward er auf Grund der ersten unter $500 Bürgschaft gestellt, wogegen Harveys Bürgschaft für alle Fälle zusammen auf $3000 festgesetzt wurde.

McMahon, welcher zum Staatszeugen geworden ist, sagte aus, daß Harvey am 22. vorigen Monats zu ihm gekommen sei und ihn bewogen habe, seine vom Bürgermeister Cregier und dem Polizeichef Marsh unterzeichnete Ernennung zum Geheimpolizisten der Central-Station auf einen Bogen Papier zu schreiben worauf er von ihm bekannten Geschäftsleuten, unter dem Vorgeben, es fehle ihm an Geld, für allerlei nöthige Anschaffungen Solches geborgt.

Zu gleicher Zeit versprach er die ihm gewordenen Darlehen an seinem ersten Zahltage zurückzuerstatten und sich auch sonst in seiner Eigenschaft als Geheimpolizist erkenntlich zeigen zu wollen. Natürlich kam die Falschheit von Harveys Spiel gar bald an den Tag und vor einigen Tagen wurden Beide von den wirklichen „Geheimen" Woods und Plunkett verhaftet. Harvey ist auch derselbe Mann, welcher den Geheimpolizisten Nordrum beschuldigt hatte, den Sozialisten Polizeigeheimnisse mitgetheilt zu haben. Die Hauptverhandlung ist aäf den 14. d. M. angesetzt.

Wird dafür büßen.

Der Skandinavier John Engelbrechtsen, welcher von der No. 311 W. Kinzie Str. wohnhaften Ada Moelen sowie von ihrem im Hause No. 309 derselben Straße wohnhaften Nachbar John Gottschall angeklagt worden war, am 24. vorigen Monats in ihre resp. Wohnungen eingedrungen zu sein und aus denselben eine Menge Kleidungsstücke und Werthsachen der verschiedensten Art gestohlen zu haben, wurde heute Vormittag vom Richter La Buy in jedem einzelnen dieser auf den 7. d. M. zur Prozessirung angesetzten Fälle unter $1200 Bürgschaft gestellt.

Eine Mahnung für Hrn. Rennacker.

Die er wahrscheinlich beherzigen wird.

Herr Ernest F. Rennacker, der Geschäftsführer der bekannten Firma Willoughby & Robey, wurde heute Vormittag vom Richter Altgeld, nachdem der Letztere zunächst die Klage wegen Nichtachtung eines richterlichen Befehls gestrichen, mit der Mahnung nach Hause geschickt, fortan, falls er je wieder zu einem Geschworenen-Kandidaten spreche, bei der Wahl seiner Worte vorsichtiger zu sein.

Der Kläger Gruntvig Ballin, ein Ex-Clerk in dem an der Blue Island Ave. gelegenen Zweiggeschäfte der vorgenannten Firma, welchem Rennaker vorsteht, wiederholte auf dem Zeugenstande die von ihm am Samstag gemachten Aussagen, denen zu Folge Rennacker, als er am 23. November Geschworenen-Dienst thun sollte, zu ihm gesagt, er solle sich nur ganz einfach ein rothes Stück Flannel um den Hals binden und dem Richter Altgeld erklären, er sei krank. Zwei frühere Kameraden Ballins bestätigten dies, wogegen Rennacker die ganze Geschichte für durchaus unwahr erklärte.

Das Geschäft, sagte er, sei damals äußerst matt gewesen, weswegen er ja gar nicht einmal eine Veranlassung gehabt habe, Ballin vom Geschworenendienste abzuhalten. Wohl aber habe er Ballin, welcher sich zu jener Zeit stark erkältet hatte, gerathen, vorsichtig zu sein und sich aus diesem Grunde etwas um den Hals zu binden.

Das „Flim Flam".

Mehrere Geschäftsleute beschwindelt.

Die „Flim Flam"-Gauner Albert Russell, Charles Ward und C. R. Atkins, dered Geschäftsmethode darin bestand, sich eine Note von etwa 10 oder 20 Dollars gegen Kleingeld auszubitten und dabei die gefälligen Geschäftsleute zu betrügen, standen heute im Polizeigericht der Desplainesstr.-Station vor Richter Eberhardt. Eine große Anzahl Zeugen war anwesend.

Gegen Atkins, der der glücklichste „Operateur" gewesen zu sein scheint, wurden vier Anklagen erhoben und er wurde unter $1200 Bürgschaft den Großgeschworenen überwiesen. Gegen Russel lag nur eine Anklage vor, weshalb er mit $300 Bürgschaft davon kam. Ward mußte aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden. Die Spitzbuben pflegten Geschäftsleute der Lake Str., Ogden Ave. und Van Buren-Str. heimzusuchen, namentlich Besitzer kleiner Läden. Atkins hatte sich folgende Opfer auserkoren:

E. S. Danvers, der in 252 Ogden Ave einen Cigarrenladen hält; Frau John Underwood, 452 Van Buren Str.; Frau A. Forbes, 281 Van Buren Str.; Frau Collins, 339 West Lake Str. Die Beträge, um die die einzelnen Opfer der Gauner beschwindelt wurden, belaufen sich auf $5 bis $10.

* Im Gesundheitsamte wurden heute 52 Todesfälle angemeldet, darunter vier in Folge der Grippe.

* Dem bei der „Griffin Car Wheel Company" angestellten Cassius Schwartz, wurde heute Vormittag der eine Fuß durch ein fallendes Eisenbahnwagenrad zerschmettert. Man schaffte den Verunglückten in seine No. 700 West 19. Str. gelegene Wohnung.

* Die plötzliche Explosion eines Gasolinofens in dem im Hause No. 45 Süd Halsted Str. gelegenem Zimmer des John O'Connor verursachte heute Morgen beträchtliche Aufregung, aber glücklicherweise nur geringen Schaden.

* Im Kreisgerichte wurde heute der Antrag gestellt, die Chicago Sanitarium Company aufzulösen und einen Massenverwalter über das Geschäft zu ernennen, das angeblich schlecht geleitet worden ist.

* Henry Lendes, ein neunzehnjähriger Bursche, welcher von der No. 229 Nord Halsted Str. wohnhaften Anna Olson angeklagt worden war, aus ihrer Wohnung verschiedene Handtücher gestohlen zu haben, wurde heute Vormittag, nachdem die Diebstahlsanklage in eine solche wegen unordentlichen Betragens umgewandelt worden, vom Richter La Buy um $25 gestraft.

* Jakob Kaufmann, welcher von dem No. 173 Wells Str. wohnhaften W. Beck des unordentlichen Betragens angeklagt worden war, wurde heute Vormittag vom Richter Kersten um $5 gestraft.

* Der städtische Comptroller hat nach den bisher eingelaufenen Berichten der Beamten über Kostenvoranschläge gewaltige Angst bekommen, daß er wahrscheinlich in diesem Jahre noch einmal soviel bezahlen soll, als überhaupt bewilligt wird. Am Tage nach Montag wird er wahrscheinlich besser Bescheid wissen.

* Die Tempelritter hielten gestern Abend im Auditorium einen Ball zum Besten des „Illinois Masonic Home" ab. Die schönen Uniformen der Ritter verlieh dem Feste einen besonderen Glanz und sowohl in gesellschaftlicher als pekuniärer Beziehung war der Abend ein Erfolg.

* Im Nachlaßgerichte wurde das Testament des verstorbenen Alfred Cowles eingereicht. Das hinterlassene Vermögen beläuft sich auf $1,000,000.

* Der Bundesmarschall Hitchcock hat sein Amt als Custos des Bundesgebäudes angetreten und hat bereits die Ernennung von David Shanahan zu seinem Assistenten an höchster Stelle empfohlen.

Abendpost.

Erscheint täglich, ausgenommen Sonntags.

Herausgeber: F. Glogauer & Co.

181 Washington Str......Chicago

Telephon No. 1498.

Preis jede Nummer	1 Cent
Preis der Sonntagsbeilage	2 Cents
Durch unsere Träger frei in's Haus geliefert wöchentlich	6 Cents
Jährlich, im Voraus bezahlt, in den Ver. Staaten, portofrei	$3.00
Jährlich nach dem Auslande, portofrei	$5.00

Dienstag, den 4. Februar 1890.

Bei dem Wahlkampfe in Deutschland geht es anscheinend noch lebhafter zu, als in unseren Präsidentschafts-Feldzügen. Die Zeitungen führen eine mehr kräftige als höfliche Sprache, „Manifeste" schwirren nur so in der Luft herum, und an der Bearbeitung der Wähler, die man hierzulande "Electioneering" nennt, nimmt sogar der Kaiser Theil. Denn daß der Kaiser die Kadetten gerade jetzt ermahnt, als Officiere die Soldaten nicht rücksichtslos und roh zu behandeln, ist nach den Klagen im Reichstage über die Mißhandlung der Volksschullehrer während ihrer Uebungszeit sicherlich kein bloßer Zufall. Ebenso würde man wenigstens in Amerika die Ernennung eines „arbeiterfreundlichen" Handelsministers für ein Wahlmanöver halten. Doch hat die deutsche Regierung vor der amerikanischen etwas voraus, was sie selber für einen Vortheil hält, wenn es sich auch, in der bilderreichen Sprache unserer Politiker, als „Buhmerang" erweisen mag. Sie kann nämlich die Versammlungen der Opposition durch die Polizei verbieten lassen. Die Sozialisten werden verknüppelt und zusammengeschossen, wenn sie von der verfassungsmäßig gewährleisteten Redefreiheit Gebrauch machen wollen, mit den Deutsch-Freisinnigen und anderen Reichsfeinden verfährt man zwar etwas milder, aber man macht sie immerhin stellenweise mundtodt.

Bei alledem muß man sich fragen: Wozu der Lärm? Wenn hierzulande an Stelle eines demokratischen Präsidenten oder Congresses ein republikanischer gewählt wird und umgekehrt, so treten sofort große Veränderungen ein. Ob dagegen die Reichstagswahlen reichsfreundlich oder reichsfeindlich ausfallen, ist im Grunde genommen höchst gleichgiltig. Die Regierung tritt unter keinen Umständen zurück. Dem hohen Bundesrathe fällt es erst recht nicht ein, auf die Wünsche des Reichstages Rücksicht zu nehmen. Er bestätigt blos diejenigen Gesetzentwürfe, die vom Reichskanzler vorgelegt oder gutgeheißen worden sind. Alle von der Regierung geforderten Gelder für die „Sicherheit des Landes und die Aufrechterhaltung des Friedens" werden bewilligt, ob die Mehrheit den Kartell- oder den Oppositionsparteien angehört. Warum also nimmt ein so praktischer Staatsmann, ein solcher Realpolitiker wie Fürst Bismarck überhaupt noch Antheil an dem Ausgange der Wahlen, und noch dazu so lebhaften?

Zu erklären ist das nur dadurch, daß Fürst Bismarck selbst von der Unhaltbarkeit seines Systems überzeugt ist. Der beste Theil des deutschen Volkes ist der Scheinverfassung müde und verlangt ein vernünftiges Maß politischer Freiheit. Bürger und Arbeiter vermögen nicht einzusehen, warum sie sich von dem Landadel, auf den der Herrscher sich mit Vorliebe stützt, noch länger sollen gängeln lassen. Jede Reichstagswahl zeigt, welche Fortschritte diese Stimmung gemacht hat, und Bismarck, der nur mit Thatsachen rechnet, verfolgt deshalb diese „Kraftproben" mit ängstlicher Spannung.

Nach dem statistischen Ausweise der Ackerbaubehörde von Illinois haben die Farmer dieses Staates an der letzten Ernte nahezu $10,000,000 verloren. Sie ernteten 247,980,598 Bushel Mais im Werthe von $58,537,047, während die durchschnittlichen Produktionskosten sich auf $9.72 den Acker oder $68,272,872 für das gesammte Flächengebiet stellten. Dabei ist nicht etwa die Ernte schlecht gewesen, sondern der Bericht sagt im Gegentheil, daß nicht nur der Ertrag gut war, sondern daß auch die Güte der Frucht weit über dem Durchschnitt stand. Demzufolge haben die Farmer in Illinois — und die weiter westlich wohnenden sind noch weit schlimmer daran — die Segnungen des heimischen Marktes noch nicht zu spüren bekommen, für den sie so theuer bezahlen müssen. Selbst in guten Erntejahren können sie bei allem Fleiß nicht auf ihre Kosten kommen, wenn sie den Werth ihrer eigenen Arbeit veranschlagen und 7 Prozent auf das hineingesteckte Kapital rechnen. Es muß ihnen daher sehr komisch vorkommen, wenn die „geschützten" Industriellen, die 50 und mehr Prozent verdienen, noch immer nach höheren Zöllen schreien.

Mit der Herauswerfung von Demokraten aus dem nationalen Abgeordnetenhause ist jetzt allen Ernstes begonnen worden. In dem Wahlstreite Smith-Jackson, der von West-Virginia aus anhängig gemacht worden war, wurde der Republikaner Smith ohne jede Erörterung von allen seinen Parteigenossen für rechtmäßig gewählt erklärt, während die Demokraten sich der Abstimmung gänzlich enthielten. Auf dieselbe Art wird ohne Zweifel in jedem anderen Wahlstreite verfahren, und die Republikaner werden um 16 bis 20 Mitglieder verstärkt werden. Wer im Rechte ist, darnach wird gar nicht gefragt. Es genügt zu wissen, daß der eine der Streitenden ein Republikaner, der andere ein Demokrat ist. Diejenige Partei, die zufällig beim ersten Namensaufrufe über eine Mehrheit verfügt, und wäre es auch nur von einer Stimme, kann sich hinterher eine Majorität von beliebiger Stärke verschaffen. Alles im Namen des gesunden Menschenverstandes!

Die demokratischen Mitglieder des Hauses haben in einer öffentlichen Erklärung die windigen Behauptungen des Sprechers Reed bündig widerlegt. Sie haben gezeigt, wie lächerlich die Zumuthung ist, daß eine Körperschaft wie der Congreß der Ver. Staaten sich durch die „allgemeinen parlamentarischen Regeln" soll leiten lassen, die in der ersten besten Volksversammlung unter freiem Himmel gelten mögen. Nach welchem Plane sollen die Ausschüsse ihre Berichte abstatten, welche Gegenstände sollen zur Debatte angesetzt, wann sollen Bills eingereicht werden dürfen, so lange gar keine Geschäftsordnung vorhanden ist? Der Sprecher entscheidet willkürlich, was nach seiner Ansicht die allgemeinen parlamentarischen Regeln sind, und wenn gegen seine Entscheidung appellirt wird, so weigert er sich einfach, den Einwand entgegenzunehmen!

Den Demokraten im Hause geht es ungefähr ebenso, wie zehn Jahre lang den deutschen Abgeordneten im böhmischen Landtage. Sie sind so vollkommen überflüssig, daß sie gerade so gut gänzlich fortbleiben könnten. Bekanntlich haben die Deutsch-Böhmen thatsächlich „Enthaltungspolitik" getrieben, und in dem „politisch höchst entwickelten Lande der Welt" wird es vielleicht auch noch dahin kommen, daß die jeweilige Minderheit in den gesetzgebenden Körperschaften in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle Gehalt zieht und zu Hause bleibt.

Durch das schreckliche Brandunglück in Washington ist die Aufmerksamkeit wieder einmal auf die elende Bauart der amerikanischen Wohnhäuser gelenkt worden. Die Zeitungen besprechen die Thatsache, daß selbst die wohlhabenden, ja sogar die reichen Amerikaner nur höchst selten feste und solide Wohnhäuser aufführen. In den weitaus meisten Fällen findet man hinter dünnen Wänden, die entweder aus Holz bestehen oder günstigsten Falles eine schwache, nur für das Auge bestimmte Steinverkleidung haben, Holz im Hausflur, Holz in den Treppengängen, den Fußböden, Decken und Gesimsen. Für feinen Anstrich, zierliche Möbel u. dgl. Aeußerlichkeiten wird sehr viel Geld ausgegeben, für die Sicherstellung der Hausbewohner gegen Feuersgefahr aber nichts. Die amerikanischen „Paläste" sind lediglich auf den Schein berechnet. Indessen ist das ganz selbstverständlich. Keiner unserer Millionäre fühlt sich sicher, daß nicht schon seine Söhne, von den Enkeln und Urenkeln ganz zu schweigen, in das Lager der Habenichtse mögen zurückgeschleudert werden. Weshalb soll er für die Jahrhunderte bauen, wenn der Glanz seines Hauses vielleicht nur Jahrzehnte währen mag? In das Uebergangsstadium, in dem die Ver. Staaten sich befinden, passen „ewige" Bauten nicht hinein.

Lokalbericht.

Sitzung des Countyraths.

Die Beköstigungsvorlage des Sheriffs wurde, nachdem sie nun schon zum sechsten oder siebenten Male zur Berathung gekommen war, in der gestrigen Sitzung des County-Raths endlich angenommen, Präsident Edmanson und Commissär Schubert steckten den Säbel, mit dem sie bisher „Anstands halber" so laut gerasselt, ein und stimmten für dieselbe. Die neuliche Entscheidung betreffs der Höhe der den County-Commissären zuzusprechenden Gehälter indessen erfolgte auch diesmal noch nicht, obwohl man abermals stundenlang und oft unter Anwendung von durchaus nicht grade parlamentarischen Ausdrücken und Redewendungen über dieselbe debattirte. Die $2000- und die $1866-Partei hielten sich scharf die Waage.

James J. West in schlimmer Lage.

Dem Ex-Redakteur der „Times", James J. West, ist vom Richter Grinnell das Gesuch um Bewilligung eines neuen Prozesses abgeschlagen worden und der verunglückte Zeitungsmann mußte die Nacht im Gefängniß zubringen. Gewährt ihm nicht schließlich, was kaum zu erwarten steht, doch noch das Oberstaatsgericht den verlangten neuen Prozeß, so ist sein Schicksal besiegelt und er muß seine fünf Jahre im Zuchthause bei harter Arbeit absitzen. Uebrigens wurde dieses Urtheil durch eine ihm vom Richter Grinnell noch dazu auferlegte Geldstrafe im Betrage von $1000 verschärft.

Das Bundes-Sängerfest.

In der Office des Stadtclerks Ambergs waren gestern die Delegaten der vereinigten Sängervereine fast vollzählig vertreten, um die weiteren Vorbereitungen zur Sängerfestfahrt zu besprechen. Als Delegaten werden sich an dem Feste offiziell betheiligen: Orpheus, die Herren Amberg und Dose; Junger Männerchor, Hyman und Könker; Fidelia, Nettelhorst und Carr; Schweizer Männerchor, Manz und Müller; Frohsinn, Müller und Hartung; Liederkranz Eintracht, Maaß und Folte; Teutonia, Detmer und Uhlich; Liedertafel Vorwärts, Schmidt und Bohm.

Die Abreise wird am Montag Abend 7½ Uhr von Polkstr. Bahnhofe erfolgen. Die letzten Anmeldungen müssen bis spätestens Samstag Nachmittag (bei Herrn Franz Amberg) erfolgen.

* Das stadträthliche Comite für Eisenbahnwesen beschloß eine Verordnung zur Regulirung der Fahrgeschwindigkeit einzubringen. Die Verordnung fordert Viadukte, Schutzgitter und macht die Eisenbahngesellschaft für jeden Schaden verantwortlich.

* Die beiden fünfzehnjährigen Bengel Ernst Stahl und Henry Schimer, wurden gestern wegen Diebstahls verhaftet und in der Desplaines Str. Station eingesperrt. Die frechen Jungen hatten am Samstag Waaren im Werthe von $250 aus dem Geschäfte von Mr. Clark, 460 W. Madison Str., gestohlen.

* Das bekannte Geschäft von Charles Gossage & Co., an State und Washington Str., erlitt durch das Bersten einer Wasserleitungsröhre einen beträchtlichen Verlust. Das überlaufende Wasser hat Waaren im Werthe von über $4000 verdorben, trotzdem die Patrolmannschaft der Versicherungsgesellschaften sich sehr wacker bemühte, das Waarenlager zu schützen.

Der Stadtrath.

Die Westseite Hochbahn-Gesellschaft erhält endlich die Concession zum Bau.

Die Telephonfrage. — Ein Tadelsbeschluß gegen den Mayor.

Nach heißem und langwährendem Redekampfe wurde gestern Abend der erste Paragraph der Verordnung, welche der Westseite-Hochbahn-Gesellschaft die Erlaubniß giebt, ihr Bahnbau-Projekt an Randolph St. und Ogden Avenue zur praktischen Ausführung zu bringen mit 32 gegen 31 Stimmen vom Stadtrath angenommen. Die Opposition hatte sich auf's Aeußerste angestrengt, den Sieg der Hochbahn Freunde zu vereiteln und ebenso heiß, als der Kampf gestern war, wird er sich auch am Donnerstag, an welchem die übrigen Paragraphen der Verordnung zur Berathung kommen, wieder gestalten.

Außer dieser für einzelne Theile der Stadt so hochwichtigen Maßregel wurde dann gleich noch eine andere getroffen, welche für die sämmtlichen Stadttheile von gleicher Erfreulichkeit ist; man beschloß nämlich, den Mayor und den Comptroller zu ersuchen, daß sie die Telephongesellschaft dazu veranlaßten, die städtischen Fernsprechapparate, welche zum größten Theile vor Kurzem entfernt wurden, wieder anzubringen. Den Angehörigen des so weit verbreiteten Diebsgewerbes, welches seit Entfernung der Telephons einen so erstaunlich kräftigen Aufschwung genommen, wird dies traurige Kunde sein.

Zum Schluß wurde, und zwar von Alderman Pond, eine Resolution eingebracht, in welcher der Genannte unserem neuen Polizeichef scharf auf den Leib rückt. Dieselbe besagt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß Herr Marsh in der nächsten Stadtrathssitzung sich darüber erklären solle, wie es komme, daß die Gesetze gegen das Hazardspielen trotz der jüngsten diesbezüglichen Befehle des Mayors noch immer so mangelhaft durchgeführt würden. Herr Cregier selber nahm zwar hier den Polizeichef in Schutz, aber schließlich gelangte der Beschluß, nach Abmilderung einiger allzu „schneidigen" Redewendungen, doch zur Annahme.

Der Verwalter soll abgesetzt werden.

In Richter Shepards Gericht wurde gestern in dem Prozesse der Frau Alice Irwin gegen William A. Paulsen von der Klägerin der Antrag eingebracht, Paulsen aus seiner Eigenschaft als Verwalter von sechszehn Wohngebäuden an der Wells Straße abzusetzen. Das Eigenthum gehört gemeinschaftlich Frau Irwin, William A. Paulsen und Junius B. Paulsen.

Die drei Theilhaber lagen sich seit langer Zeit in den Haaren und Frau Irvin beantragt nun die Zurückziehung des Verwalters Paulsen, weil dieser keine genaue Rechenschaft abgelegt haben soll und weil in seinen Ausgaben Unregelmäßigkeiten vorgekommen sollten. Paulsen wird außerdem beschuldigt, während eines Verhörs vor einem Referenten einen Revolver getragen zu haben. Letzteres entschuldigt Paulsen damit, daß er die Drohungen eines gewissen Zeugen gefürchtet habe. Das Verhör ist noch nicht beendet.

Scheidungsklagen.

Folgende neue Scheidungsklagen wurden gestern eingereicht: Fanny H. gegen Elzer K. Towns, wegen grausamer Behandlung; Daniel gegen Lottie Miller, wegen böswilligen Verlassens; Carrie A. gegen Herbert H. Pratt, wegen böswilligen Verlassens; Fannie gegen Augustus W. Dickson, wegen grausamer Behandlung; Joseph C. gegen Harriet B. Barnes, wegen böswilligen Verlassens, und Hermann gegen Celia Krueger, wegen böswilligen Verlassens.

Heiraths-Licenzen.

Die folgenden Heiraths-Licenzen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Theodore Stagmann, Mary Oat.
William Van der Aa, Jane Enigenburg.
Stanislaus Donavsky, Francista Salma.
John Chermak, Marie O'Hanka.
Henry Moling, Dora Schroeder.
William Hagen, Carrie Brummner.
Frank Salinska, Annie Phebo.
Jan Punztkowski, Mariana Kalinkowska.
William F. Bigelow, Bertha Herold.
David Novack, Amelia H. Milcke.
Wilson Jaimison, Katie Lebraudt.
Charlie Baldt, Louise Eberhart.
Jovanni Lama, Amelia Nutini.
Alexander Spitka, Katie Cuchanska.
Chas. M. Farnell, Kittie Möller.
H. Lincoln Forbes, Theresa M. Cereglino.
F. W. Stälike, Emilia Wislman.
William R. Gaine, Minnie Christiansen.
Albert Lenzer, Agnes Logan.
Maximilian Karprzak, Antonia Kabiak.
Chas. Steuborn, Emma Gustafson.
E. A. von den Steiner, Arona Grams.
Daniel McCauley, Mary Rollberg.
Emil Decker, Emilia Hildebrand.

Briefkasten.

R. Sch. Warum sollte ein Privatmann bestraft werden, wenn er einem guten Freunde mit seinem Pferd und Wagen umziehen hilft? Und selbst wenn er sich den Wagen borgt und ein anderes „Sign" steht daran, so kann ihn Niemand zwingen, für das Umziehen etwas zu berechnen. Für solche Freundschaftsdienste kennt das Gesetz keine Strafe.

M. M. Consultiren Sie irgend einen Patent-Advokaten. Sie finden die Adressen mehrerer im Adreßbuch.

M. A. Sie können nach Wien zurückkehren, wie lange Sie sich aber dort aufhalten können, hängt vom Willen der österreichischen Regierung ab.

H. H. Ihre Zuschrift ist recht gut gemeint und würde auch veröffentlicht worden sein, wenn sie nicht zu sehr der ersten gliche; unser Raum ist zu kostbar, um ihn auf solche Weise zwecklos zu verschwenden. Was den „Deutsch-Amerikanischen Bürgerbund" betrifft, so wird er jedenfalls binnen Kurzem oder Langem wieder vor die Oeffentlichkeit treten und dann jedenfalls auch bekannt geben, wie weit er mit dem Einigungswerke vorgeschritten ist. Falls Sie Mitglied des Bundes werden wollen, so brauchen Sie sich nur an Herrn Karl Wohlfeld, 264 Clybourn Ave. zu wenden.

G. Sie müssen sich an den Steuerabschätzer (Assessor) Ihres Distrikts wenden und wenn der keine Hilfe schafft, an die Gerichte. Wenn Sie kein steuerbares Eigenthum haben, können Sie auch nicht besteuert werden.

Kleine Anzeigen in der „Abendpost" haben stets die erwünschte Wirkung.

Kurz und Neu.

* Alle diejenigen Grundeigenthümer, welche gegen den Bau eines Irrenhauses auf der Nordseite, am Seeufer, protestiren, sind von E. Percy Maynard, 14 Tribune Building, eingeladen, bei ihm vorzusprechen.

* Der Advokat A. S. Cronk, der wegen Fälschung zu einem Jahre Zuchthaus verurtheilt war, aber durch die Kniffe seiner Helfer bis jetzt noch immer ein freier Mann ist, wird endlich sich doch das Zuchthaus ansehen müssen, damit die ihm vom Gouverneur Fifer bewilligte Begnadigung in Kraft treten kann.

* Am letzten Samstag ließ John K. Kellog, ein Bruder der Frau Keefe — Scheidungs-schmutzigen Angedenkens — einen der Zeugen, Arthur Palmer, wegen Meineids verhaften. Palmer wurde jedoch auf Verwendung des Congreßmitgliedes Hill bis zum 11. Febr. entlassen.

* J. Dimmick von Rock Island übertrug heute das Grundstück Ecke der 4. Ave. und Van Buren Str., an letzterer Straße bis zur Dearborn Str. gehend, für den Preis von $225,000 an A. B. Mead von der Firma Mead & Co.

* Die Anwohner der Robey Str. wollen in ihrer Straße keine Straßenbahn haben. Sie haben dem Straßenbahnkönig bereits Vorstellungen in dieser Angelegenheit gemacht, und Herr Yerkes will sich ihrem Wunsche fügen.

* Johann Kopowsky, der sich auch Rudolph Schulze nennt, wurde am Sonntag durch Pinkerton'sche Agenten verhaftet, vermuthlich, weil er in seiner Stellung als Staatsbeamter der preußischen Regierung im Kreise Schneidemühl, Prov. Posen, $15,000 unterschlagen haben soll.

* Die Westseite Straßenbahngesellschaft hat den Commissär Purdy ersucht, für die Verlängerung der Straßenbahngeleise auf dem Viadukt der 12. Str. von der Wabash Ave. bis zur 5. Ave., einzutreten. Herr Purdy hat das Gesuch an den Corporationsanwalt verwiesen und denselben aufgefordert, zu erklären, ob die Straßenbahngesellschaft auch etwas in Betreff des Viadukts zu sagen hat.

* Der unverehelichte Eisenarbeiter Willie Kelby wurde gestern während der Arbeit an dem neuen Gebäude an Harrison Straße, zwischen der 4. Ave. und der Dearborn Str., durch eine Aufzugsmaschine schwer an seinem Rückgrat verletzt. Das Countyhospital nahm den Verunglückten auf.

* Vier nichtsnutzige Gesellen, Namens Chas. McKenna, James Faulkner und Chas. Johnson wurden gestern Abend im Hause des Letztgenannten, No. 2550 Cottage Grove Ave., unter der Anklage, gestohlenes Eigenthum in Empfang genommen zu haben, verhaftet. Drei Theekannen, ein Zuckerbehälter und ein Butter-Teller, sämmtlich aus solidem Silber und auf's Prächtigste verziert, wurden in ihrem Besitze gefunden und rühren wahrscheinlich von einem auf der Südseite verübten Einbruch her. Die Gefangenen sind ein Theil der Bande, welche am Montag Abend an der Ecke der 20. Str. und der Cottage Grove Ave. die Gebrüder Kaiser überfiel.

* Eine Versammlung unter den Auspicien der Personal Rights League" wird morgen, den 5. Februar, Abends 8 Uhr, in A. Kamins Halle, 1352 West 22. Str., nahe California Ave., abgehalten werden. Alle Bürger der 10. Ward sind eingeladen. Gute Redner werden anwesend sein.

* Der „Verbesserungs-Club der 13. Ward" hat einen energischen Kreuzzug gegen den am Westende der Indiana Str. gelegenen Steinbruch, oder vielmehr dessen Besitzer eröffnet. Die in dieser Gegend wohnhaften Bürger beschweren sich darüber, daß ihr und der Ihrigen Leben durch die fortwährend in demselben vorgenommenen Sprengungen arg gefährdet ist und wollen die städtischen Behörden um Abhilfe ersuchen. Heute Abend wird in Miehles Halle, Ecke Indiana Str. und Western Ave., eine Versammlung abgehalten werden, in welcher die nächst einzuschlagenden Schritte zur Berathung kommen sollen.

Vergeßt den Maskenball der Hermanns-Söhne in der Central-Turnhalle am 22. Februar nicht. didosa2w7

Todesfälle.

Im Nachstehenden veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Mittag Nachricht zuging:

Anna Deutsch, Chicago Ave., Ecke Lawndale Ave., 6 M.
Chas. Willebrandt, 1031 W. Taylor Str., 39 J.
Anna Reese, 8 Lesley Str., 1 M. 12 T.
Magnus Heß, jr., 626 Van Buren Str., 11 M. 9 T.
Hubert Altenhofer, 267 Clybourn Ave., 6 M. 6 T.
Peter Bock, Alexianer-Hospital.
Charlotte Dalke, 237 W. Congreß Str., 86 J.
Friedrich Gebert, 4733 State Str., 18 J. 7 M.
Joseph Leutner, Jerome Ave., 75 J.
Heinrich Brockschmidt, 46 J.
Albertine Ebert, 571 W. 17. Str.
Adam Murmann, 115 Front Str., 39 J.

Er dauert noch immer fort.

Eines Dollars Werth für 50 Cents.

Die Ursache des gewaltigen Gedränges in 78 und 80 Lake Str., zwischen State und Dearborn Str., Chicago, ist der große jetzt vor sich gehende Feuerversicherungs-Verkauf von $750,000 werthen Männer- und Knaben-Kleidern, die von dem neulichen Feuer gerettet wurden. Alles wird im Retail zu 50 Prozent unter den wirklichen Kosten verkauft, da die Waaren sofort behufs einer Schlußabrechnung losgeschlagen werden müssen — in No. 78 und 80 Lake Str., zwischen State und Dearborn Str., Chicago. Um zu zeigen, welch gigantische Bargains offerirt werden, führen wir einige Preise an. Fra t nach den nachfolgend erwähnten Waaren: Elegante Beaverüberzieher für Männer zu $2.85. Dieser $2.85 Ueberzieher ist gut gemacht, von schwerem Tuch nach der neuesten Mode, und garantirt als $16 werth. Diesen Ueberzieher erlauben wir Euch vier Tage im Hause zu behalten; wenn Ihr ihn nicht für $16 werth haltet, so bringt ihn zurück, wenn er nicht beschmutzt ist, und Ihr erhaltet die $2.85 wieder. Extra feine Elysian Ueberzieher für Männer, $7.99, garan tirt $25 werth. Ferner extra-feine Corkscrew, mit Seide und Atlas gefüttert, und über 10,000 verschiedene Muster von Ueberziehern, im Verhältniß ebenso billig. Wir offeriren ein Paar elegante Winter-Hosen für Männer, zu 98 Cents, garantirt als $5 werth oder das Geld wird zurückerstattet. Ein schöner Anzug von Männer-Winterkleidern zu $3.75, sehr hübsch, im garantirten Werth von $15. Behaltet diesen Anzug vier Tage lang und wenn Ihr glaubt, daß er keine $15 werth ist, so bringt ihn zurück und nehmt die $3.75 zurück. Extra-feine Männer-Anzüge $7.99, Schneiderarbeit, elegant ausgestattet, werth $25. Feine Waare, genau den feinsten bestellten Kleidern gleich, alle Moden, und über 40,000 verschiedene Sorten Anzüge, mit Seide und Atlas gefüttert, und von der feinsten Qualität. Knaben-Anzüge zu $1.19, garantirter Werth $4, sowie 100,000 verschiedene andere Waaren, die wir wegen Mangel an Raum hier nicht aufzählen können. Versäumt nicht, diesen großen Feuerversicherungs-Verkauf zu besuchen und Waaren und Preise sorgfältig zu vergleichen. Das Vorsprechen kostet nichts und bei dem Besuch werdet Ihr ausfinden, daß alles oben Erwähnte auf Thatsachen beruht. Die Gelegenheit, solche Bargains zu erhalten, kommt im Leben nur einmal vor. Merkt Euch die Adresse: 78 und 80 Lake Str., zwischen State und Dearborn Str., Chicago. Die Verkaufsräume sind bis 9 Uhr Abends offen. Schneidet Dies aus und bringt es mit

Deutsche Volkstheater.

Arbeiter-Halle.

Trotz der Maskenball-Saison hatte die Arbeiter-Halle am letzten Sonntag mit der „Reise in die Schweiz" ein ausverkauftes Haus. Das Stück hatte es auch verdient, denn es wurde flott gespielt. Sehr brav war Herr Röšecke als Rentier Kulbe, auch die Herren Roth, (Daniel) und Feldhaus (Ferdinand), doch würde es nicht schaden, wenn die Herren etwas besser lernen würden. Herr Alvin gab den Mayor Stemmer und machte aus der kleinen Rolle das Möglichste. Frl. Bonnet (Henriette), verfügt über eine liebliche Stimme und spielte sehr anmuthig, ebenso war Frau Werner als Frau Kulbe sehr gut.

Jean Wormsers Theater.

Vor übervollem Hause ging letzten Sonntag Abend in der Ashland-Halle unter der Direktion des Herrn Jean Wormser die fünfaktige Posse „Der Dorfbarbier", in Scene. Herrn Wormsers „Schelle" war eine sehr gute Leistung und daß das Publikum es anerkannte, bewies der häufige Beifall. In die Ehren des Abends theilte sich mit ihm Herr Deutsch, der den Pfarramts-Candidaten Till ebenfalls gut spielte. Für die charaktertreue Durchführung seiner Rolle gebührt dem Herrn volles Lob. Von den übrigen Mitwirkenden sind noch besonders hervorzuheben: Herr Rademacher als „Wall", Herr Bitter als „Förster Frohbers", Frl. Richter als „Regina" und Frl. Kleinhans als die alte Jungfer „Ursula". Für nächsten Sonntag, den 9. Febr., annoncirt Direktor Wormser die Possen aller Possen, „Till Eulenspiegel". Für diese Vorstellung hat Herr Wormser, wie er uns mittheilt, neue Dekorationen malen und Maschinerien anfertigen lassen und wird das Stück mit der vollständigen Originalmusik zur Aufführung gelangen.

Freibergs Opernhaus.

Diese geräumige Halle war am vorigen Sonntag wieder bis auf den letzten Sitz gefüllt. Das Publikum nahm das, ernste und heitere Szenen enthaltende Stück „Hotel Klingebusch" mit großem Beifall auf. Jedenfalls versteht es die Direction Barton-Kraus immer eine neue Anziehungskraft auf das Publikum auszuüben. Gespielt wurde sehr gut, und das Stück ging glatt über die Bretter. Wir wollen nicht auf die Einzelheiten jedes Darstellers eingehen, sondern nur bemerken, daß den Herren Kraus, Bore und Schucht für die Ausführung der betreffenden Parthien unbedingtes Lob gebührt. Auch die Herren Justmann und Richter verdienen Anerkennung. Von den Damen verdienen besonders Frl. Barton, Frl. Wagner, Frau Häuser erwähnt zu werden.

Nächsten Sonntag: „Hans Jürge" mit Herrn Kraus in der Titelrolle.

Die englische Bühne.

Chicago Opera House.

Mit ihrer neuesten Operette, genannt „Die Gondoliere" haben die Herren Gilbert und Sullivan in Amerika kein Glück. Als sie in New York vor einigen Wochen zum ersten Male zur Aufführung kam, hieß es, die von England importirte Operetten-Gesellschaft, welche das Werk zur Aufführung brachte, sei schuld an dem schlechten Erfolge. Herr Henderson, der Direktor des Chicago Opera House, welcher das Aufführungsrecht für hiesige Stadt erworben, wollte die Sache besser machen und engagirte sich eine eigene Gesellschaft, aber wie es sich gestern Abend bei der ersten Aufführung herausstellte, auch keine gute. Letzterem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der Erfolg auch hier kein solcher war, wie es das wirklich gute Werk verdient hätte. Herr Henderson verspricht jedoch, eine bessere Besetzung in einigen Tagen zu haben. Einige Gesangsnummern gefielen schon gestern derart, daß sie wiederholt werden mußten.

Columbia Theater.

Herr Wilson Barrett tritt diese Woche in dem Schauspiel „Claudian" auf, welches schon bei seinem ersten Gastspiel dem hiesigen Publikum bekannt wurde. Das Stück ist ein recht fesselndes und die Aufführung eine gute.

Grand Opera House.

Im Grand Opera House ist wieder der unübertreffliche Komiker Francis Wilson mit der Operetten-Diva Marie Jansen und seiner Gesellschaft eingezogen und das Resultat wird sein: Volle Häuser jeden Abend. Die zur Aufführung gebrachte Operette „Oolah" wurde schon früher hier gegeben, eine Besprechung ist also nicht nöthig.

Hooleys Theater.

E. H. Sothern, welcher noch seinen verstorbenen Vater als Schauspieler zu übertreffen verspricht, bildet in diesem Theater die Zugkraft, die so stark ist, daß gestern Abend das Haus zum Erdrücken voll war. Herr Sothern spielt den „Lord Chumley", eine Rolle, durch die hauptsächlich sein Vater sich Anerkennung erwarb und die er mindestens ebenso gut spielt. Die Gesellschaft, die Herrn Sothern unterstützt, ist eine sehr tüchtige.

In keinem der anderen englischen Theater wird eine Novität gegeben oder ist etwas besonders Hervorragendes auf dem Repertoire.

Billige Passagescheine von und nach Deutschland sind zu haben bei Wasmansdorff & Heinemann, 145—147 Ost Randolph Str. Kauft nicht, ohne erst dort nachgefragt zu haben.

* Die Küfer haben sich unter dem Namen „Brotherhood of United Labor" organisirt und beschlossen, die Küfer in Louisville, Omaha, Kansas City und St. Louis zu ersuchen, sich für die Bewegung zu interessiren. Versammlungslokale auf der Süd- und Westseite werden noch näher bestimmt werden. Nächsten Sonntag findet in 81 W. Lake Str. eine weitere Versammlung statt.

* Oskar E. Parks, der Angestellte von Marshall Field & Co., welcher seiner Firma Gelder unterschlug, wurde gestern unter $2500 Bürgschaft dem Kriminalgericht überwiesen. Die Unterschlagungen sollen sich auf $12—1500 belaufen.

Saubere Vertreter Onkel Sams.

Von der neuesten Schufterei des Einwanderungs-Commissärs, Deutschfeindes und „Boodlers" Stephenson in New York haben wir bereits vor mehreren Tagen an anderer Stelle Vermerk genommen. Dieser „echt amerikanische" Biedermann ist nun in den Gerichten mit seinem Attentat auf die Börse und später auf die Freiheit eines deutschen Einwanderers endgiltig abgeblitzt. Es lohnt sich, den so bezeichnenden und namentlich für Deutschamerikaner und ihre Anverwandten in der alten Heimath interessanten Fall nunmehr in Kürze zusammenzufassen.

Heinrich Rammer, seines Zeichens ein Schneider, und zwar ein sehr tüchtiger, war in New York angekommen und wollte nach dem Westen gehen. Er besaß noch $100 baar und Kleider im Werthe von $50. Sein einer Fuß ist gelähmt, was aber natürlich für die Ausübung seines Berufes nicht in Betracht kommt, und was auch vorläufig die Einwanderungsbehörde gar nicht kümmerte. Er entsprach allen einwanderungsgesetzlichen Erfordernissen, aber — er wollte sich von den Einwanderungscommissären nicht über den Löffel barbieren lassen, und deswegen wurde er auf das Schamloseste chicanirt. Der saubere Commissär Stephenson wollte ihn nämlich zwingen, sein Billet für die Weiterreise im „Castle Garden" selbst zu kaufen und damit Stephenson eine fette Commission zu verdienen zu geben. Rammer aber erklärte, er werde sein Billet von einem deutschen Pastor in New York kaufen, an welchen er empfohlen sei. Darauf ließ ihn Stephenson, ganz auf eigene Faust, zurückhalten und gab ihn für einen „Pauper" und einen „Krüppel" (im Sinne des Gesetzes) aus. Die empörende Geschichte drang in die Oeffentlichkeit und erregte peinliches Aufsehen.

Hervorragende Deutsche und nachträglich auch—um sich wieder einen Puff bei dem Deutschthum zu verschaffen — die „N. Y. World" wandten sich an das Gericht. Oberrichter Barrett entschied, daß sich Stephenson eines durchaus ungerechtfertigten und brutalen Actes schuldig gemacht habe, und verfügte die sofortige Freilassung des Schneiders. Aber Stephenson, der rechtzeitig von der Sachlage unterrichtet wurde, kam dem Gericht zuvor, indem er eine zweite Gemeinheit verübte. Er veranlaßte in aller Eile eine Sitzung der Einwanderungscommissäre — aber nur derjenigen, welche mit ihm unter einer Decke stecken — ließ seine Gaunerei gutheißen, und sowie der richterliche Befehl kam, sagte er höchst unverfroren: „Darauf pfeifen wir. Der Befehl ist ja blos gegen meine Person, und nicht gegen die Einwanderungscommission gerichtet. Diese braucht sich daher nicht zu fügen." (Zu Beginn seines schuftigen Attentates hatte er aber umgekehrt seine Person mit der Einwanderungscommission identificirt!) Rammer blieb auf Ward's Island gefangen. Neue Gerichtsverhandlung. Neues Sträuben Stephensons und seiner Spießgesellen. Aber vergebens! Es wurde ein zweiter Befehl, an welchem auch formell selbst von dem spitzfindigsten Rechtsverdreher nichts mehr ausgesetzt werden konnte, zur Freilassung Rammers ausgestellt, und der mißhandelte Schneider durfte endlich seiner Wege gehen, nachdem er acht Tage lang seiner Freiheit beraubt gewesen und wahrscheinlich auch geschäftlich geschädigt worden war.

So werden also ehrliche deutsche Einwanderer an den Thoren Columbias und im Namen der Ver. Staaten empfangen! Welchen Eindruck von unserem Lande müssen solche Vorkommnisse im Ausland hervorrufen! Diese scandalöse Geschichte fehlte gerade noch, um die Bewegung für Abschaffung der New Yorker „Einwanderungscommission" zu unterstützen. Es wäre in der That hohe Zeit, diesen Augiasstall, der bis über den atlanischen Ocean hinüber riecht, wieder einmal auszumisten. Ob es besser wird, wenn diese vielköpfige Commission durch einen einzigen directen Bundesvertreter ersetzt wird, bleibt abzuwarten. Wenn dieser Einzige ein Kerl wie Stephenson wäre, würde es im Gegentheil noch schlimmer werden!

Wong Ching Foo, der schon oft genannte chinesisch-amerikanische Journalist und Abenteurer, amerikanisirt sich immer mehr. Er schreibt jetzt eine Schauernovelle, bei deren Lectüre einem die Haare, ja sogar die Zöpfe zu Berge stehen sollen. Ein angloamerikanisches Blatt sagt neuerdings: „Wong Ching Foo hat schon manchen guten Chinesen zu einem fragwürdigen Amerikaner verdorben, und als „Dime"-Novellenschreiber wird er erst recht viel Unheil stiften."

Dem Hin- und Herrutschen der Manschetten über die Hand oder den Arm hinauf sucht man neuerdings durch Doppelmanschetten abzuhelfen. Innerhalb jeder solchen Manschette befindet sich eine kleinere, welche an die äußere genäht ist und ganz fest um das Handgelenk geknüpft werden kann. Von außen unterscheiden sich diese Manschetten gar nicht von den bisherigen. Sie kamen zuerst in England auf und sollen jetzt auch hierzulande Eingang finden.

„Reverend" M. D. Hancox, Pastor einer „Glaubensheilungs-Kirche" in Jersey City, N. J., behauptet, er sei unlängst drei Tage lang todt, mausetodt gewesen, und in dieser Zeit habe er sowohl mit Gott und den Engeln, wie mit den Mächten der Finsterniß gesprochen (welche jedoch Beide keine Lust gehabt zu haben scheinen, ihn in ihrem Reich zu behalten). Merkwürdigerweise fallen die drei „Todestage" gerade in die Zeit, in welcher Hancox sich von einer neuntägigen Spree erholte.

— **Scherzfragen.** Warum waren die Israeliten keine Vegetarianer? — Weil sie sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück sehnten.

— **Das möchtest Du wohl:** Frau: Ich bin vor Zorn ganz aus 'm Häus'l! Mann: Bleib nur ä paar Wochen d'raus!

— **Sinnspruch.** Das ist im Unglück der Unterschied zwischen Schwachkopf und Genie: Dem Einen brechen die Kniee d'rüber. Der Andere bricht's über's Knie!

— **Bromkali.** „Wie kommt es nur, daß Ihr Mann seit einigen Tagen so brummig ist?" — Da ist der Doktor d'ran Schuld — der hat ihm wieder so viel Brummkali verschrieben!"

Kopfweh.

Kopfweh ist dasjenige Leiden, über das man heutzutage wohl am öftesten klagen hört und gegen das die meisten sog. Hausmittel angewendet werden. In den häufigsten Fällen sind es aber die unrichtigen Mittel, weil fast alle Menschen über die Natur und den Ursprung des Leidens im Unklaren sind. Und doch ist die ganze Sache höchst einfach. In neun Fällen unter zehn rührt das Kopfweh von einem verdorbenen Magen und dadurch gestörtem Blutkreislauf unter Andrang des Blutes nach dem Kopf her. Die Aerzte haben deshalb auch den Namen gastrisches d. h. Magenkopfweh dafür erfunden. Dasselbe tritt in verschiedenen Formen auf; manchmal als dumpfer, auf der Stirn oder dem Vorderhaupt lastender Druck, als stechendes, gleichsam bohrendes Schmerzgefühl, als ein Gefühl des Benommenseins, als Klopfen der Pulsadern an den Schläfen, wozu sich häufig kalte Füße und allgemeine Unlust gesellen. Namentlich dieses letztere Kennzeichen ist untrüglich. Nun kann aber keine Krankheit, kein Unwohlsein gründlich kurirt werden, wenn die Behandlung sich nicht auf die Wurzel derselben erstreckt, das heißt in diesem Falle, wenn nicht der verdorbene oder überladene Magen, aus dem das Kopfweh kommt, regulirt und in gesunden Zustand versetzt wird. Zu diesem Zweck gibt es kein heilsameres, zuträglicheres und der allgemeinen Gesundheit besser angepaßtes Mittel, als die St. Bernard Kräuter-Pillen, so benannt nach dem wohlthätigen Bernhardiner Orden, dessen Mitglieder sich so große Verdienste um die Arzenei- und Kräuterkunde erworben haben. Die Pillen sind von den frommen Bernhardiner Mönchen erfunden und sind aus den würzigsten und heilkräftigsten Alpenkräutern zusammengesetzt. Ihre Wirkung ist eine mild lösende und erweichende, blutreinigende und den Blutkreislauf befördernde; Anschoppungen des Bluts in den Venen verschwinden beim Gebrauch derselben und damit hört der Druck auf die Blutgefäße des Gehirns auf, welcher die direkte Ursache des als Kopfweh bekannten Leidens ist. Eine Dosis St. Bernard Kräuter-Pillen wird demnach dasselbe sofort lindern und nach kurzer Zeit vollständig kuriren. Die Pillen sind für 25 Cents in jeder guten Apotheke, sowie von P. Neustädter & Co., P. O. Box 2416, New York, zu beziehen.

Anzeigen für die „Abendpost".

Wegen ihrer außerordentlichen Verbreitung empfiehlt sich die „Abendpost" ganz besonders für sogenannte kleine Anzeigen. Wer Arbeitskräfte irgend welcher Art braucht, Zimmer zu vermiethen hat oder etwas aus zweiter Hand kaufen oder verkaufen will, kann für wenige Cents seine Wünsche durch die „Abendpost" vielen Tausenden bekannt geben. Um es nun den Anzeigelustigen möglichst bequem zu machen, haben wir folgende

Anzeigen-Annahmestellen

eingerichtet:

Nordseite:

Edw. Otto, Apotheker, 115 Clybourn Ave., Ecke Larrabee Str.
Chas. L. Feldkamp, Apotheker, 445 N. Clark Str., Ecke Division.
H. H. Tuerselen, Apotheker, 201 O. Chicago Ave.
R. H. Hanke, Apotheker, 80 O. Chicago Ave.
John C. Heß, Apotheker, 247 O. Division Str.
Ferd. Schmeling, Apotheker, 506 Wells Str., Ecke Schiller.
Henry Goetz, Apotheker, Ecke Lincoln und Webster Avenues.
Wm. J. Voltmer, jr., Apotheker, 938 Halsted Str., nahe Garfield Ave.
Herm. Schimsky, Newsstore, 276 O. North Ave.

Westseite:

Henry Schroeder, Apotheker, 453 Milwaukee Ave., Ecke Chicago Avenue und 831 und 833 Milwaukee Ave., Ecke Division Str.
Otto G. Haller, Apotheker, Ecke Milwaukee und North Aves.
Otto J. Hartwig, Apotheker, 1570 Milwaukee Ave., Ecke Western Ave.
J. Brendecke, Apotheker, 468 W. Chicago Ave., Ecke Ashland Ave.
Rudolph Stangohr, Apotheker, 841 W. Division Str., Ecke Washtenaw Ave.
J. B. Kerr, Apotheker, Ecke Lake Str. und Bryan Place.
Langes Apotheke, 675 W. Lake Str., Ecke Wood Straße.
C. W. Grätzly, Apotheker, Ecke Halsted und W. 12. Straße.
Truchl & Franken, Apotheker, 800 und 802 S. Halsted Str., Ecke Canalport Ave.
J. J. Schimek, Apotheker, 547 Blue Island Ave., Ecke 18. Straße.
Martin L. Brauns, Apotheker, 890 W. 21. Straße, Ecke Hoyne Ave.
J. J. Babel, Apotheker, 641 W. Madison Str.
Emil Fischel, Apotheker, 631 Centre Ave., Ecke 19. Straße.
C. A. Boehler, Store, 192 Blue Island Ave.

Südseite:

J. W. Trimen, Apotheker, 522 Wabash Ave., Ecke Harmon Court.
Henry F. Thoma, Apotheker, Ecke S. Clark Str. und Archer Ave.
Rudolph P. Braun, Apotheker, 3100 Wentworth Ave., Ecke 31. Straße.
A. P. Freund & Co., Apotheker, 258 31. Str., Ecke Michigan Ave.
M. R. Porter & Co., Apotheker, Ecke State und 39. Str.
F. Wienecke, Apotheker, Ecke Wentworth Ave. und 24. Str.
Julius Cunradi, Apotheker, 2904 Archer Ave., Ecke Deering Str.

Town Lake:

H. Rhein, Store, 4817 Laflin Str.

Lake View:

Chas. F. Pfanntiel, Apotheker, S. O. Ecke Halsted Str. und Wrightwood Ave.
C. W. Jacob, Apotheker, Ecke Lincoln, Belmont und Ashland Aves.
Jos. Munk, Newsstore, 755 Lincoln Ave.
R. L. Brown, Apotheker, Ecke Lincoln u. School St.

Marktbericht.

Chicago, 3. Febr. 1890.

Diese Preise gelten nur für den Großhandel.

Gemüse.

Kartoffeln 35—40c per Bu.
Illinois süße Kartoffeln $3.00—3.75 p. Brl.
Weiße Bohnen, No. 1., $1.50—1.55 per Bu.
Importirte Erbsen $1.65—1.70; weiße 65c.
Rothe Beten $1.00—1.25 per Brl.
Weiße Rüben 75—$1 per Brl.
Tomaten 50—60c per Bu.
Zwiebeln $2.75—3.00 per Brl.
Einheimischer Sellerie 20—25c per Dtzd.
Kohl $6.00—7.00 per 100.

Fische.

Beste Sorten 8—12c per Pfd.

Früchte.

Kochäpfel $1.00—$1.75 per Brl. Bessere Sorten $2.25—3.00 per Brl.
Apfelsinen $5.00—5.25 per Kiste.
Citronen von $3.50—3.75 per Kiste.

Butter.

Elgin Rahmbutter 26½—27c per Pfd.; geringere Sorten variirend von 15—18c.

Käse.

Voll-Rahm-Käse (Cheddar) 9½—9¾c per Pfd.
Feinere Sorten 10—10½c per Pfd.
Abgerahmter Käse 3—5c per Pfd.
Schweizer-Käse 9—9½c per Pfd.

Fleisch.

Bestes Kalbfleisch 4—7½c per Pfd.; geringere Qualität 2½—3c per Pfd.

Geflügel.

Küken 8½—9c per Pfd.; alte Hühner 5½c per Pfd., Hähne 4c per Pfd.
Enten 11½—12c; Truthühner 12½—13c per Pfd.
Gerupfte Gänse $4.00—4.50 per Dtzd.
Frische Eier 12—12½c per Dtzd.

Wild.

Mallard Enten $4.00—4.25 per Dtzd.
Kleine wilde Enten $1.50 per Dtzd.
Schnepfen $1.25.
Prairie-Hühner $4.00—4.50.
Quail $1.25—1.50.
Lebendige Tauben $1.25 per Dtzd.

Wer Arbeitskräfte sucht, etwas kaufen oder verkaufen will, Zimmer zu miethen wünscht, oder zu vermiethen hat u. s. w., setze eine kleine Anzeige in die „Abendpost".

Vergnügungs-Wegweiser.

McVickers Theater — Primrose und Wests Minstrels.
Columbia Theater—Wilson Barrett und Gesellschaft.
Chicago Opera House — Sullivans Operette „The Gondoliers".
Grand Opera House — Francis Wilson und die „Oolah"-Gesellschaft.
Hooleys Theater — Sothern als „Lord Chumley".
Haymarket Theater — Zig-Zag.
Windsor Theater — Die „Two Macs"-Gesellschaft.
Criterion Theater — „Ranch King".
People's Theater — „A Legal Wreck".
Jacobs Clark Str. Theater — „Siberia".
Academy of Music — „Galley Slave".
Havlins Theater — „Shadows of a Great City".

Verkaufsstellen der Abendpost.

Nordseite.

Frau Kate Kreuser, 282 Sedgwick Str.
C. E. Nelson, 334 Ost Division Str.
Henrichs, 56 Clybourn Ave.
G. C. Putnam, 249 Clybourn Ave.
Newsstore, 128 Willow Str.
H. Schimpfky, 276 Ost North Ave.
Newsstore, 366 Ost North Ave.
Janders Newsstore, 757 Clybourn Ave.
A. Meschke, 362 Larrabee Str.
W. J. Miesler, 587 Sedgwick Str.
Paul Baly, 467 E. Division Str.
C. A. & M. McComb, 635 N. Clark Str.
Frau A. Becker, 660 Wells St.
Harry Meyers, 464 Larrabee Str.
L. Berger, 577 Larrabee Str.
W. Herbst, 294 Sedgwick Str.
J. F. Holzapfel, 280 Wells Str.
A. W. Fiedlund, 282 East Division Str.
Oswald Apelt, 195 Larrabee Str.
F. J. Matthiesen, 212 Centre Str.
Unhoff, 761 Clybourn Ave.
J. P. Charbonnier, 329 Larrabee Str.
Wm. F. Chorengel, 69 Oak Str.
Fred. Beißwanger, 113 Illinois Str.
A. Zimmer, 256 O. Division Str.
Frau Dow, 190 Wells Str.
Frau Baker, 211 Wells Str.
Frau Walker, 453 Wells Str.
H. Heine, 590½ N. Clark Str.
D. H. Erwig, 403 Clybourn Ave.
Joe Thul, 784 Halsted Str.
John Beck, 141 Wells Str.
W. M. Creedean, 147 Wells Str.
M. Hermann, 228 Clark Str.
Gus. Selander, 214 Oak Str.
C. Taubert, 667 Wells Str.
Churly & Co., 677 Wells Str.
Newsstore, Ecke Wendell und Market Str.
J. Verhaag, Ecke Willow und Larrabee Str.
M. Kochler, 629 Larrabee Str.

Südseite.

Henry Ringe, 116 Ost 18. Str.
Sapf, 334 Ost 22. Str.
Newsstore, 2329 Wentworth Ave.
John Doyle, 2559 Wentworth Ave.
P. Peterson, 2414 Cottage Grove Ave.
Newsstore, 2131 S. State Str.
Birchler, 442 S. Clark Str.
A. C. Fleischer, 3505 S. Halsted Str.
Chas. Hellmundt, 2261 Wentworth Ave.
P. Schmidt, 3637 S. Halsted Str.
Frau H. Wenzel, 3150 S. Halsted Str.
Henry Holst, 3100 S. Halsted Str.
Chas. Birk, 4410 S. State Str.
Belt, 2921 Archer Ave.
Newstore, 2508 S. Halsted Str.
Wm. Hansen, 2143 Archer Ave.
J. Snyder, 3902 S. State Str.
Pflugrath, 461 O. 31. Str.
Beppening, 436 O. 26. Str.
Plautsch, 2352 Hanover Str.
Schmidt, 2834 Dashiel Str.
J. Dussold, 2642 Cottage Grove Ave.
Klein, 3902 Cottage Grove Ave.
Frank Stroh, 2116 Wabash Ave.
Thomas G. Birchler, 2724 State Str.
Bernh. Horn, 159 25. Place.
Frau M. Dolan, 2357 State Str.

Nordwestseite.

Jacob Kurtz, 821 Milwaukee Ave.
Newsstore, 1030 Milwaukee Ave.
Newsstore, 1050 Milwaukee Ave.
J. Hirschmann, 1110 Milwaukee Ave.
Miller, 1178 Milwaukee Ave.
Dietze, 1700 Milwaukee Ave.
John Asmussen, 376 W. Chicago Ave.
Chas. Stein, 418 W. Chicago Ave.
L. Carlson, 231 N. Ashland Ave.
Henry Brasch, 391 N. Ashland Ave.
Jean Kesterle, 402 N. Ashland Ave.
Fred. Decke, 412 N. Ashland Ave.
C. F. Lichtner, 307 W. Division Str.
C. Sievers, 891 W. North Ave.
H. P. Hansen, 33 W. Randolph Str.
M. C. Alwerth, 54 W. Randolph Str.
C. N. P. Nelson, 335 West Indiana Str.
Meyer, 366 W. Indiana Str.
F. C. Browers, 455 W. Indiana Str.
C. A. Perry, 193 W. Lake Str.
C. Petersen, 1011 California Ave.
Geo. J. Hoffmann, 223 Milwaukee Ave.
Newsstore, 623 West Indiana Str.
Newsstore, 549 West Indiana Str.
J. O'Connor, 251 W. Lake Str.
H. L. Wilson, 282 W. Lake Str.
Kosure & French, 612 W. Lake Str.
H. Petersen, 760 W. Lake Str.
Chas. A. Poculins, 834 W. Lake Str.

Südwestseite.

A. C. Brunner, 38 Canalport Ave.
Frau Canty, 55 Canalport Ave.
G. Buechsenschmidt, 90 Canalport Ave.
Frau Ebert, 162 Canalport Ave.
Frau Bruhn, 851 S. Halsted Str.
Ewigart, 776 W. 22. Str.
C. A. Boehler, 192 Blue Island Ave.
Frl. Zeiser, 1236 Blue Island Ave.
Benner, 1½ Blue Island Ave.
Schulz, Ecke S. Halsted u. Maxwell Str.
Aug. Schulz, 287 S. Halsted Str.
John Blume, 342 S. Halsted Str.
Theo. Scholzen, 301 W. 12. Str.
Gautert, 471 W. 12. Str.
Golduetz, 559 W. 12. Str.
Joseph Müller, 550 Süd Halsted Str.
J. F. Peters, 533 Blue Island Ave.
Christ. Stark, 30[illegible] Blue Island Ave.
Frau Engel, 574 Ogden Ave.
J. H. Laffahn, 151 W. 18. Str.
Richard Hanlon, 183 W. 12. Str.
G. T. McDermott, 368 W. 14. Str.
Frau McLaughlin, 144 W. Harrison Str.
John Ral mer, 448 Canal Str.
Newsstore, 171 S. Halsted Str.
W. G. Moran, 117 W. Madison Str.
Newsstore, 539 W. 14. Str.
W. J. Hall, 632 W. 12. Str.
P. C. Armbruster, 941 W. 12. Str.
M. Rapp, 134 Blue Island Ave.
A. Hoch, 292 W. Harrison Str.
J. D. Harschberger, 240 W. Randolph
Frau Crowley, Ecke Harrison und Desplaines Str.
H. Reinhold, 194 18. Str.
F. W. Sonnerburg, 139 18. Str.

Lake View.

Jos. Munk 755 Lincoln Ave.
Rubell, 789 Lincoln Ave.
M. Schemmel & Son, 1203 Halsted Str.
Frau S. G. Harwood, 485 Lincoln Ave.
F. S. Egloff, 1227 N. Ashland Ave.
C. W. Cochrane, 886 Clybourn Ave.
P. S. Kelley, 549 Lincoln Ave.
Blake & Co., 816 Lincoln Ave.
Frau Marie Vitale, 820 Lincoln Ave.
A. C. Stephan, 1150 Lincoln Ave.

Town Lake.

H. Rhein, 4817 Laflin Str
Ritterskamp, 344 47. Str.
Schiele, 4355 Wentworth Ave.
J. Sepple, 4511 Wentworth Ave.
Geo. Hunneshagen, 4704 Wentworth Ave.
Newsstore, 4054 S. State Str.
Metz, 3950 S. State Str.
P. Hesser, 2546 State Str.

Englewood.

Mc. Pritzen, 6250 Wentworth Ave.
F. B. Hall, 316 63. Str.

Avondale.

Geo. Hodel, Warsaw Ave., nahe Belmont Ave.

Jefferson Park.

W. Bernhardt, Ecke Milwaukee und Lawrence Ave.

Feste und Vergnügungen.

National-Turnverein.

Eine fröhliche freudige Gesellschaft tummelte sich gestern Abend in der Apollo-Halle. Der Nationalturnverein hatte es sich angelegen sein lassen, etwas ganz Besonders vorzuführen, aber die gebotenen Genüsse gingen denn doch über die Erwartungen hinaus. Die aktiven Turner, zum größten Theil als Clowns angekleidet, amüsirten die Gäste aufs Vortrefflichste, und den Vertretern der deutschen und englischen Presse, von welchen Letzteren wohl manche zum ersten Male ein echtes rechtes deutsches Maskenfest zu sehen bekamen, wurde von den Herren vom Comite, den Herren E. F. Rennaker, William Passow, J. M. Schatzler, William Carstens, Jacob Beckmann, L. Gommlich, Otto Wilke, Eugene Krüger, A. Muns und Anderen ein so herzlicher Empfang bereitet, daß sie fast ganz vergaßen, daß es für sie noch andere Arbeit gab. Die Bühnenaufführungen, u. A. eine Weihnachtsidylle, ein Dime-Museum mit allen möglichen Attraktionen und dgl., sowie zahlreiche Maskenscherze der aktiven Turner ernteten riesigen Beifall.

Die „Nationalen" haben sich durch diesen Maskenball wirklich als eine Körperschaft gezeigt, die etwas leisten kann. Unter den Gästen befanden sich noch mehrere in letzter Zeit vielgenannte Persönlichkeiten, u. A. der Turner Frank Wenter und County-Commissär Schubert.

Schwabenverein.

Dem unerfreulichen Regenwetter zum Trotz war die geräumige Nordseite Turnhalle am gestrigen Abend von prächtigen und komischen Masken dicht gefüllt. Das lustige Volk der Schwaben oder vielmehr der „Schwabenverein" hielt dort sein elftes Maskenfest ab und wurde unter Anderem auch die „Weltausstellung von 1892" endgiltig für Chicago gesichert. Die sieben Schwaben, nämlich die Herren Neufer, Rodig, Holzapfel, Hieber, Schieler, Bertich und Frillmann schleiften sie kurz entschlossen grade zum Tempel hinein. Sie war dargestellt durch Onkel Sam, Herr Link, wie er auf mächtigem Globus reitet und dem vor ihm niederknieenden Chicago, Fräulein Bender, es schriftlich giebt, daß sie zur Weltausstellungsstadt erkoren sei. Die übrigen, gleich prächtigen Gruppen betitelten sich „Amerika vor der Entdeckung", ein Indianerlager, in welchem Herr Lüdecke jr. als oberster Chef schauerlich umherheulte; „Die Landung des Columbus", Columbus von Herrn Sauer dargestellt, wie er mit dem spanischen Banner und dem Degen in der Hand an's Land springt; „Das Land der Freiheit und des Wohlstandes"; „Die vier Jahreszeiten" und „Die Apotheose der Arbeit und der Intelligenz". Unter den prächtigen Einzelmasken sah man z. B. Kaiser Wilhelm, Bismarck, Dom Pedro und viele andere Größen der alten und neuen Welt. Besonderer Dank für den Erfolg des bis in den lichten Morgen währenden schönen Festes gebührt aber den Herren vom Arrangements-Comite: Boiyha, Haerting, Luda, Almendinger, Niederegger, Schollenberger, Hof und Bender.

Calumet Stamm, U. O. R. M.

Die zweitälteste der hiesigen Logen des Rothmänner-Ordens, der Calumet Stamm No. 110, hatte gestern den Herrn Prinzen Carneval nebst Hofstaat nach der Vorwärts-Turnhalle eingeladen. Herr Hermann Hennig, der Wirth des Lokals, hatte die Bühne seines Saales so hergerichtet, daß die Rothmänner sich lebhaft an die Zeit ihres Entstehens erinnern konnten. Ein Indianer und einer jener Pioniere, die uns dieses Land aufgeschlossen, präsentirten sich in malerischer Umgebung, und das lustige Corps der Clowns, die durch ihre guten und schlechten Witze viel Leben in die Gesellschaft brachten, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Dabei wollen wir aber nicht die prächtigen Masken der Herren und Damen vergessen, in Bezug auf welche, namentlich von den „Herrinnen" der Schöpfung etwas Großartiges geleistet wurde. Als Arrangeure fungirten die Herren Henry Wenig, John Wittmann, M. Hoffmann, John Beck, Emil Swenbacher, John Oldrich, And. Sickinger und Albert Beyer mit dem glänzendsten Erfolg.

Typographia No. 16.

In Uhlichs Halle wird es morgen Abend hoch hergehen. Die Typographia No. 16 nämlich, ein Verein der an den hiesigen deutschen Zeitungen beschäftigten Schriftsetzer, welcher einen Zweig der „Federation of Labor" bildet und zu dem auch die an der „Abendpost" beschäftigten Schriftsetzer als Mitglieder sich zählen, wird daselbst seinen großen Maskenball abhalten. Wer da weiß, wie viele Leute von Geist unter diesen „Schwarzkünstlern", wie sie sich selbst nennen, zu finden sind, der wird im Voraus wissen, daß das morgige Maskenfest eines der schönsten dieser Saison sein wird. Das Programm, in Form einer Zeitung ausgegeben, trägt den Titel „Der Schwarzkünstler", und enthält neben mehreren Gedichten auch viel Humoristisches. Herr Wm. H. Jung, der bekannte Restaurateur und Wirth von der Randolph Str., bei dem die Typographia ihr Hauptquartier hat, hat versprochen, ein famoses Supper zu liefern, Herr E. Peters will mit seinem Standard-Orchester die schönsten Tanzweisen liefern und das folgende Comite will dafür sorgen, daß kein Theilnehmer unbefriedigt davongeht: Wilhelm J. Vogler, Adam Belz, Theo. Buck, Karl Wesche, Albert Fleck, Michael Hoffmann, Henry Lueders.

Schweizer Club.

Unter den Festlichkeiten unserer Schweizer-Vereine sind die des Schweizer-Club mit Recht beliebt, denn dieser Verein scheut keine Mühe, um sie für seine Gäste zu angenehmen zu machen. So kann man denn auch darauf rechnen, daß der Maskenball des Clubs am nächsten Samstag in Uhlichs Halle, bei dem auch große Bühnenaufführungen stattfinden sollen, ein ebenso gemüthliches als glänzendes Fest sein wird.

Turnverein „Bahn frei."

Einer unserer jüngsten, aber nichts desto weniger strammen Turnvereine, „Bahn frei", hält am Samstag, den 8. Febr. in seiner Halle, 723—725 Ogden Ave., nahe der zwölften Straße, einen Ball ab. Die Turner haben es sich zur Aufgabe gemacht, bei ihrem ersten Schritt in die Carnevals-Welt etwas Besonderes zu leisten und haben deshalb ein vorzügliches Programm zusammengestellt. Welche Ueberraschungen bevorstehen, wollte das Comite noch nicht verrathen, es sollen aber solche sein, daß Jedermann zufrieden sein wird.

Vereinigter Brüderhain, V. A. O. D.

Große Aufregung herrscht gegenwärtig, wie uns mitgetheilt wurde, auf der Südseite, seitdem es bekannt wurde, daß der Vereinigte Brüderhain No. 41, V. A. O. D., am 8. Febr. 1890 in Freibergs neuer Halle, 184—186 22. Str., einen Maskenball abhalten wird. Die Druiden sind von jeher als ein gemüthliches Völkchen bekannt und wer ihre früheren Bälle besucht hat, wird sich sicher nicht diese Gelegenheit entgehen lassen. Bemerkt sei noch, daß großartige Bühnenaufführungen stattfinden, unter Anderem wird „Der Affe in der Barbierstube" oder „Eine schneidige Geschichte", sowie „Ein festgenagelter Polizist" dem lustigen Narrenvolk vorgeführt werden. Das Comite war seit Wochen wie die Bienen unter der bewährten Leitung des Herrn Berthold Kraus an der Arbeit, um dem Fest so viel wie möglich zu einem Erfolg zu verhelfen.

Stimmen aus dem Volke.

(Für die unter dieser Rubrik stehenden Einsendungen ist die Redaktion nicht verantwortlich.)

(Eingesandt.)

Ein Klagelied aus Belmont Ave.

An die Redaktion der „Abendpost".

Wollen Sie nicht die Behörden darauf aufmerksam machen, daß sie sich der armen Bewohner von Belmont Ave. annehmen. Da sieht's so graufig aus, daß ein in der Straße wohnender poetisch angehauchter Herr ein Gedicht losließ, dessen erster wohlgemeinter aber schlecht gereimter Knittelvers folgendermaßen lautet:

O, Belmont Avenue!
Wie wunderschön
Sind deine Aussichten!
Von Clybourn Avenue
Bis an die „Train".
Da gibt es etwas zu fischen,
Da liegen Wagen, Pferde und Mann,
Bis an die Ohren im Drecke.

Dann heißt es weiter:

Helft den Armen!
Suchet ihr Leben zu retten!
Gedenket der armen in[illegible]ants.
Sie müssen im Dreck ersticken,
Der Schimmel zieht so gut er kann;
Die Kräfte werden alle
Der Dreck ist tief, der Schimmel muß,
Im Dreck zusammenbrechen.

Nun, Herr Redakteur, soll ich in trockener Poesie noch hinzufügen, daß die Noth wirklich groß ist? Die Herren im Stadthause sollten sich einmal Zeit nehmen und die Belmont Ave. inspiciren, vielleicht kommen sie dann zur besseren Erkenntniß.

Ihr
H. H.

Bauerlaubnißscheine

wurden gestern an folgende Personen ausgestellt: S. Stephan, für ein zweistöck. Wohnhaus, No. 833 Racine Ave., veranschlagt auf $2000; A. Dammeier, zweistöck. Wohnhaus, No. 260 Ward Str., $1600; John Fredericks, zweistöck. Wohnhaus, an Edgecombe Str., nahe Evanston Ave., $3500; James Kelley, zweistöck. Wohnhaus, an Leland nahe Robey Str., $1500; Sarah LeGoff, zweistöck. Wohnhaus, No. 239 44. Str., $2000; W. C. Hartmann, zweistöck. Wohnhaus, No. 4412 Evans Ave., $2600; F. R. Otis, dreistöck. Wohnhaus, No. 4356 Greenwood Ave., $4000; Mills Bros., zweistöck. Wohnhaus, an Michigan Ave., nahe 68. Str., $2500; W. Wilson, zweistöck. Wohnhaus, No. 4342 Langley Ave., $4000; Dorothea F. Brelic, Anbau, No. 12 Town Str., $1000; J. R. Cumminga, zweistöck. Wohnhaus, No. 1148 W. Congreß Str., $3000; John Hehl, dreistöck. Wohnhaus und Laden, No. 650 W. 21. Str., $7000; Wm. Sieks, Anbau, No. 603 Wells Str., $2000; Prent & Wilson, 6 zweistöck. Wohnhäuser, an Dickey Str., zwischen Sheridan und Homan Ave., $7000; J. E. Diehl, 2 Cottages, an Justine nahe 64. Str., $2000; M. T. Bronson, 2 Cottages, No. 66 Winter Str., $1500; Chicago Packing & Provision Co., zweistöck. Eismaschinenhaus, an Transit Ave., $2500; A. E. Green, Cottage, an Wood Str., zwischen 86. und 87. Str., $1000.

Ein erschreckter Redakteur.

Ein sonnverbrannter Farmer stiefelte mit einer mächtigen Peitsche unter dem Arm in das Redaktionszimmer.

„Sein Sie der Redakteur?" „Ja, das bin ich," lautete die etwas verzagt klingende Antwort.

„Hier sind zwei Dollars, schickt mir Euer Paper so lang ich lebe," rief der biedere Farmer, und setzte hinzu: „Was nämlich meine Tochter betrifft, die war krank, als ob sie sterben müßte; sie siechte dahin, wurde schwach und bleichsüchtig, hatte Kopfweh, keinen Appetit, klagte über Schmerzen im Kreuz, hatte Hände und Füße wie Eiszapfen, konnte nicht schlafen, hustete in Einem fort, und wir dachten, sie hätte die Auszehrung. Keine Medizin half ihr, bis sie es mit der in Eurem Paper angezeigten Dr. Pierce's Favorite Prescription versuchte, worauf sie sich zusehends erholte, und jetzt ist sie so gesund und munter wie der Vogel im Hanfsamen; — also — schreibt mich ein als lebenslänglichen Abonnenten."

Der Redakteur wünscht sich mehr solcher ungehobelten Besucher. Die genannte Arznei hat Tausende von Landpomeranzen sowohl als von Stadtdamen kurirt, deren weibliche Organe nicht regelmäßig funktionirten, oder wenn deren Funktionen Schmerzen verursachten. Es wird garantirt, daß sie in jedem Falle Befriedigung gewährt, oder der Preis ($1.00) wird zurückgezahlt. Es ist eine richtige Arznei, kein Genußgetränk. Enthält keinen Alkohol und berauscht nicht; eben so wenig Zucker oder Syrup, der im Magen in Gährung übergeht und den Magen versäuert oder Verdauungsbeschwerden hervorruft.

Dr. Pierce's Pellets, rein vegetabilisch. Gelinde abführend oder drastisch wirkend, je nach Größe der Dosis. Kleinste, billigste, überzuckerte und am leichtesten zu nehmende Pille. Kurirt gastrisches Kopfweh, Billiosität, Verstopfung. In Apotheken, 25 Cents ein Fläschchen.

* Der Expreßmann Edward Granger von 15 Hold Str., wurde am Samstag verhaftet, weil „Jemand" auf seinen Wagen Sachen im Werthe von $100 aufgeladen hatte und dann weggelaufen war. So sagt wenigstens der Verhaftete. Wem die augenscheinlich gestohlenen Sachen gehören, weiß bisher noch Niemand, auch die Polizei nicht.

Die Hypotheken-Abtheilung

der deutschen Advokatur von Rubens & Mott, Zimmer 49—53 No. 163 Randolph Str. (Metropolitan Block), verleiht Geld in beliebigen Beträgen auf bebautes Grundeigenthum zu niedrigen Zinsen und unter den günstigsten Bedingungen. 18o,3m,8

Erste Hypotheken stets zum Verkauf vorräthig.

Germania Turnverein.

Die Beamten und Mitglieder obigen Vereins, sind hiermit ersucht, am Donnerstag, den 6. Feb., Mittags punkt 12 Uhr, in der Halle zu erscheinen, um an dem Begräbniß des verstorbenen Turners

J. F. Papenhausen

theilzunehmen.

Jul. Hoffmann, 1. Sprecher.
E. Witte, Corr. Sekretär.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser vielgeliebter Freund

Ernst Adolph Voigtländer

im Alter von 40 Jahren, 4 Monaten und 4 Tagen, heute Morgen sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet am Freitag Nachmittag um 1 Uhr vom Trauerhause, 982 Kedzie Ave., nahe Douglaß Park, aus, nach Waldheim statt.

dimido6 **Die trauernden Hinterbliebenen.**

Danksagung.

Der Westseite Brauerei und im Besonderen dem Vormanne August Stotsch sage ich hiermit meinen herzlichsten Dank für die mir und meinem verstorbenen Manne erwiesenen Wohlthaten.

Ida Rauch.

Großer Maskenball

— arrangirt von der —

Typographia No. 16,

— am —

Mittwoch, den 5. Februar,

— in —

Uhlichs nördlicher Halle.

Tickets für Herr und Dame 50 Cts.

Masken und Masken-Anzüge sind in der Halle bei Frau Kehl zu haben. 6

„Jung'ns holt fast."

Plattdüütsche Vereen v. Chicago

Maskenball,

BRANDS HALLE,

8. Februar 1890,

Intritt 50 Cts. @ Person.

Dat Comite.

Ohne Maske is de Tautritt taum Saal nich gestattet.

N. B.—Gaudstahende Mitglieder kön't ehre Intrittskorten in de Vereensversammlung am nächsten Donnerstag, oder bi A. Kruse, 75 N. Clark Str., in Empfang nehmen. 6

Masken sowie Maskengarderobe sind in der Halle bei Hermann Dietz zu haben.

Dahms & Langworthy,
Deutsche Advokaten,
REAL ESTATE AND COMMERCIAL LAW,
Zimmer 72 und 73, Unity Gebäude,
79 Dearborn Str., Chicago. 6

Dr. LeROY & CO.,
Fabrikant und Händler in
künstlichen Gliedern,
Bruchbändern,
Bandagen, 2c. 2c.
Sendet um illustrirten Catalog nach
90 Madison & 130 Dearborn St.
Zimmer 6 und 7.
f1j6
Es wird Deutsch gesprochen.

Mendius Lesezirkel
1117 N. Halsted Str.,
offerirt in wöchentlichen Lieferungen:
Gartenlaube.
Daheim.
Ueber Land und Meer.
Romanzeitung.
Buch für Alle.
Illustrirte Chronik der Zeit.
Schorers Familienblatt.
Fliegende Blätter.
Modezeitung.
Zusammen für $2.50 pro Vierteljahr.
(20 Cents per Woche.) feb3,10t6

Schiffskarten
von und nach EUROPA
billiger als irgend eine andere Agentur.
Geldsendungen
pünktlich und billig besorgt.
KOPPERL & HUNSBERGER,
General-Agenten,
Ecke La Salle u. Madison Str.
Sonntags offen von 9—12 Uhr Vormittags.
21jan,4w,d,d,sa,8

Damen, welche ihre Niederkunft im Stillen abwarten wollen, können Kost und gute Pflege haben bei Frau Walter, 2800 Groveland Park Ave., Zimmer 7. 21jalm10

Grundeigentuhm und Häuser.

Zu verkaufen:—
Durch D. P. Kinsella & Bros., Room 20, 154 La Salle Str.:
Ecke Harrison Str. und Albany Ave., 27x125.
Ecke California Ave. und Harvard Str., 53x124.
Ecke May und Wolfram Str., 75x124.
Ecke Roscoe Str. und Ashland Ave., 75x125.
Ecke Cornelia Str. und Ashland Ave., 50x125.
Butterfield Str. nahe 35. Str., 7 Zimmer, Cottage.
Chicago Ave., nahe Hoyne Ave., 3stöck. Brickflats.
Dearborn Str., nahe 53. Str., 2stöck. Flats, Bargain.
Laflin Str., nahe Polk, 75x125.
Taylor Str., nahe Ashland Ave., 2stöck. Flats.
Taylor Str., nahe Paulina, 24x132, billig.
Taylor Str., nahe Jefferson, 12 Zimmer-Haus.
Portland Ave., nahe 29. Str., 17 Zimmer-Haus.
35. Str., nahe Emerald Ave., 25x136.
Harvard Str., nahe Washtenaw Ave., 25x124.
25x125 Marshfield Ave., nahe Polk Str., 12 Zimmer Brick-Wohnhaus, neueste Einrichtung.
Ohio Str., nahe Center Ave., 2stöck. Frame.
Webster Ave., nahe Jay Str., 24x125.
Diversey Ave., nahe Sheffield Ave., 2stöck. Flats.
Shields Ave., nahe 30. Str., 16 Zimmer-Frame.
Atlantic Str., nahe 41. Str., 2stöck. Frame, neues Gebäude.
Cottages an Sherman und Winter Str., nahe 44. Str., billig und auf passende Abzahlung.
Champlain Ave., nahe 47. Str., 25x126, billig.
Zehn Lotten in Chicago Lawn, werden unter dem Marktwerth verkauft: dies ist ein Bargain. 8

Zu verkaufen: Eine Lot, eine Gelegenheit, die nur selten geboten wird, für einen Bäcker, um Geld zu machen. Nachzufragen 185 Blue Island Ave., Bäckerei. 3feb1w6

Zu verkaufen: Billig, ein zweistöckiges Haus mit Store; gute Geschäftsgegend, Südseite. Kaufpreis Hälfte baar. Näheres 3847 Dearborn Str. modi6

Zu verkaufen: Eine Farm, 98 Acker guten Boden. Alle Bequemlichkeiten dabei. 35 Meilen von Chicago. Nachzufragen 377 Armetage Ave. 30j2w3

Wohnungen, Zimmer und Board.

Gesucht: Ein anständiger Mann sucht ein gutes Heim bei einer deutschen Privatfamilie in Town Str. oder in nächster Nähe. Offerten schriftlich unter H. 85.

Zu vermiethen: $10 für 6 feine Zimmer. 664 Augusta Str., nahe Western Ave. 30ja1w2

Zu vermiethen: Zwei freundlich möblirte Frontzimmer billig. 195 O. North Ave., 1 Treppe. 29jan,1w,8

Verlangt: Noch einige jüdische Boarders. 513 Sedgwick Str. modi7

Zu miethen gesucht von einem älteren Herrn ein freundliches heizbares Zimmer, mit oder ohne Board, nahe an W. 12. Str. Man adressire mit Angabe des Preises, A. R., 353 W. 12. Str. dimi7

Gesucht: Freundlich möblirtes Zimmer in deutscher Familie. Offerten mit Preisangabe, B. 23, „Abendpost". 7

Gesucht: Eine Frau wünscht ein Baby zur Ernährung und Pflege aufzunehmen. 3304 S. Halsted Str. dimi7

Zu vermiethen: Ein guter Butcherstore mit 3 Zimmern, nahe Milwaukee Ave. Kramer & Melms, 1787 Milwaukee Ave. 7

Zu vermiethen: Ein möblirtes Zimmer an Herren oder Damen. 145—147 Indiana Str., nahe Wells Str., Basement, rechts. 7

Verlangt: Zwei Boarders bei Leuten ohne Kinder. Gerhardt, 746 N. Paulina Str. 4j1w7

Kleine Anzeigen.

Stellengesuche und Annoncen, in denen Arbeitskräfte verlangt werden, einmal umentgeltlich. Alle anderen „kleineren" Anzeigen 1 Cent das Wort.

Verlangt: Männer und Knaben.

Verlangt: Ein fleißiger Junge von 14—16 Jahren um in der Bäckerei zu helfen. 208 N. Centre Ave. 6

Verlangt: Ein guter Junge für eine Bäckerei auf der Westseite. 286 Huron Str., Ecke Ashland Ave. 6

Verlangt: Sofort, gute Barbiere. 3004 S. Halsted Str. dimi6

Verlangt: Mehrere erfahrene Agenten für deutsche Wochenschriften. Guter Verdienst. Erck & Zieke, 130 O. Ohio Str. 4f1w6

Verlangt: Ein ehrlicher Junge, um das Barbiergeschäft zu erlernen; muß englisch sprechen können. 464 Southport Ave. 7

Verlangt: Sofort, vier Schuhmacher an umgewendeten Slippers; beständige Arbeit. 1357 Milwaukee Ave. 7

Verlangt: Frauen und Mädchen.

Verlangt: Ein Mädchen für gewöhnliche Hausarbeit. Hoher Lohn. 41 O. 13. Str. 6

Verlangt: Ein gutes Mädchen für leichte Hausarbeit, muß waschen und bügeln können. Marks, 449 Austin Ave. dimido6

Verlangt: Sofort, tüchtige deutsche Mädchen für Kochen und Hausarbeit. 889 N. Clark Str. dimido6

Verlangt: Ein starkes deutsches Mädchen für gewöhnliche Hausarbeit. 182 Göthe Str. dimi6

Verlangt: Sofort, gute deutsche Mädchen, für die besten Stellen auf der Südseite bei hohem Lohn. Frau Gerson, 2837 Wabash Ave. 6

Verlangt: Ein gutes holsteinisches Mädchen. No. 170 Dayton Str., hinten. 7

Verlangt: Vier erster Klasse Maschinenmädchen an Shophosen. 773 Girard Str. dimidofrsa7

Verlangt: Ein gutes deutsches Mädchen für Kinder. $2.50 bis $3 die Woche. 191 W. Randolph Str., oben-auf. 7

Verlangt: Ein gutes Mädchen (katholisch) für allgemeine Hausarbeit. Nachzufragen 556 Milwaukee Ave. dimido7

Verlangt: Gutes deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit. 3025 5. Ave. 7

Verlangt: Ein Mädchen für eine kleine Familie ohne Kinder. 547 Sedgwick Str. 7

Verlangt: Ein gutes Mädchen für allgemeine Hausarbeit. 195 Larrabee Str. 7

Verlangt: Ein älteres Mädchen oder eine Wittwe zwischen 30 und 36 Jahren, um in einem kleinen Laden mitzuhelfen und einem Haushalte ohne Kinder vorzustehen. Adresse, H. 82, „Abendpost". dimi7

Verlangt: Ein gutes deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit. 3426 State Str. dimi7

Verlangt: Ein junges deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit in einer kleinen Familie. 1914 Indiana Ave. dimi7

Verlangt: Ein Mädchen für Hausarbeit. Lohn $2 die Woche. 154 Fullerton Ave., unten, vorn. 7

Verlangt: Mädchen oder Frau für Hausarbeit; stetiger Platz und guter Lohn. 19[illegible] Lewis Str. 7

Verlangt: Ein deutsches Mädchen für Küchenarbeit. 224 N. Clark Str. 7

Verlangt: Deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit 39 E. 25. Str. modimi6

Verlangt: Ein junges Mädchen von 15 Jahren für eine kleine Familie. 1570 Lill Ave., Lake View. modi6

Verlangt: Ein junges deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit in einer kleinen Familie. 1914 Indiana Ave. modi6

Verlangt: Ein braves Mädchen für allgemeine Hausarbeit. Zu erfragen 103 Hoskins Str. modi6

Verlangt: Gute Maschinenmädchen an Hosen. 362 N. Lincoln Str. modimi6

Verlangt: Ein Mädchen für gewöhnliche Hausarbeit. 121 W. Kinzie Str., Ecke Milwaukee Ave., Saloon. modimi6

Verlangt: Eine gesunde Schenkamme gegen hohen Lohn. Adresse unter F. 61, „Abendpost". ja,mo,di,8

Verlangt: Erster Klasse Maschinen- und Handmädchen, um an guten Shopröcken zu arbeiten. 213 Rumsey Str. frsmodi2

Stellungen suchen: Männer.

Gesucht: Ein Mann mittlerer Jahre sucht für die Vormittagsstunden Beschäftigung als Porter im Saloon. Geo. Börner, 56 Wells Str.

Gesucht: Ein erfahrener Grocery Clerk sucht Stellung. Adresse: G. Mayer, 146 E. North Ave. 6

Gesucht: Ich suche einen Platz als Clerk im Shoe Store. Gute Stadt-Zeugnisse. H. 86, „Abendpost". dimido7

Gesucht: Vertretungen gesucht von tüchtigem Verkäufer. H. 81, „Abendpost". 7

Gesucht: Ein junger Schneider sucht stetige Arbeit. J. Preitsch, 129 String Str. 7

Gesucht: Ein junger Mann, welcher im Saloon erfahren ist und gut mit Pferden umgehen kann, sucht Stellung bei bescheidenen Ansprüchen. Gefl. Adr. unter D. 50, „Abendpost". dimi7

Gesucht: Ein junger Mann, 24 Jahre alt, der deutsch, russisch, polnisch, litauisch und etwas englisch spricht, wünscht irgendwelche Beschäftigung. Adr., K. A. 35. dimi7

Gesucht: Ein Junge von 16—17 Jahren, um das Metzgergeschäft zu lernen. 1066 Lincoln Ave. smodi6

Kauf- und Verkaufs-Angebote.

Zu verkaufen: Ein gutes Pult, passend für eine Grocery oder dergl., 28 Fuß lang, 28 Zoll breit, 41 Zoll hoch, sehr billig. Zu erfragen, „Abendpost", 181 Washington Str. 1w7

Zu verkaufen: 5 Zimmer, schön möblirt, sehr billig, für baare Bezahlung. 180 E. Superior Str. dimido7

Zu verkaufen: Eine Münzsammlung. 717 Bloomingdale Road. 7

Zu verkaufen: Pferd und Buggy, billig. Zu erfragen 384 South Canal Str., Ecke Polk, oder Sonntag Morgen 528 Hermitage Ave. 31j1w4

Bevor man kauft, sehe man sich unser Lager von Parlor-Meublement an und schicke zum Aufpolstern nach 281 Wabash Ave., Ecke Van Buren Str. 0bw7

Mantel Folding und Chiffoniere-Betten für kleine Zimmer. 281 Wabash Ave. 1bw1

Geschäftsgelegenheiten.

Verlangt: Ein Partner um einen Grocery Store anzufangen. 1492 Milwaukee Ave., 2. Floor. E. Wetzel.

Zu verkaufen: Butchershop, wegen Abreise. 711 N. Halsted Str. dimidofr7

Zu verkaufen: Eine Zeitungsroute. 1492 Milwaukee Ave. 7

Zu verkaufen oder zu vertauschen: Ein guter Butchershop und zweistöckiges Framehaus, nahe Milwaukee Ave. Kramer & Melms, 1787 Milwaukee Ave. 7

Zu verkaufen: Eine gutgehende Bäckerei; vollständige Einrichtung; mit oder ohne Wagen; alter Geschäftsplatz. 581 W. 12. Str. 4f2w7

Zu verkaufen: Ein Butchershop, mit oder ohne Pferd und Wagen. Auskunft in der „Abendpost". dimido7

Zu verkaufen: Ein gutgehender General Merchandise Store in der Nähe einer Schule. Offerten schriftlich unter E. 51, „Abendpost". 4f1w7

Billiger Ausverkauf in Stiefeln, Schuhen und allerlei Rubber-Waaren, wegen Aufgabe des Geschäfts. 415 W. Chicago Ave. 4f1w7

Zu verkaufen: Eine kleine Buchbinderei ist Umstände halber billig zu verkaufen. Offerten unter M. H., „Abendpost". modimi7

Zu verkaufen: Billig, kleine Abendpostroute, Nordseite. 164 Larrabee Str., hinten. smodi6

Verschiedenes.

Aufgepaßt, Lake View und Nordseite. $20—$500 zu verleihen auf Möbel, Pianos, Pferde, Wagen und allen Arten von Einrichtungen 2c. und aller Art persönliches Eigenthum. Raten niedrig; kein Aufenthalt; 1—12 Monate Zeit. Eigenthum nicht fortgenommen. Zurückzahlungen nach Belieben; ehrliche Behandlung; im Falle Ihr Anleihen von anderen Leuten habt, nehmen wir sie auf und erneuern sie. Lake View Loan Co., 631 Lincoln Ave., 681 Sheffield Ave., nahe Diversey, und 891 Clybourn Ave. (Deering). 5dsmt3

Geld zu verleihen um ein Haus zu kaufen. Zahlt ab eine Mortgage, oder um Euer Eigenthum zu verbessern; monatliche Zahlung; keine Verzögerung. The Safety Loan und Building Association, Zimmer 3, 142 La Salle Str. 30j2w3

Aufgepaßt! Südwestseite im Besonderen! Die St. Paul Bau- und Leih-Gesellschaft eröffnet am Donnerstag, den 6. Februar, ihre zweite Serie. Es ist die beste Gesellschaft dieser Art, welche bis jetzt gegründet wurde. Wegen näherer Auskunft wende man sich an den Unterzeichneten, welcher jeden Abend in seiner Wohnung zu treffen ist. No. 1093 Hoyne Ave., Ecke Moore Str. John Lillig, Sekr. Monatliche Raten 50c. per Aktie. 6

Verlangt: Damen und Herren, um einen dramatischen Verein zu gründen. Offerten unter Parnaß an die „Abendpost" erbeten. modi7

Gesucht: Deutsches System, „Dresdener Akademie." Das Schnittzeichnen und Zuschneiden von Damenkleidern wird gründlich gelehrt in den Abendstunden von 7—9 Uhr. Kursus $3. 709 N. Halsted Str. dimi7

Bridgeport auf der Südseite.

Der Bauverein „Augustin Kordecki" hat am 29. Januar 1890 seine Hauptsitzung abgehalten und nachfolgende Administration gewählt:

Michael Weklinski, Präsident; Roman Szudzinski, Vize-Präsident; Zygmunt Schmidt, 1. Sekretär; Johan Paczkowski, 2. Sekretär; Frank Galcwski, 3. Sekretär; Joseph Kunke, Kassirer; Julian Piotrowski, Notar; Thomas Nowacki, Johan Wojüchowski, Julian Piotrowski, Abschätzungs-Comite; Marthin Kwiatkowski, Johan Wojüchowski, Frank Grzegorzewski, Finanz-Comite; Joseph Pacholski, Johan Pacholski und Stanislaus Skorizewski, Sitzungs-Comite.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß an jedem Mittwoch acht Uhr Abends in der Halle 3230 Laurel Str., Versammlung stattfindet. Briefe und Correspondenzen an den Verein sind direct zu richten an J. Schmidt, 3230 Laurel Str.

modimi6 J. Schmidt, Sekretär.

Geld zu verleihen. Wenn Ihr Geld ohne Oeffentlichkeit oder Vorwissen Eueres Nachbars zu leihen wünscht, so wird Euch eine Privat-Partei irgend einen Betrag ausleihen auf Möbel, Pianos, Pferd, Wagen oder irgend eine Sicherheit mit dem Recht, Alles oder in Raten zurückzuzahlen. Zimmer 38, No. 94 La Salle Str. 3feb23m6

Western Medical & Surgical Institute, 127 La Salle Str., Dr. R. Greer, seit 30 Jahren prakticirend, giebt freien Rath über alle speziellen Männerkrankheiten. Dr. Greers neue Heilmittel kuriren sofort. Ein sicheres Mittel gegen Nervenschwächen. Sprechstunden 9—8 täglich, Sonntags 10—12. n13,1j,8

E. Gramaiser,
auf der Wiener Universität diplomirte Geburtshelferin, giebt über alle Frauen- und Kinderkrankheiten unentgeltlich Auskunft. 3231 South Halsted Str. 23o,3m,7

Bandwurm beseitigt unfehlbar in 2 Stunden.
21dez1j6 F. Reichardt, 83 W. Kinzie Str.

Deutscher Friedensrichter,
M. A. LaBuy,
186 West Madison Str., Ecke Halsted Str.
Telephon 4045.
Ausstellung gesetzlicher Dokumente.
Wohnung: 559 Noble Str. 19ok3m2

WM. BOLDENWECK,
Grundeigenthum, Anleihen und Versicherung.
Zimmer No. 727 Opera House Building,
Ecke Clark und Washington Str., Chicago. bw6

Eine vorzügliche Gelegenheit
zur Ueberfahrt zwischen Deutschland und Amerika bietet die allbeliebte Baltimore Linie des
Norddeutschen Lloyd.
Die rühmlichst bekannten, neuen und erprobten, 6000 Tons großen Postdampfer dieser Linie fahren regelmäßig wöchentlich zwischen
Baltimore und Bremen
direkt,
und nehmen Passagiere zu sehr billigen Preisen. Gute Verpflegung! Größtmöglichste Sicherheit! Dolmetscher begleiten die Einwanderer auf der Reise nach dem Westen. Bis Ende 1888 wurden mit Lloyd-Dampfern
1,885,513 Passagiere
glücklich über den Ocean befördert, gewiß ein gutes Zeugniß für die Beliebtheit dieser Linie.
Weitere Auskunft ertheilen:
A. Schumacher & Co., General-Agenten
No. 5 Süd Gay Str., Baltimore, Md.,
J. Wm. Eschenburg, General-Agent,
No. 104 Fifth Ave., Chicago, Ill.,
oder deren Vertreter im Inlande. 2janlj6

Eine feuer- und diebessichere Kasse für nur $3.00
jährlich zur Aufbewahrung von Geld, Werthgegenständen; sichere Niederlage von Koffern und Werthpacketen im neuen Sicherheitsgewölbe der Nordseite.
Germania Safe Deposit & Trust Co.,
Ecke N. Clark und Grant Str., Germania Männerchor-Gebäude. diodbw7

Geld zu verborgen
auf Grundeigenthum, bei monatlicher Zurückbezahlung, für 5½ Prozent. Geld auf längere Zeit zu niedrigen Zinsen. Henry C. Beo, Office 445 W. Chicago Ave. Officestunden: 8 Uhr Vorm. bis 8 Uhr Abends. 22j1m10

Photographen.

H. HUEBNER,
305 North Ave.
Für nur 2 Dollars ein Dutzend beste Cabinetbilder.
Gratis ein größeres 8x10 in einem prachtvollen Goldrahmen. 8dez2mt3

Eisenbahn-Fahrpläne.

B ist die Zeit von 12 Uhr Mitternachts bis 12 Uhr Mittags, N die von 12 Uhr Mittags bis 12 Uhr Mitternachts.

Chicago, Rock Island & Pacific-Bahn.

Depot Ecke Van Buren und Sherman Str. Ticket-Offices: 104 Clark Str., Neues Opernhaus-Gebäude.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Illinois und Iowa Expreß	† 8.15 B	† 7.25 N
Peoria Expreß	† 1.00 N	† 1.25 N
Spirit Lake, Sioux Falls und Dakota Expreß	† 1.00 N	¶ 1.25 N
Minneapolis, St. Paul & Council Bluffs Expreß	* 1.00 N	* 1.25 N
Kansas City, Leavenworth, Denver, Colorado Springs & Pueblo Solid Vestibule Expreß	* 4.30 N	* 9.40 B
St. Joseph, Atchison, Colorado Springs, Denver & Pueblo Limited Vestibule Expreß	* 6.00 N	* 9.25 B
Council Bluffs & Omaha Solid Limited Vestibule Expreß	* 5.15 N	* 8.30 B
Joliet Accommodation	* 3.20 N	* 9.20 B
Peru Accommodation	† 5.00 N	† 10.30 B
Council Bluffs Nacht-Expreß	* 10.30 N	* 6.50 B
Minneapolis, St. Paul & Spirit Lake Nacht-Expreß	‡ 10.30 N	¶ 6.50 B
Peoria Nacht-Expreß	‡ 11.00 N	¶ 6.25 B
Kansas City, St. Joseph & Atchison Nacht-Expreß	‡ 11.00 N	¶ 6.25 B
Kansas City, St. Joseph & Atchison Samstag Nacht-Expreß	x 10.30 N	o 6.50 B

*Täglich. †Täglich, ausgenommen Sonntags. ‡Täglich, ausgenommen Samstags. ¶Täglich, ausgenommen Montags. xNur Samstags. oNur Montags.

Wisconsin Central.

Depot: Ecke Harrison Str. und Fifth Ave. Stadt-Ticket-Office: 205 Clark Straße.

Züge nach St. Paul und Minneapolis verlassen Chicago um *5.00 N. und *10.45 N.; Chippewa Falls und Eau Claire, †8.00 B., *5.00 N., *10.45 N.; Ashland, Duluth und Lake Superior, *5.00 N. †10.45 N.; Waukesha, Fond du Lac, Oshkosh und Neenah †8.00 B., *3.00 N., *5.00 N., *10.45 N.; Burlington Passagier, *4.35 N.

* Täglich. † Täglich, ausgenommen Sonntags.

Burlington Route. — C. B. & Q.-Eisenbahn.

Für Tickets und Schlafwagen spreche vor 211 Clark Str. und im Union Bahnhofe, Canal Str., zwischen Madison und Adams Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Galesburg und Streator	† 8.45 B	† 6.50 N
Rockford und Dubuque	† 8.45 B	* 2.35 N
Council Bluffs, Omaha und Denver	* 12.01 N	* 2.35 N
Von Council Bluffs, Schnellzug	—	* 7.00 B
Rochelle und Rockford	† 4.30 N	† 10.35 B
Streator und Mendota	† 4.30 N	† 10.35 B
Omaha und Denver	* 5.30 N	* 6.55 B
St. Paul und Minneapolis	* 5.40 N	* 9.30 B
Kansas City, St. Joseph und Atch.	* 5.50 N	* 9.15 B
Hannibal, Galveston und Texas	* 5.50 N	* 9.15 B
Omaha, Council Bluffs, Cheyenne und Denver	* 10.30 N	* 6.30 B
Kansas City, St. Joseph, Atchison und Quincy	* 10.30 N	* 6.30 B
St. Paul und Minneapolis	‡ 10.50 N	† 10.55 N

* Täglich. † Täglich, ausgenommen Sonntags. ‡ Täglich, ausgenommen Samstags.

Illinois Central-Eisenbahn.

Depot am Fuß der Lake Str., am Fuß der 22. Str. und am Fuß der 39. Str. Ticket-Offices: 194 Clark Str. Züge nach dem Westen müssen an Lake Str. bestiegen werden.

Züge	Abfahrt	Ankunft
St. Louis & Texas Expreß	* 8.40 B	* 7.20 N
St. Louis & Texas Schnellzug	§ 8.35 N	§ 7.20 B
Cairo & New Orleans Expreß	* 8.40 B	* 7.20 N
New Orleans Schnell-Expreß	§ 8.35 N	§ 7.20 B
Kankakee & Bloomington Passagier-Zug	* 2.35 N	* 4.25 N
Pontiac & Springfield Expreß	* 8.40 B	* 7.20 N
Kankakee & Gilman Passagier-Zug	* 4.30 N	* 9.55 B
Rockford, Dubuque, Sioux City & Sioux Falls Schnellzug	§ 1.00 N	§ 1.00 N
Rockford, Dubuque & Sioux City Expreß	† 11.35 N	‡ 6.30 B
Pacific Coast Expreß	‡ 1.00 N	‡ 6.30 B
Rockford & Freeport Passagierzug	§ 4.15 N	§ 10.30 B
Rockford & Freeport Expreß	* 8.05 B	....
Dubuque & Rockford Expreß		* 7.00 N

†Samstag Nacht nur bis Dubuque. ‡Täglich, ausgenommen Sonntags. Sioux City bis Dubuque; täglich von Dubuque bis Chicago. §Täglich. *Täglich, ausgenommen Sonntags.

Die „Big Four" Route.

Cleveland, Cincinnati, Chicago & St. Louis-Eisenbahn. Depots: Fuß von Lake Str., Fuß von 22. und 39. Str. Ticket-Offices in Depots und 121 Randolph Str., Grand Pacific Hotel und Palmer House.

Alle Züge täglich.	Abfahrt	Ankunft
LaFayette, Indianapolis, Cincinnati und Louisville Tag-Expreß	9.10 B	5.00 N
Ditto Nacht-Expreß	8.20 N	7.30 B

Niagara Falls Short Line.

Züge verlassen das Depot und kommen an im Wabash Depot, Dearborn Station. Ticket-Offices: 109 Clark Str., Palmer House und Grand Pacific Hotel.

Tägliche Züge.	Abfahrt	Ankunft
Detroit, New York, Boston Expreß	3.00 N	10.15 N
Detroit, New York, Boston Limited	9.05 N	7.15 B

Monon Route.

Cincinnati Linie: Züge verlassen das Dearborn Str. Depot für Indianapolis und Cincinnati um 9.55 B. und 9.30 N. täglich; um 11.55 N. täglich mit Ausnahme an Sonntag.

Louisville Linie: Züge verlassen das Dearborn Str. Depot für La Fayette, Louisville, Lexington, Chattanooga und den Süden um 8.30 B. und 8.05 N. täglich.

Chicago, St. Paul & Kansas City-Eisenbahn.

Linie der Schnell-Expreßzüge (Limited) nach St. Paul und Minneapolis. Stadt-Ticket-Offices: No. 188 Clark Str., Depot Ecke Harrison Str. und 5. Ave.

Alle Züge täglich.	Abfahrt	Ankunft
St. Paul & Minn. Limited Expreß	5.30 N	9.33 B
Des Moines & St. Joseph Lim. Exp.	5.30 N	9.33 B
St. Paul & Minn. Nacht-Expreß	11.00 N	10.45 N
St. Charles & Sycamore Local	11.00 N	10.45 N
St. Charles & Byron Local	4.30 N	10.10 B

Chicago & Alton-Eisenbahn.

Grand Union Passagier-Depot, Canal Str., zwischen Madison und Adams Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Pacific Vestibuled Expreß	* 12.00 B	1.30 N
Kansas City Vestibuled Lim.	* 6.00 N	8.30 B
Kansas City, Col. & Utah Expreß	* 11.20 N	7.30 B
St. Louis Vestibuled Limited	* 9.00 N	7.00 B
Springfield & St. Louis Tag-Expr.	† 9.00 B	7.15 N
Springfield & St. Louis Nacht-Exp.	* 11.20 N	7.30 B
Joliet & Streator Accom.	† 5.00 N	9.45 B

* Täglich. † Täglich, Sonntags ausgenommen.

Michigan Central.

New York Central und Hudson River, Boston und Albany Eisenbahnen. „Die Niagara Falls Route." Ticket-Offices: 67 Clark Str., Südostecke von Randolph, Palmer House und Grand Pacific Hotel. Depot: Fuß von Lake Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Post (über Haupt-Linie)	† 7.55 B	† 7.55 N
New York & Boston Tag-Expreß	† 10.35 B	† 4.35 N
N. Y. und Boston Vest. Limited	* 3.10 N	* 9.00 N
Kalamazoo Accomodation	† 4.50 N	† 11.20 B
Atlantic Expreß, N. Y. & Boston Nachtexpreß (Ueber Chic. u. West Michigan)	* 10.10 N ‡ 9.25 N	* 7.45 B § 7.50 B
Grand Rapids & Muskegon Post	† 7.55 B	† 7.55 N
Grand Rapids & Muskegon Ex.	† 4.40 N	† 3.20 N
Grand Rapids & Musk. Sleeper	* 10.10 N	§ 7.00 B

* Täglich. † Ausgenommen Sonntags. ‡ Ausgenommen Samstags. § Ausg. Montags.

Chicago und Atlantic-Eisenbahn.

Ticket-Offices: 107 Süd Clark Str., Dearborn Station, Polk Str., Ecke Fourth Ave., Palmer House und Grand Pacific Hotel.

Züge	Abfahrt	Ankunft
New York, Boston & Philadelphia Expreß	x 7.55 N	x 8.25 B
New York & Boston Vestib. Limited	x 10.25 B	x 9.00 N
Philadelphia Vestibule Limited	x 10.25 B	x 9.00 N
Lima, Marion & Columbus	o 7.50 B	o 6.15 N
North Hudson Accom.	x 5.35 N	x 9.10 B
Columbus, Jamestown & Buffalo Vestibule Limited	x 10.25 B	x 9.00 N
Columbus, Jamestown & Buffalo durchgehender Expreß	x 7.55 N	x 8.25 B

x Täglich. o Ausgenommen Sonntags.

Chicago, Milwaukee & St. Paul-Bahn.

Union Passagier-Bahnhof, Ecke Madison, Canal und Adams Str. Stadt-Office: 209 Clark Str.

a täglich, b täglich, ausgenommen Sonntags, c täglich, ausgenommen Samstags, d täglich, ausgenommen Montags.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Milwaukee, St. Paul & Minneapolis	b 8.00 B	b 10.05 N
	a 5.30 N	a 9.30 B
	a 11.00 N	a 7.00 B
Milwaukee, Madison und West	b 11.30 B	a 7.00 N
	c 11.00 N	d 7.00 B
Milwaukee, nur Sonntags	8.30 B	1.45 N
Milwaukee	b 3.00 N	b 10.30 B
	b 7.30 N	b 4.00 N
Marquette & Lake Superior	a 11.30 N	a 7.00 B
Iron Mountain & Menomonee	b 11.30 B	b 7.00 N
Cedar Rapids, Omaha, Denver & San Francisco	a 5.35 N	a 9.30 B
	a 11.10 N	a 6.50 B
Dubuque, Iowa und Dakota Plätze	b 11.40 B	b 9.30 B
	c 11.10 N	d 6.50 B
Kansas City und St. Joseph	c 11.10 N	d 6.50 B

Chicago & Northwestern Eisenbahn.

Ticket-Offices: No. 206—208 Clark Str., an der Western Ave. Station, Ecke Kinzie und Oatley Str., und am Depot, Ecke Wells und Kinzie Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Denver Limited	§ 5.35 N	§ 7.00 B
Limited Schnellzug	§ 11.30 N	§ 7.30 B
Ueberland Expreß	§ 11.30 N	§ 6.50 B
Council Bluffs, Omaha, Denver, Lincoln, Sioux City und Orten an der Pacific Küste	§ 12.01 N	§ 2.15 N
	§ 5.55 N	§ 7.00 B
	§ 10.30 N	§ 6.50 B
	§ 11.30 N	§ 7.30 B
Black Hills und Wyoming	§ 5.55 N	§ 7.30 B
St. Paul, Minneapolis, Duluth, Ashland und Madison	§ 5.30 N	§ 9.30 B
	§ 11.15 N	§ 7.00 B
Huron, Aberdeen, Winona, und Madison und Janesville	* 9.60 B	* 6.50 N
	† 9.00 N	‡ 8.30 B
Milwaukee und Racine	X 8.30 B	X 1.45 N
	§ 5.00 N	* 4.00 N
	§ 7.30 N	§ 9.45 B
	§ 9.65 N	§ 6.25 B
Milwaukee, Waukesha und Madison	* 8.00 B	§ 10.00 B
	* 11.30 B	§ 1.50 N
	§ 3.00 N	§ 7.00 B
Fond du Lac, Oshkosh, Neenah, Appleton, Green Bay	* 11.30 B	* 1.50 N
	§ 9.65 N	§ 6.25 B
Oshkosh, Neenah und Appleton	§ 3.00 N	§ 7.00 N
Marquette und Lake Superior	§ 9.65 N	§ 6.25 B
Ripon, Green Lake und Princeton	* 11.30 B	* 1.50 N
Ashland, Hurley, Ironwood, Bessemer und Wakefield	§ 5.00 N	§ 10.00 B
	† 9.05 N	‡ 6.25 B
Ashland, Wausau und Appleton	* 9.05 N	‡ 6.25 B
Janesville, Waterton, Fond du Lac und Oshkosh	* 9.20 B	* 4.30 N
	* 4.45 N	* 10.25 B
Freeport, Rockford und Elgin	* 10.15 B	* 2.40 N
	* 4.15 N	* 10.30 B
	* 11.30 N	* 11.25 N
Rockford und Elgin	* 7.15 B	* 5.50 N
Rockford, via Harvard	§ 9.00 B	§ 6.50 N

§Täglich. *Täglich, Sonntags ausgenommen. XNur Sonntags. †Täglich, Samstags ausgenommen. ‡Täglich, Montags ausgenommen.

Die Pennsylvania-Linien.

Vom Pennsylvania Depot, Madison und Canal Str. Ticket-Offices: 65 Clark Str., Palmer House u. Grand Pacific Hotel.

Züge gehen:		Abfahrt
Nach New York, Philadelphia, Baltimore, Washington u. Pittsburgh	F Mail Expreß	† 8.00 B
	P Pennsylvania Spezial	* 10.30 B
	F Schnellzug	* 3.15 N
	F Pennsylvania Limited	* 5.00 N
	P Eastern Expreß	* 8.30 N
	F Atlantic Expreß	* 11.30 N
Nach Louisville, Cincinnati, Indianapolis, und nach dem Süden		P* 10.00 B
		P* 9.30 N

Expreßzüge kommen in Chicago an: Um F*7.00 B, P*7.05 B, P*7.15 B, F*9.45 B, P*4.50 N, P*5.00 N, F†5.00 N, F*9.30 N.

F via Fort Wayne Route, P via Pan Handle Route. * Täglich. † Täglich, ausgenommen Sonntags.

Wabash-Eisenbahn.

Züge kommen an und verlassen Chicago an Dearborn Station, Ecke Polk und Dearborn Str. Ticket-Office: 109 Clark Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
St. Louis, Peoria u. Texas Expreß	† 8.25 B	† 6.90 N
Kansas City, Peoria u. Springfield	* 2.30 B	* 1.30 N
St. Louis u. Peoria Vestibuled Exp.	* 9.00 N	* 7.15 B
Ensler Park u. Esser Accom.	* 4.30 N	* 9.40 B

* Täglich. † Täglich, ausgenommen Sonntags.

Lake Shore Route.

Lake Shore und Mich. Southern, New York Central & Hudson River, Boston und Albany Eisenbahnen. Die Züge gehen ab und kommen an wie folgt: Chicago: Lake Shore Depot, Van Buren Str., am Ausgange der LaSalle Str. Ticket-Offices: 66 Clark Str; Depot, 22. Str.; Grand Pacific und Palmer House.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Postzug (alte Linie)	† 8.00 B	† 6.45 N
N. Y. und Boston Tag-Expreß	† 8.50 B	† 6.45 N
New York und Boston Schnellzug	* 3.10 N	* 9.10 N
Vestibule Limited	* 5.30 N	* 9.50 N
New York und Boston Atlantic-Expreß	* 7.45 N	* 7.35 B
N. Y. und Boston Nacht-Expreß	† 11.30 N	† 7.00 B
Elkhart und Goshen Accom.	† 4.05 N	† 11.00 B

* Täglich. † Sonntags ausgenommen.

Die „Nickel-Plate" Route.

New York, Chicago und St. Louis-Eisenbahn. Züge gehen ab und kommen an täglich, ausgenommen Sonntags, am Union Depot, Van Buren Str. Abf. von Chicago 7.30 B., Ank. in Chicago 8.10 N. Central Standard Zeit.

Wegen der Fahrpreise oder sonstiger Auskunft frage man bei dem nächsten Agenten der Gesellschaft an, oder wende sich an R. A. Skinner, Commercial-Agent, oder an Chas. H. Walter, Agent Pass.-Depot, 79 Clark Str., Chicago.

Chicago & Eastern Illinois-Eisenbahn.

Ticket-Offices: 64 Clark Str., Palmer House und Grand Pacific Hotel. Depot: Dearborn und Polk Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Danville & Terre Haute Postzug	* 8.00 B	* 6.20 N
Evansville & Nashv. Schnellpostzug	§ 11.15 N	§ 7.05 B
Nashville & Southern Schnell-Linie	§ 3.50 N	§ 11.20 B
Momence Passagier	* 5.15 N	* 8.15 B

Pullman Buffet Schlafwagen nach Nashville mit dem 3.50 Nachmittags-Zug. Der Zug, welcher um 11.15 N nach Nashville geht, hat Pullman Buffet Schlafwagen.

Chicago- & Grand Trunk-Eisenbahn.

Depot: Dearborn und Polk Straße. Ticket-Offices: 103 South Clark Str., Palmer House, Grand Pacific Hotel und am Depot.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Mail und Pacific Expreß	§ 9.05 B	* 7.30 N
Limited Expreß	* 3.15 N	* 10.10 N
Nacht- und Tag-Expreß	* 11.25 N	* 6.25 N
Atlantic und 2. Pacific Expreß	* 8.15 N	* 8.10 B
Detroit, Mt. Clemens & Saginaw	* 8.15 N	* 7.30 B

* Täglich. § Sonntag ausgenommen.

Santa Fe Route.

Chicago—Kansas City. Züge gehen ab von Dearborn Station, Ecke Dearborn und Polk Str. Ticket-Office: 212 Clark Str.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Galesburg & Ft. Madison Ex.	§ 8.55 B	§ 6.40 N
Kansas City, Los Angeles & San Diego Fast Vestibule Expreß	* 6.00 N	* 9.00 B
Streator, Joliet & Pekin Expreß	§ 1.00 N	§ 1.45 N
Joliet & Streator Vestibule	§ 4.20 N	§ 9.50 B
San Francisco Expreß	* 11.30 N	* 7.25 B
Kansas City, Atchison & St. Joseph Expreß	* 11.30 N	* 7.25 B

* Täglich. § Sonntag ausgenommen.

Baltimore- und Ohio-Eisenbahn.

Depots: Lake Front, Fuß von Monroe Straße und Fuß der 22. Straße. Ticket-Offices: 193 Clark Straße und Palmer House.

Züge	Abfahrt	Ankunft
Tag-Expreß	7.10 B	5.15 N
New York und Washington Vestibuled Limited	10.10 B	9.45 N
New York und Washington Vestibuled Limited	2.55 N	10.55 N
Pittsburg Limited	5.05 N	6.55 B
Nacht-Expreß	10.40 N	4.30 B
Walkerton Accommodation	4.15 N	9.30 B

Alle Züge halten an 39. Straße und Hyde Park. Alle Züge gehen über Washington. Keine Extraberechnung für B. & O. Limited-Züge.

Der Klumpfuß.

Roman von Ewald August König.

(18. Fortsetzung.)

„Sie haben gestern Abend noch lange gearbeitet?“ fragte Hugo nach einer Pause mit scheinbarer Gleichgiltigkeit. „Welche wichtigen Briefe erwarteten Sie denn?“

„Ich?“ erwiderte Schlatter ruhig. „Keine, aber Herr Stein hatte mich beauftragt, den Kassenboten noch einmal zur Post zu schicken, und daraus glaubte ich schließen zu dürfen, daß wichtige Angelegenheiten erwartet würden.“

Hugo schwieg, er hatte keine Veranlassung zu weiteren Fragen, und es kamen auch schon Leute, die Geld holen oder zahlen wollten, die Tagesarbeit machte ihre Rechte geltend. So vergingen zwei Stunden in gewohnter Beschäftigung, Rumpel war eben von einem Ausgang zurückgekehrt, als der Disponent plötzlich im Kassenzimmer erschien.

„Ich bedaure, stören zu müssen,“ sagte er achselzuckend, „Rumpel, schließen Sie die Kasse, vor Tisch wird nicht mehr geöffnet.“

Der Kassendiener hatte mit Hugo rasch einen bedeutungsvollen Blick gewechselt.

„Sie wollen schon wieder revidiren?“ fragte Hugo mit mühsam erzwungener Ruhe.

„Ich bin leider dazu genöthigt,“ erwiderte der Disponent.

„Und was, wenn ich fragen darf, zwingt Sie dazu?“

„Gerüchte — ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen darüber Rechenschaft zu geben.“

„Sie sind's!“ fuhr Hugo auf, den das höhnische Lächeln Schlatter's noch mehr reizte. „Wenn Sie meine Ehre in beleidigender Weise angreifen, so sind Sie verpflichtet, mir die Gründe dafür zu nennen.“

Der Geschäftsführer hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt, ein verächtlicher Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Ich werde Ihnen die Genugthuung nicht verweigern, wenn ich Alles in Ordnung gefunden habe,“ sagte er kalt. „Im Uebrigen kann von einer Berechtigung Ihrerseits, eine solche Genugthuung von mir zu fordern, keine Rede sein. Sie haben sich einfach meinen Anordnungen zu fügen, und ich bin berechtigt, eine Revision anzuordnen, wann und so oft es mir beliebt.“

„Sehr wohl, indessen kann ich nicht glauben, daß diese wiederholten Störungen im Kassengeschäft unserem Chef angenehm sein würden,“ erwiderte Hugo mit einer entschlossenen Festigkeit, während er dem Kassendiener einen Wink gab. „Rumpel, melden Sie mich bei Herrn Ladenberg an, ich lasse in einer dringenden Angelegenheit um eine kurze Unterredung bitten.“

„Sie bleiben, Rumpel!“ rief der Disponent, der seine Verwirrung nicht verbergen konnte. „Herr Ladenberg hat an andere Dinge zu denken, als die Beschwerden seiner Kommis anzuhören.“

„Sie gehen, Rumpel!“ rief nun auch Hugo in befehlendem Tone, „es wird sich ja finden, ob Herr Ladenberg mir die Unterredung bewilligen will.“

Der Geschäftsführer stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden, aber er war doch besonnen genug, einzusehen, daß er kein Recht besaß, gegen diesen Entschluß zu protestiren.

„Meinetwegen gehen Sie, Rumpel,“ sagte er in einem Tone, der deutlich erkennen ließ, daß er sich seiner Sache sicher fühlte, mir ist es recht, wenn Herr Ladenberg persönlich zugegen ist.“

„Und bis dahin werden Sie sich mit der Revision gedulden,“ erwiderte Hugo, während Rumpel hinausging.

„Wozu? Herr Schlatter, schließen Sie die Kassenbücher ab, sobald der Diener zurückkehrt, können wir mit der Revision des Geldes beginnen.“

Hugo schwieg, gegen diesen Machtspruch ließ sich nichts einwenden, überdies konnte er, so lange Rumpel zugegen war, darauf vertrauen, daß seine Interessen gewahrt blieben.

Der Kassendiener kehrte schon sehr bald zurück, Herr Ladenberg hatte die Unterredung bewilligt, er erwartete Hugo.

„Gehen Sie nur,“ sagte der Disponent spöttisch, „wir werden hier auch ohne Ihre Hilfe fertig werden, vergessen Sie nur das Wiederkommen nicht.“

Hugo, der bereits unter der Thür stand, wandte sich um, er warf seinem Feinde einen zornflammenden Blick zu, aber als er ihm nun in das höhnisch lächelnde Antlitz schaute, drängte sich ihm plötzlich die Ueberzeugung auf, daß dieser Mann schon jetzt seines Triumphes völlig sicher war.

Seine Zuversicht schwand. Was sollte er dem Chef sagen? Konnte er die Anklage gegen den Günstling beweisen? Mußte er nicht erwarten, daß diese Anklage ihre Spitze gegen ihn selbst richtete?

Was half's, daß er jetzt alle Möglichkeiten erwog, er hatte den ersten Schritt gethan, zurück konnte er nun nicht mehr.

Herr Ladenberg, der Chef des Hauses, saß in seinem eleganten Cabinet vor dem Schreibtisch, mit sichtbarem Behagen eine Cigarre rauchend, deren feines Aroma das Zimmer durchduftete, schien er sich in der heitersten Stimmung zu befinden.

Hugo faßte Muth; die wohlwollende Freundlichkeit, mit der Ladenberg ihn empfing und ihn aufforderte, Platz zu nehmen, ließ ihn hoffen, daß er einen vorurtheilsfreien Richter finden werde.

Mit seiner Verlobung beginnend und dabei ein kurzes Charakterbild Gretchens einflechtend, berichtete er Alles, was Stein gegen ihn und seine Braut unternommen hatte. Er gedachte dabei auch der Beobachtungen und Vermuthungen Rumpel's und äußerte zum Schluß freimüthig die Besorgniß, daß in Folge der gegen ihn geschmiedeten Intriguen ein Kassenmanko entdeckt werden könne.

Der corpulente Herr hatte zugehört, ohne ihn zu unterbrechen.

„Können Sie auf Ehre und Gewissen erklären, daß Alles, was Sie mir da gesagt haben, Wahrheit ist?“ fragte er, als Hugo schwieg.

„Ich kann es,“ erwiderte der junge Mann, ihm ernst und voll in die Augen blickend.

„Und wenn ein Deficit entdeckt würde, wie wollten Sie es erklären?“

„Es wird mir schwer, diese Frage zu beantworten, ich klage nicht gerne an, und doch muß ich es, um die eigene bedrohte Ehre zu vertheidigen.“

„Sagen Sie mir, was Sie vermuthen, ich werde schon selbst die Wahrheit herausfinden.“

„Nun denn, es giebt nur einen Weg, auf dem ich es mir erklären könnte. Ein Exemplar der Schlüssel zu den Kassenschränken befindet sich in Ihrem Besitz, das zweite besitzt Herr Stein —“

„Und Sie vermuthen, daß Herr Stein von diesem Exemplar Gebrauch gemacht hat?“

„Er oder Herr Schlatter!“

Ladenberg hatte sich erhoben, er legte die Hände auf den Rücken und wanderte einige Minuten lang schweigend auf und nieder.

„Das ist eine sehr schwere Anklage,“ sagte er ernst, während er eine Schublade des Schreibtisches öffnete und ein versiegeltes Packetchen herausnahm, das er prüfend betrachtete. „Wenn die Verhältnisse mich nöthigen, diese Anklage zu prüfen, dann —“

Er brach ab und schüttelte mit bedenklicher Miene das Haupt.

„Dann, ich weiß es wohl, muß ich auf alles gefaßt sein,“ erwiderte Hugo ruhig. „Aber ich kann nicht anders, ich muß meine Ehre vertheidigen, sollte ich auch selbst darüber zu Grunde gehen. Seit jenem Recontre mit Herrn Stein habe ich meine Wachsamkeit verdoppelt, und wenn mir auch nicht immer Zeit blieb, die Kasse täglich abzuschließen, so war ich mir doch in jeder Stunde bewußt, daß nicht der kleinste Manco sich in ihr befinden konnte.“

„Hm, wir werden sehen! Sie sind entschlossen, die Schauspielerin zu heirathen?“

„Ich bin's.“

„Sie wissen, daß diese Damen sich keines guten Rufes erfreuen, und daß man sich schwer bereit finden läßt, zu Gunsten einer Einzelnen eine Ausnahme zu machen.“

„Meine Braut macht eine Ausnahme,“ erwiderte Hugo, dessen Wangen sich dunkler färbten.

„Ich will das nicht bestreiten, aber durch diese Heirath würde Ihre Stellung in meinem Hause gefährdet.“

„Die Rücksicht darauf darf mich nicht abhalten, mein verpfändetes Wort einzulösen, nicht meine Braut allein, auch mich selbst würde ich dadurch betrügen. Man hat mir gesagt, ich hätte das Alles früher bedenken müssen, und ich würde nie eine so gute Stelle wieder finden — mag sein, ich muß handeln, wie die Ehre es mir gebietet. Und wenn ich meine Pflicht gewissenhaft erfülle —“

„Lassen wir das jetzt,“ unterbrach Ladenberg ihn. „Gehen Sie, und sobald die Revision beendet ist, lassen Sie mir das Resultat berichten.“

Herr Ladenberg zündete nach Hugos Weggang eine neue Cigarre an und trat an's Fenster, sinnend blickte er in den großen, prächtigen Garten hinaus, dessen Wege und Beete mit welkem Laub bedeckt waren.

Was der junge Mann soeben seinem Chef mitgetheilt, hatte dieser schon seit einigen Wochen befürchtet und ahnungsvoll erwartet.

Manche Klagen über seinen Günstling Stein waren ihm schon zu Ohren gekommen, nicht nur in den Geschäftskreisen, auch im Schooße seiner Familie; Klagen, die ihn veranlaßt, ja gezwungen hatten, nähere Erkundigungen einzuziehen.

Sollte er in seinem Vertrauen sich so bitter getäuscht sehen? Sollte er für sein Wohlwollen, seine Güte und seine Freundschaft nur Undank ernten? Undank von einem Menschen, dem er die Zukunft seines Kindes anvertrauen, dem er später sein ganzes, großes Vermögen übergeben wollte?

Der Eintritt des Geschäftsführers machte seinem Sinnen und Grübeln ein Ende.

„Ist die Kasse in Ordnung?“ fragte er mit gemessenem Ernst.

„Leider nicht,“ erwiderte Stein mit scheinbarem Bedauern, „es fehlen tausend Thaler, über deren Verbleib Herr Braun keine Auskunft geben kann.“

„Und wie urtheilen Sie darüber?“ fragte Ladenberg.

Der Disponent schlug vor dem strengen, durchdringenden Blick seines Chefs unwillkürlich die Augen nieder.

„Herr Braun hat seit einiger Zeit eine Liaison mit einer Komödiantin angeknüpft,“ sagte er achselzuckend.

„Und was weiter?“

„Die Konsequenzen lassen sich errathen! Ich habe ihn mehrmals gewarnt, auch seine Verwandten haben es an ernsten Vorstellungen nicht fehlen lassen, der Dank für meine Warnungen waren Drohungen, die mich vermuthen lassen, daß er jeder Anklage mit den Waffen der Verleumdung entgegenzutreten gesonnen ist.“

Ladenberg zog an der Glockenschnur.

„Bitte, gehen Sie in Ihr Kabinet,“ befahl er dem Geschäftsführer, „ich werde Sie rufen lassen, sobald ich eine Entscheidung getroffen habe.“

Der Disponent blickte ihn befremdet an, es schien demselben plötzlich klar zu werden, daß seine Stellung nicht mehr so fest war, wie er wähnte.

„Gehen Sie!“ wiederholte der Chef, dann befahl er dem Diener, Herrn Schlatter zu rufen.

„Können Sie mir über den Kassenmanco Auskunft geben?“ fragte er, als dieser vor ihm stand.

Schlatter schüttelte verneinend das Haupt, aber der Ausdruck seines fahlen Gesichtes verrieth das Schuldbewußtsein!

„Wenn Sie glauben mich hintergehen zu können, so werden Sie sich getäuscht sehen,“ fuhr der korpulente Herr mit scharfer Betonung fort, „jedenfalls liegt es in Ihrem eigenen Interesse, mir die volle Wahrheit zu sagen. Weshalb haben Sie gestern Abend noch spät den Kassendiener zur Post geschickt?“

„Herr Stein hatte es mir befohlen,“ erwiderte Schlatter, der jetzt das Haupt trotzig erhob und entschlossen zu sein schien, die ernste Warnung seines Chefs unbeachtet zu lassen.

„Und was thaten Sie während der Abwesenheit Rumpels?“

„Ich beendete meine Tagesarbeit.“

„Sie standen, als Rumpel zurückkehrte, vor den Geldschränken und erschraken bei seinem Eintritt —“

„Wenn Rumpel das behauptet, so sagt er eine Unwahrheit. Ich will nicht sagen, daß Herr Braun ihn bestochen hat, aber es ist Thatsache, daß die Beiden sich gegenseitig unterstützen.“

In den Augen Ladenbergs flammte es zornig auf.

„Sie wollen auch ihn verleumden?“ fragte er. „Damit werden Sie schwerlich durchkommen, ich verlange Wahrheit. Glauben Sie nicht, daß Scheinbeweise mich zu einem Urtheil bestimmen können, ich gehe der Sache auf den Grund und ich besitze Scharfblick genug, um schon jetzt zu erkennen, wie die Dinge hier liegen. Sie haben das Geld aus dem Schrank genommen —“

„Herr Ladenberg!“ fuhr Schlatter auf.

„Leugnen Sie es?“

Schlatter hielt den Blick gesenkt, trotzig schüttelte er den Kopf.

„Wohlan, Sie wollen nicht gestehen und ich habe keine Macht, Sie zu zwingen,“ sagte der Bankier nach einer Pause, „gehen Sie und erwarten Sie, was ich beschließen werde.“

Schlatter wendete sich der Thür zu, der Blick Ladenbergs folgte ihm.

An der Thür blieb der junge Mann noch einmal unentschlossen stehen.

„Nun?“ fragte der Bankier, „noch ist es Zeit, warten Sie nicht zu lange.“

Schlatter gab keine Antwort, achselzuckend ging er hinaus.

Gleich darauf trat Ladenberg in das Kabinet seines Geschäftsführers, seine Miene war ernst, zwischen seinen Brauen zeigte sich eine drohende Falte.

„Vor Jahr und Tag gab ich Ihnen in einem versiegelten Packetchen ein Exemplar der Schlüssel zu den Geldschränken,“ sagte er, „bitte, zeigen Sie mir das Packetchen.“

Der Disponent zuckte zusammen, sein Gesicht war noch fahler geworden, er mußte lange suchen, bis er das Packetchen gefunden hatte, das der Bankier jetzt mit seinem eigenen Exemplar verglich.

„Diese Siegel sind frisch,“ nahm Ladenberg das Wort, „der Lack zeigt eine hellere Farbe, wie erklären Sie das?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Stein in trotzigem Tone. „In Ihrer Frage muß ich eine Beleidigung finden —“

„Ich verbitte mir diesen Ton!“ fuhr der Bankier auf. „Ich habe ein Recht zu dieser Frage, beantworten Sie dieselbe!“

„Ich finde keine Antwort darauf.“

„Wäre es möglich, daß irgend Jemand dieses Packetchen für einige Stunden entwendet haben könnte?“

„Möglich wohl, aber ich glaube es nicht.“

„Auch ich glaube es nicht, um indeß einer solchen fatalen Möglichkeit vorzubeugen, werde ich fortan die Schlüssel aufbewahren.“

„Und womit habe ich das kränkende Mißtrauen verdient?“ fragte der Disponent entrüstet.

„Sie fragen noch? Ihr eigenes Gewissen könnte Ihnen eine Antwort darauf geben —“

„Also haben die verleumderischen Behauptungen des Kassirers doch fruchtbaren Boden gefunden!“

„Verleumderisch nennen Sie diese Behauptungen! Wollen Sie leugnen, daß Sie als Verlobter meiner Tochter die Schauspielerin verfolgt und ihr Geschenke angeboten haben?“

„Das ist auch aufgebauscht worden —“

„Suchen Sie sich nicht zu rechtfertigen, Sie würden die Sache dadurch schlimmer machen,“ sagte der Bankier in eindringlichem Tone. „Ich habe Ihnen Wohlwollen und Vertrauen bewiesen, ich habe Sie sozusagen aus dem Staube emporgehoben, meine Güte und meine Freundschaft gingen so weit, daß ich Ihnen das Glück und die Zukunft meines Kindes anvertrauen wollte, trotzdem ich wohl bemerkte, daß meine Tochter nicht mit vollem freudigem Herzen ihre Zustimmung dazu gab. Und wie danken Sie mir dafür? Ich habe in der jüngsten Zeit viele Klagen über Sie vernommen und meine Erkundigungen ergaben, daß sie begründet waren. Das allein würde mein Vertrauen nicht so sehr erschüttert haben und ich hatte längst vor, mit Ihnen ein ernstes Wort darüber zu reden, aber ich verschob es, weil ich vorher mir volle Klarheit und Gewißheit verschaffen wollte. Anonyme Briefe machten mich auf die Verlobung meines Kassirers aufmerksam, Aeußerungen, die Sie fallen ließen, hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit diesen Briefen, ich wurde stutzig. Braun hatte mein volles Vertrauen, er war mir als solider, gewissenhafter Mann bekannt. Sie selbst stellten ihm früher stets ein ehrendes Zeugniß aus, da mußte es mich doppelt befremden, daß Sie jetzt ihn zu verdächtigen suchten.“

„Ich sagte nur dasselbe, was ich gehört hatte,“ schaltete der Disponent vorwurfsvoll ein, „es war meine Pflicht—“

„Es wäre Ihre Pflicht gewesen, sich von der Wahrheit dieser Behauptungen zu überzeugen, statt dessen erfanden Sie selbst die Anklage, die mich mißtrauisch machen sollte.“

„Wer Ihnen das gesagt hat —“

„Das sagte mir Niemand, es lag so nahe, daß ich es errathen mußte! Der Grund dieser Verdächtigungen war mir noch unbekannt, jetzt kenne ich ihn. Sie verfolgten Braun's Braut. Sie haßten ihn, weil er Ihnen entgegentrat. Ich urtheile nie vorschnell, ich suche vor allen Dingen nach Beweisen, und meine Erkundigungen und Nachforschungen ließen mich die Sachlage klar erkennen. Ueber meinen Kassirer und dessen Braut hörte ich nur günstige Urtheile, man sagte mir, Gretchen Schimmel sei ein durchaus sittsames, ehrbares Mädchen, und die Wahrheit dieses Urtheils haben Sie ja selbst erfahren. Herr Braun brachte Ihnen das Geschenk zurück, Sie haßten ihn jetzt noch glühender, und um diesem Haß Befriedigung zu verschaffen, verbanden Sie sich mit Schlatter, den Sie als Werkzeug benutzen wollten.“

„Wenn Schlatter das behauptet hat—“

„Lassen Sie mich ausreden. Sie wissen, wo die tausend Thaler geblieben sind, Sie wußten, daß diese Summe in der Kasse fehlt, und wollte ich die Sache gründlich untersuchen, so würde ich die Beweise bald erhalten. Aber ich liebe es nicht, Staub aufzuwirbeln, ich will nicht, daß über mein Haus mehr gesprochen wird, als gerade nöthig ist. Deshalb schweige ich, und deshalb auch verlange ich von Ihnen und allen übrigen Betheiligten Verschwiegenheit. Sollte ich dennoch hören, daß über die hier vorgefallenen Intriguen gesprochen wird, so würde mich das veranlassen, die Intriganten schonungslos aus meinem Hause zu entfernen. Schlatter ist ein erbärmlicher Mensch, ein kriechender Heuchler ohne Ehrgefühl, ein Mensch, der sich zu Allem gebrauchen läßt, ohne den Muth zu haben, seine Handlungen zu vertreten, das Bündniß mit ihm macht Ihnen alle Ehre. Ich würde ihn augenblicklich entlassen, wenn ich nicht auf den Ruf meines Hauses Rücksicht zu nehmen hätte. Sie werden ihm heute noch eine andere Stelle übertragen und zugleich ihm erklären, daß ich kurzen Proceß mit ihm machen werde, sobald er mir den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit giebt. Herr Frank wird morgen die Kasse übernehmen, er soll heute Nachmittag zu mir in's Cabinet kommen, damit ich über die Caution und alles Weitere mit ihm rede, Herr Braun hingegen wird von morgen ab in meinem Cabinet arbeiten.“

„Und ich?“ fuhr der Disponent auf, der den jäh in ihm auflodernden Zorn nicht länger zurückzudrängen vermochte.

„Sie? Vorläufig behalten Sie die Prokura, von Ihrem ferneren Verhalten wird es abhängen, ob Sie das verlorene Vertrauen wieder gewinnen werden. Und sollte meine Tochter die Verlobung mit Ihnen zu lösen wünschen, so werde ich nichts dagegen einwenden. Sie wissen selbst, daß Lucie Ihnen das Jawort nur gab, weil ich es wünschte, Sie haben sich selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn ich ihr jetzt gestatte, ihr Wort zurückzunehmen. Denken Sie ernst und ruhig darüber nach, von Ihnen selbst hängt es ab, wie Ihre Zukunft sich gestalten wird. Sie haben nun erfahren, wie gefährlich es ist, hinter meinem Rücken Intriguen anzuzetteln und mich zu hintergehen; lassen Sie sich das zur Lehre dienen und überlassen Sie es fortan mir allein, mein Geschäftspersonal zu überwachen; mit Ihren persönlichen Leidenschaften haben Sie Manchem Unrecht gethan; schwieg ich dazu bisher, so bin ich doch nicht gesonnen, solches Unrecht auch ferner zu dulden.“

Der Geschäftsführer hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt, sein Antlitz war todtenbleich und aus den verzerrten Zügen sprachen Zorn, Haß und Rachsucht. Daß seine Intriguen dieses Resultat haben könnten, hatte er nicht erwartet, konnte ja nicht ahnen, daß sein Chef so genau unterrichtet war und so rasch und scharf die Intriguen durchschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Geschiedene Frauen.

In Bezug auf die gesellschaftliche Stellung geschiedener Frauen ist England das prüdeste Land, während Amerika das toleranteste ist. In beiden Richtungen wird viel zu weit gegangen. Die Frau des Finanzminister von Canada George E. Foster ließ sich von ihrem ersten Manne in Chicago auf Chicagoer Weise scheiden. Dafür ist sie in der „feinen Gesellschaft“ in Canada trotz der hohen Stellung ihres zweiten Mannes nicht „hoffähig“, denn die diesbezügliche „gute Sitte“ in Canada ist dieselbe, welche in England herrscht, wo nach der Vorschrift der alten Victoria keine Geschiedene jemals bei Hofe erscheinen darf, obwohl dem Manne einer Geschiedenen die Thüren der allernobelsten Gesellschaft nicht geschlossen sind. Frau Foster ist die auch nach canadischem Gesetz rechtmäßige Gattin ihres Mannes, aber nach dem gesellschaftlichen Coder der Unterthanen Ihrer Majestät wird sie nicht als solche anerkannt. Herr Foster wurde von dem General-Gouverneur und dessen Frau, Lady Stanley, zum Parlamentseröffnungs-Diner eingeladen, Frau Foster aber nicht. Daß Herr Foster trotzdem die Einladung annahm, scheint nicht für seinen männlichen Charakter zu sprechen, obwohl die Einladung „bei Hofe“ und wenn es auch nur ein Vice-Hof ist, gewöhnlich als „Befehl“ betrachtet werden muß.

In Amerika ist das Geschiedensein für Frauen kein gesellschaftlicher Makel. So lange sich eine Geschiedene äußerlich anständig beträgt oder die gesetzliche Frau ihres zweiten (bezw. dritten, vierten u. s. w.) Mannes ist, darf sie in der Gesellschaft, der sie vor ihrer Scheidung angehörte oder der ihr zweiter (bezw. dritter, vierter u. s. w.) Mann angehört, anstandlos verkehren, auch wenn man weiß, daß sie sich nur darum scheiden ließ, um ihren zweiten (bezw. dritten, vierten u. s. w.) Mann heirathen zu können. Man geht in dieser Art von Duldung hier viel zu weit, ebenso wie die Prüderei in England unausstehlich ist. Es ist barbarisch, alle geschiedenen Frauen über einen Kamm zu scheeren und ihnen ohne Unterschiede einen gesellschaftlichen Makel anzuheften, denn in den allermeisten Fällen (Amerika ausgenommen) ist die Scheidung ein Act der äußersten Noth gewesen, während die Wiederverheirathung an sich so berechtigt ist, wie die erste Ehe, und Tugend und Anstand nicht in Pacht der Nichtgeschiedenen stehen. Aber umgekehrt ist es ebenso barbarisch, wenn die Sittenlosigkeit, die so oft in schamloser Weise der Grund für amerikanische Scheidungen ist, für die geschiedenen und wiederverheiratheten Personen gar keine gesellschaftliche Brandmarkung erfährt.

Es ist Jedem klar, sagt der Milw. „Herold“ zutreffend, daß den aus reiner Begierde und auf Grund der sittenlosesten Angaben und Wünsche hin angestrebten Scheidungen ein großes Hinderniß in den Weg gelegt wäre, wenn die geschiedenen Frauen allemal eine gesellschaftliche Brandmarkung zu gewärtigen hätten, wofern die Scheidung keine anständige und moralisch begründete war. Eine solche gesellschaftliche Zuchtruthe würde bessere Wirkung haben, als die allerbeste technisch-juristische Reform der Scheidungsgesetze. Für einen Mann ist die gesellschaftliche Rüge zu ertragen, für Frauen aber ist sie die empfindlichste Züchtigung, die sie erleben können, viel empfindlicher, als eine gesetzlich verhängte Strafe.

Die goldene Mittelstraße zwischen der englischen und der amerikanischen Behandlungsweise liegt in der Prüfung des individuellen Scheidungsfalles. Jeder Scheidungsfall hat seine eigene Natur, wie überhaupt jeder Fall gerichtlichen Einschreitens. Der gesittete Mensch wird in einer aus moralisch gerechtfertigten Gründen erfolgten Scheidung absolut nichts zu sehen vermögen, was den betreffenden Personen das geringste Titelchen von ihren gesellschaftlichen Rechten rauben könnte, aber umgekehrt auch frivol und sittenlos erfolgten Scheidungen seine Billigung versagen und dies in gegebener Lage gesellschaftlich zum Ausdruck bringen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese goldene Mittelstraße in Deutschland immer noch am meisten innegehalten wurde.

Allerdings kommt etwas hinzu, was einen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Ländern begründet, nämlich die strenge Geheimhaltung aller gerichtlichen Ehescheidungsverhandlungen in Deutschland — selbstverständlich auch der Acten, — und andererseits die unbeschränkte Oeffentlichkeit derselben in Amerika. Jene Ausschließung der Oeffentlichkeit wird mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit sogar soweit getrieben, daß selbst Anwälte, die bei dem Fall nicht betheiligt sind, das Gerichtszimmer verlassen müssen.

Die öffentliche Meinung kann also nur auf unbestimmte, unbeglaubigte Gerüchte Bezug nehmen, und hütet sich deshalb sehr vorsichtig, geschiedenen Frauen gegenüber allzu scharf vorzugehen. So erregte die Scheidung des berühmten Geigers Joachim von seiner Gattin zwar ein ungeheures Aufsehen in der Berliner Gesellschaft, trotzdem aber hat Frau Joachim ihre gesellschaftliche Stellung keineswegs eingebüßt, man fand nur Worte des Tadels für den Ehemann.

Folterwerkzeug der Mode.

„Hoffahrt muß Zwang leiden“, sagt die alte Meerkönigin in Andersens „Seejungfrau“, als sie den mündig gewordenen Meerfräulein, ihren Enkelinnen, die zehn Perlenmuscheln, als Zeichen ihrer hohen Geburt, in den Fischschwanz klemmt. Und das ist ein wahres Wort, welches nicht allein beim Seekönig und seiner Familie, sondern auch bei gewöhnlichen Sterblichen gilt.

Man denke nur: Um den zarten, rosigen Teint, die Frische der Gesichtszüge zu conserviren, und die häßlichen, unbequemen Runzeln und Krähenfüße möglichst lange fernzuhalten, legen sich jetzt unsere feinen Damen die freiwillige Tortur einer ledernen Gesichtsmaske auf. Innen ist dieses aus weichem Gemsenleder gefertigte Instrument, welches nur die Augen frei läßt, mit einer chemischen Salbe bestrichen, welche angeblich alle Hautunreinigkeiten oder Verfärbungen herauszieht. Es wird durch mehrere Gummibänder am Hinterkopf befestigt, so daß es an der Gesichtsfläche ganz glatt und eng anliegt.

Die Häßlichkeit dieser Ledermaske — welche die Damen selbstverständlich nur bei Nacht anlegen — wird nur noch durch die Geschmacklosigkeit und Albernheit ihres Namens überboten: Gesichtshandschuh. Mit demselben Recht könnte man eine Mütze Kopfstrumpf, oder umgekehrt die Strümpfe Fußmützen nennen. Wer übrigens jemals thörichter Weise auf einer Redoute eine pappene Gesichtsmaske stundenlang getragen, wird so einen kleinen Vorgeschmack von der Qual empfunden haben, die so ein „Gesichtshandschuh“ seiner eitlen Trägerin verursacht. Aber „Hoffahrt will und muß Zwang leiden“.

Unsere Todfeinde.

Immer mehr bricht sich in der Wissenschaft die Ueberzeugung Bahn, daß man jene vielen tausend Thore, aus denen der Tod in tausendfältiger Gestalt hervorbricht, um blühendes Leben zu vernichten, bis auf wenige sämmtlich schließen könnte, wenn es gelänge, die winzigen Krankheitsträger—Mikroben, Spaltpilze, Mikrococken u. s. w. — erfolgreich zu bekämpfen. Wir stehen erst am Anfang der Erkenntniß. Erst vor wenigen Jahren gelang die Vervollkommnung des Mikroskops soweit, um jene Welt des unendlich Kleinen dem staunenden Auge des Forschers zu erschließen, und doch beweist sich selbst das beste Instrument mit der schärfsten Vergrößerung noch nicht als genügend, um alle Zweifel zu heben und jeden Irrthum auszuschließen.

Aber ein bedeutender Schritt vorwärts ist bereits gethan. Lazarethbrand und Milzbrand waren die ersten Krankheiten, deren Bacillen man mit wissenschaftlicher Genauigkeit feststellen konnte. Dann folgten in rascher Aufeinanderfolge die Fieberkrankheiten, namentlich Sumpffieber (Malaria), Typhus, gelbes Fieber, die Kinderpocken, Rose, Diphtheritis, Bräune, Keuchhusten, katarrhalische und Lungenaffectionen jeder Art. Würde die Menschheit von diesen Millionen und aber Millionen kleiner Feinde befreit, die sich in unsern Organismus einbohren, festsaugen, sich mit ungeheurer Schnelligkeit vermehren, das Blut in Gährung setzen und vergiften, dann würden wir vielleicht die ideale Lebensdauer der Patriarchen, Methusalem an der Spitze, wieder erreichen. Sollte es damals noch keine Mikroben und Bacillen gegeben haben?

Man kann nicht dagegen einwerfen, daß es Leute gibt, welche an Altersschwäche sterben, nie in ihrem Leben krank waren und doch nicht hundert Jahre erreichen. Wir wissen aber so gut, wie gar nichts über die Minirarbeit unserer winzigen Todfeinde im anscheinend gesunden Organismus, wir wissen nicht, wie viel eine schwere Krankheit dazu beigetragen hat, in dem furchtbaren Ringen mit der Lebenskraft letztere zu erschöpfen und die Lebensdauer zu verkürzen.

Wie sehr unsere Wissenschaft noch in der Kindheit befangen ist, wie wenig sie bisher hat thun können, um jenen unsichtbaren Gegnern beizukommen, das sehen wir aus dem verwirrten Widerstreit der Meinungen, aus der Verlegenheit und Rathlosigkeit, mit der man plötzlich auftauchenden neuen Krankheitsformen, wie beispielsweise der Grippe, gegenüber steht. Aber das kann nicht so bleiben. Unaufhaltsam ist der Fortschritt der Menschheit und der Wissenschaft. Die Mikroskope werden zu bisher ungeahnter Schärfe vervollkommnet werden. Unzählige Experimente werden auf den richtigen Weg führen, um jene Feinde zu vernichten, vielleicht ganz auszurotten. Gäbe es beispielsweise keinen Tuberkelbacill, so würden jährlich Millionen Menschen von der Schwindsucht bewahrt bleiben.

Doch — so denkt vielleicht Mancher — wo sollen denn die vielen Menschen hin, wenn Tod und Krankheit ihrer vornehmsten Waffen beraubt werden? Darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen, denn die Findigkeit des menschlichen Geistes wird ungeahnte Hilfsquellen eröffnen. Das Malthus-Darwinsche Gesetz vom Kampf um's Dasein erleidet in seiner Anwendung auf den Menschen sehr viele Modificationen.

Bismarck und die russischen Finanzen.

(„Kl. Journal“, Berlin.)

Das russische Budget ist aus dem Zeichen des Deficits in das der Ueberschüsse getreten. Das Jahr 1888 hat einen Ueberschuß von mehr, als 55 Millionen Rubel ergeben, für 1889 glaubt die Finanzverwaltung aus den Ergebnissen, soweit sie bereits festgestellt sind, auf einen Ueberschuß rechnen zu dürfen, welcher die im Voranschlag angesetzte Ziffer von 4 Millionen erheblich übersteigt. In dem Voranschlag für 1890 ist wieder auf einen kleinen Ueberschuß (1 Million) gerechnet. Der in früherer Zeit gegen günstige financielle Aufstellungen der russischen Regierung gerichtete Argwohn, daß der wirkliche Sachverhalt verschleiert werde, kann heute nicht mehr Platz greifen. Die Zolleinnahmen und der Ertrag der Staatsbahnen sind im Steigen begriffen, während die Ausgaben in Folge der Conversion von Staatsanleihen erheblich vermindert sind. Das günstige Resultat ist von der Finanzverwaltung erzielt, obwohl die Ernte in Rußland 1889 nicht günstig war, obwohl ferner der Aufwand für die Armee zunimmt, und endlich die Personalsteuern erheblich ermäßigt worden sind.

Von besonderer Bedeutung ist noch, daß der Finanzminister in seinem Berichte an den Zaren hervorhebt, wie die günstigen Ergebnisse ermöglicht worden seien durch die weise friedliche Politik der kaiserlichen Regierung.

In Deutschland, wo die russischen Papiere lange Zeit trotz aller Abmahnungen festgehalten worden sind, wird wird nunmehr mancher kleine Capitalist, der endlich dem Drucke der officiösen Presse nachgegeben und seinen Besitz veräußert hat, tief verstimmt sein, und die Unzufriedenheit wird sich auch gegen den Fürsten Bismarck wenden, der dadurch, daß er als Chef der Reichsbank im vorigen Jahre die Beleihung russischer Papiere untersagt hat, viel zu ihrer Discreditirung beigetragen hat. Der Kanzler hatte zu seinem Schritte politische Gründe.

Wir haben den Standpunkt vertreten, daß die Politik sich überhaupt nach Möglichkeit von der directen Beeinflussung der Finanzwelt und des allgemeinen Geschäftsverkehrs fernhalten sollte. Für die Richtigkeit dieser Meinung sprach der Umstand, daß der amtlichen unfreundlichen Behandlung der russischen Papiere eine amtliche Begünstigung derselben um wenige Jahre vorangegangen war, so daß das Publikum mit einigem Rechte über erlittene Irreführung murrte.

Indeß ist nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft wieder ein ganz anderes Bild heraufführt. Eine gewaltsame Entladung kann sowohl gegen das autokratische Regiment erfolgen, wie gegen das Ausland durch wilden Ansturm des fanatisirten Slaventhums. Bei solchen Katastrophen nun wird, nachdem der größte Stoß russischer Werthe aus Deutschland nach Frankreich übergesiedelt ist, das mit Rußland befreundete Frankreich der mitleidende Theil sein, anstatt des von Rußland angefeindeten Deutschlands.

Neue Bergarbeiterbewegungen.

In den deutschen Kohlenrevieren — schreibt ein Berliner Blatt — beginnt es auf's Neue zu gähren; die im December vertagten Fragen sollen jetzt im Februar gelöst werden, und zwar handelt es sich bekanntlich um die Erhöhung des Lohnes, die gleichzeitige Herabsetzung der Arbeitszeit auf nur acht Stunden, sowie um die Einführung einer Maßregel, durch welche den Arbeitern für alle künftige Zeit Einfluß auf die Lohnberathungen der Grubenbesitzer garantirt wird; die Bergleute fordern, daß ihre Deputirten bei solchen Verhandlungen der Arbeitgeber künftighin zugezogen werden. Was die Lohnerhöhung anbetrifft, so ist das Verlangen der Bergleute diesmal kein so bescheidenes, wie es vielleicht früher war. Bisher wurden nur etwa fünf bis zehn oder fünfzehn Procent mehr Lohn gefordert; jetzt verlangt man — wie schon telegraphisch gemeldet — fünfzig Procent mehr, der Lohn soll mit einem Schlage um die volle Hälfte höher werden. Auch betreffs der Arbeitszeit sind die Ansprüche der Bergleute gestiegen, früher begehrten sie nur die Einführung der achtstündigen Schicht, jetzt fordern sie, daß auch die Ein- und Ausfahrt in diese acht Stunden mit hineingerechnet werde, so daß auf diese Weise in vielen Fällen die wirkliche Arbeitszeit nicht mehr als sieben Stunden betragen würde. Die Frage der Sperraufhebung darf als erledigt gelten, für die neuen Forderungen aber werden die Arbeiter allen Berichten nach mit großer Zähigkeit kämpfen.

Indessen scheint auch diesmal die Bewegung früher an die Oberfläche getreten zu sein, als die Führer gewünscht hatten. Auch jetzt noch mahnt zum Beispiel der Delegirte Schröder aus Dortmund von dem Ausstande, ja sogar von den Versammlungen ab; man möge, so räth er dringend, vor Allem den Verband stärken. Der allgemeine Bergarbeiterverband, ist also offenbar mit den Vorbereitungen zum allgemeinen Strike, welcher allein die Durchsetzung jener Forderungen bringen kann, noch nicht ganz fertig. Trotz dieser Mahnungen aber hat die Ungeduld der Arbeiter in einzelnen Revieren bereits die Oberhand gewonnen.

Eine dieser Tage im Ruhrkohlen-Revier stattgefundene Versammlung stellt thatsächlich, obwohl sie noch keinen bestimmten Beschluß faßte, den Beginn der neuen Bergarbeiter-Bewegung dar; andererseits wird sie auch die Aufmerksamkeit der Arbeiter in den übrigen Revieren in erhöhtem Maße auf sich ziehen und die stille Gährung unter denselben befördern, die allgemeine Bewegung also beschleunigen. Die Bewegung im Ruhrkohlenrevier kann nicht mehr als eine vereinzelte betrachtet werden, — man hat sie vielmehr als eine vorzeitig an die Oberfläche emporschlagender Welle der Gesammtbewegung aufzufassen, welch' letztere dann im Laufe des nächsten Monats in ihrer ganzen Ausdehnung in die Erscheinung treten wird, vorausgesetzt, daß der Verband der Bergarbeiter bis dahin seine Vorbereitungen beendet hat, um die Parole ausgeben zu können.

Vom Auslande.

— Ueber eine Schreckensscene in der Menagerie Pezon in Brüssel wird Folgendes berichtet: „Die Menagerie Pezon war am Sonnabend (11.) Abend der Schauplatz einer schrecklichen Scene. Als man im Begriffe war, die Menagerie zu schließen, biß plötzlich eine Hyäne, die mit einem Löwen denselben Käfig theilte, diesen in den Hals. Der wüthende Löwe warf sich nun auf die Hyäne und zerfleischte ihre rechte Flanke; der Kampf der beiden Raubthiere war grausenerregend. Frau Castanot, die Thierbändigerin, stand in ihrer Straßentoilette in der Nähe des Käfigs, betrat denselben sofort, ohne sich zu besinnen, und bemühte sich, die kämpfenden Thiere zu trennen. Ein Schlag von der Pranke des Löwen gegen die Hüfte der Thierbändigerin warf diese nieder und riß das Fleisch in Fetzen. Löwe und Hyäne, vor Wuth schnaubend, wollten sich beide auf die unglückliche Frau stürzen, als der Bändiger Pezon selbst in den Käfig eilte und mit Hilfe der mit Eisengabeln und Eisenstäben bewaffneten Angestellten die Frau den Krallen der Raubthiere zu entreißen, und diese selbst zu beruhigen vermochte. Frau Castanet trug eine tiefe, aber nicht lebensgefährliche Wunde davon, die Hyäne dagegen ist tödtlich verwundet.

— Ein seltsamer Civilproceß wird demnächst in Reval, wie ein dortiges Blatt meldet, zur Entscheidung gelangen. Es handelt sich um eine Forderungsklage des Herrn B. gegen den Großkaufmann Herrn B. G. im Betrage von über dreitausend Rubel, welche Summe den Schaden, den Kläger bei Vermiethen seines Speichers erlitten hat, decken soll. Der Thatbestand ist kurz folgender: Herr B. vermiethete Herrn G. einen Speicher zum Zweck der Aufbewahrung von Korn. Nach einigen Jahren fand der Miether es für angemessen, statt des Korns Flachs im Speicher unterzubringen. Durch diesen Umstand nun fühlt sich der Vermiether genöthigt, auf Schadenersatz klagbar zu werden, aus dem Grunde, — weil die Ratten, welche sich zur Zeit der Aufbewahrung von Getreide im Speicher angesammelt hatten, beim Einbringen von Flachs, ihrer Nahrung beraubt, sich über seine, des Klägers, im Nebengebäude befindlichen Kolonialwaaren hermachten und dieselben in Ermangelung der ihnen entzogenen gewohnten Speise verzehrten. Es handelt sich also geradezu allen Ernstes um die Entscheidung der Frage, ob der Inhaber eines Gebäudes für die in demselben befindlichen Ratten die Nahrungsmittel zu verschaffen verpflichtet ist, oder nicht.

— Die portugiesische Küste ist auf sehr gefahrvolle Weise durch Meeresströmungen im Atlantischen Ocean bedroht. An dem Strande des Seebades Espinho kann das Vordringen des Meeres täglich beobachtet werden, sodaß die Gefahr vorliegt, der Ort werde in wenigen Wochen gänzlich verschwunden sein. Auch aus mehreren anderen Gegenden wird Ueberfluthung durch das Meer gemeldet. Es sind nach amtlicher Schätzung bisher etwa achttausend Menschen obdachlos geworden. In den wissenschaftlichen Kreisen Lissabons nimmt man an, daß von dem Golfstrom sich ein Arm abgezweigt habe und sich in südöstlicher Richtung ergieße. Sollte sich diese Annahme bestätigen, so würde dies eine wesentliche Aenderung des Klimas an der Westküste der iberischen Halbinsel zur Folge haben.

Dr. Ernst Pfennig,
ZAHN-ARZT,
18 Clybourn Ave.
Beste Gold-Füllungen und Gebisse eine Spezialität. Zähne werden gefahr- und schmerzlos gezogen. Billigste Preise. 1o6m?

Dr. CAMFIELD,
Augen- und Ohren-Arzt.
Künstliche Augen u. Hör-Rohre eingesetzt.
163 State Str.
Office-Stunden: Von 10 Uhr Vorm. bis 4 Uhr Nachm.

MOFFITT, GERPHEIDE & CASEY,
Advokaten,
SUITE 526 CHICAGO OPERA HOUSE,
Praktiziren in allen Gerichten, einschließlich des Vormundschaftsgerichts. Herr Gerpheide ist ein Deutscher.

OFFICE DER CHICAGO
Landlords' Protective Society
371 Larrabee Str. 12olj8

Finanzielles.

GELD
spart, wer bei mir Passagescheine, Cajüte oder Zwischendeck, nach oder von Deutschland kauft. Ich befördere Passagiere nach und von Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Havre, Paris, Stettin ꝛc. via New York oder Baltimore. Passagiere nach Europa liefere mit Gepäck frei an Bord des Dampfers. Wer Freunde oder Verwandte von Europa kommen lassen will, kann es nur in seinem Interesse finden, bei mir Freikarten zu lösen. Ankunft der Passagiere in Chicago stets rechtzeitig gemeldet. Näheres in der General-Agentur von
ANTON BOENERT,
92 La Salle Straße,
☞ Vollmachts- und Erbschaftssachen in Europa, Collektionen, Postauszahlungen ꝛc. prompt besorgt. Sonntags offen bis 12 Uhr. 3o

Greenebaum Sons
No. 116 La Salle Str.,
Verleihen Geld auf Grundeigenthum zu den niedrigsten Zinsen.
2l1j16
Erste Hypotheken für sichere Kapital-Anlagen stets vorräthig.

Die Chicago Mortgage Loan Co.,
verleiht Geld auf irgend eine beliebige Zeit und zu jedem Betrage von $25 bis $2500, auf Möbel, Pianos, Pferde, Wagen, Maschinen, Lagerhaus-Scheine ꝛc. ꝛc. (während solche im Besitze des Eigenthümers verbleiben), ohne Verzögerung und unter liberalsten Bedingungen. Unsere Anleihen werden so gemacht, daß jeder gewünschte Betrag zu irgend einer Zeit zurückbezahlt werden kann, wodurch bei jeder Abzahlung die Zinsen im Verhältniß verringert werden. Da wir bei weitem das größte Leihgeschäft in Chicago machen, sind wir im Stande, die bestmöglichsten Raten zu gewähren. Leute, welche Geld gebrauchen, werden es in ihrem Interesse und zu ihrem Vortheil finden, wenn sie bei uns vorsprechen, ehe sie Anleihen machen.
Chicago Mortgage Loan Co.,
[illegible] La Salle Str.

Sonntagsblatt der Abendpost.

No. 10. Chicago, Ill.—92 5. Avenue. 2 Cents.

Ein regnerisches Lied.

Frei nach dem Englischen.

Verpfuscht dünkt dir die ganze Welt,
Wenn's regnet,
Von Leid und Pech bist du umstellt,
Wenn's regnet.
Die Freunde wollen Alle borgen,
Du hast Credit noch nicht bis morgen,
Kein Ende nehmen deine Sorgen,
Wenn's regnet.

Der Regenschirm ist futsch — o Graus!
Wenn's regnet;
Die bessre Hälfte zankt dich aus,
Wenn's regnet;
Ob sie nun Hulda, Kunigunde,
Amanda heißt, ob Rosamunde,
Mit Schmollen macht dein Herz sie wunde,
Wenn's regnet.

Das Leben lohnt der Mühe nicht,
Wenn's regnet,
Der Mann ist ein herzloser Wicht,
Wenn's regnet,
Die Frauen in dem „Rocking-Chair"
Sich niesend schaukeln hin und her —
Und Alles, Alles geht dir quer,
Wenn's regnet.

Washingtons Goldfische.

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles — ach, wir Armen!

Rauschende Musik ertönt im Ballsaal. Blendender Lichtglanz strömt von den schweren vergoldeten Kronleuchtern auf die Reihen der Tanzenden herab, bricht sich in den glitzernden Diamanten, strahlt von goldgestickten Uniformen wieder und läßt weiße Schultern und Arme in märchenhaftem Schimmer erstrahlen. Wir sind in Washington, der Bundeshauptstadt, mitten unter der „besten" Gesellschaft, will sagen, der reichsten. Um den Reichthum nämlich gruppirt sich hier Alles. Er bildet den festen Punkt, um den herum die glänzenden Krystalle der Gesellschaft anschießen. In der That gibt der Reichthum das einzige Kriterium für unsere Aristokratie ab; sie ist eine Plutokratie. Und doch empfindet sie ein heimliches Sehnen nach der Vereinigung, sagen wir mit ihr lieber Veredlung durch die wirkliche, echte Geburtsaristokratie!

Dies Sehnen, wie kann es besser gestillt werden, als durch glänzende und noble Partien? Die schönen und reichen Töchter der Geldaristokratie müssen das Bindeglied hergeben, durch welches sich jene ersehnte Vereinigung vollzieht, und den Töchtern ist damit in den meisten Fällen noch viel mehr gedient, als wie den Eltern.

Sehen wir uns einmal diese jungen hoffnungsvollen Damen etwas näher an! Selbst ein tüchtiger Kenner der Personen und Verhältnisse wird in diesem bunten Gewühl, das die glänzenden Salons der „Gesellschaft" durchwogt, in Verlegenheit gerathen, wo er anfangen und wo er aufhören soll:

Welch reicher Himmel, Stern an Stern!
Wer nennet ihre Namen?

Soll man dem Reichthum den Vorrang zugestehen, und in der Scala der Millionen allmälig tiefer und tiefer hinabsteigen, bis man auf die Unglücklichen kommt, welche weniger als sechs Nullen zählen? Das schmeckt doch etwas zu sehr nach dem Heirathsvermittler, oder den Kleinstädtern, die sich am Honoratiorentisch ängstlich nach der Steuerstufe setzen. Es gehört auch nicht zum „guten Ton", von einem so gewöhnlichen, schmutzigen Ding, wie dem gemeinen Gelde zu sprechen. Soweit, wie gekrönte Häupter Europas, gehen allerdings unsere jungen Damen in der hyperaristokratischen Blasirtheit nicht. Wenn so ein gekröntes Haupt nämlich in einen Laden tritt und seine allerhöchste Befriedigung über irgend einen hübschen Verkaufsgegenstand äußert, dann würde ich es dem Verkäufer nicht rathen, in plebejischer Weise den Preis zu nennen. Hoheit haben nie Geld bei sich; das Bezahlen besorgt der direct dabeistehende Kammerherr.

Neulich war Jemand doch einmal so glücklich, von einer jungen Dame unserer „guten Gesellschaft" den Betrag ihres Nadelgeldes zu erfahren. Es repräsentirt das hübsche Sümmchen von $10,000. Was sie aber damit anfängt, weiß er heute noch nicht. Es kam zwischen Beiden zu folgendem amüsanten Wortgeplänkel:

„Aber damit bestreiten Sie doch Alles, was Sie brauchen?" wagte er zu fragen.

„Lächerlich! Wie können Sie das nur denken!"

„Nun, ich meine vielleicht Ihre reizenden Roben, die Putzmacherrechnung u.s.w."

„Ach, bewahre; das kommt auf Mamas Rechnung; ich habe damit nichts zu thun."

„Aber neulich. als Sie nach Paris reisten, haben Sie doch gewiß die Kosten aus Ihrer Tasche bestritten?"

„Was fällt Ihnen nur ein? Haben Sie denn vergessen, daß Papa mitreiste? Natürlich hat der Alles bezahlt, auch unsere Einkäufe in Paris hat er auf sich genommen."

Was bleibt denn da noch weiter übrig, als Eiscream, Puder und Nadeln? Allen Respect vor den 10,000 Dollars Nadelgeld!

Doch wem geben wir den Vorrang? Der Würde oder der Geburtsaristokratie? Die Würde geht hierzulande bekanntlich mit dem Geldsack Hand in Hand; wir würden uns also im Kreise drehen und wieder auf den vorigen Fehler zurückkommen. Ich denke, wir lassen einmal das leidige Systematisiren, obwohl dies dem Deutschen im Blute steckt, und lassen uns von den Wogen der Gesellschaft willenlos forttreiben; ist doch hier fast Alles Fisch für unser Netz, was uns entgegensteuert.

Der Ton, der hier herrscht, wenn auch nicht frei von aristokratisch sein sollenden Allüren, die sich in einer Republik doppelt lächerlich ausnehmen, ist doch bedeutend weniger steif, als auf den europäischen Hofbällen, wo bekanntlich die Cavaliere von den anwesenden Prinzessinnen durch Vermittelung der dienstthuenden Kammerherren zum Tanze „befohlen" werden. Soweit hat es bisher unsere Aristokratie noch nicht gebracht. Doch wir haben Glück; drüben sehen wir das salbungsvolle, glatt rasirte Gesicht des Generalpostmeisters Wanamaker auftauchen, der eine junge Dame soeben durch den Saal führt. Es ist seine Tochter, Frl. Minnie, ein frisches Mädchengesicht, weniger ausgezeichnet durch übermäßige Schönheit, als ihre in dieser Umgebung doppelt wohlthuende frische und jugendliche Erscheinung.

Frl. Wanamaker.

Denn — beiläufig sei es gesagt — man macht sich in diesen aristokratischen Cirkeln ganz merkwürdige Ideen vom weiblichen Schönheits-Ideal. Der Himmel mag wissen, wo man diese Begriffe hergenommen hat! Anscheinend stammen sie aus keiner besseren Quelle, als dem Romanschund, wie er in „Dime Novels" verzapft wird. Schmachtend marmorblasse Wangen, ein müdes, gelangweiltes Aussehen, eine Stimme, die den künstlichen drawl der englischen Aristokratie zu copiren sucht: das sind so einige Züge der äußeren Erscheinung unserer Gesellschaftslöwinnen. Gehen wir noch weiter auf das Urbild zurück, so finden wir es — in der Dumas'schen „Cameliendame", der interessant-schwindsüchtigen Courtisane!

Eine gewisse Enttäuschung bemächtigte sich jener Kreise, als der neue englische Gesandte Sir Julian Pauncefote mit seinen rothbäckigen, drallen Töchtern in Washington anrückte, die kein größeres Vergnügen kannten, als Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Ballspiel und alle anderen nur denkbaren Leibesübungen. Das entsprach doch gar nicht den hergebrachten Begriffen über Aristokratie! Allerdings sind die Pauncefotes, wenn auch vermögend, doch nicht im Stande, es mit den Töchtern unserer Millionäre aufzunehmen.

Doch wir sind ganz von Frl. Wanamaker abgekommen. Hinter ihr wird manch Flüstern laut; man spricht von zwei, ja, von drei und vier Millionen Mitgift, und eine ältere Dame, die stets als äußerst zuverlässiges Auskunftsbüreau galt, zuckt verächtlich die Schultern über die Ignoranz dieser Leute, und meint, daß die niedliche Minnie nicht weniger als 6 Millionen zu erwarten hat.

Doch da drüben sehen wir eine junge Dame, welche sich dadurch von vielen ihrer Gefährtinnen auszeichnet, daß sie mit der gesuchtesten Einfachheit gekleidet ist und auch nicht den kleinsten Schmuckgegenstand trägt. Und doch ist dieses junge, dabei ungewöhnlich hübsche Mädchen anerkannt das reichste Mädchen der Washingtoner Gesellschaft, Fräulein Mary Leiter, die Tochter des vielfachen Millionärs L. Z. Leiter aus Chicago. Ob Papa Leiter das meiste Geld mit „Drygoods" oder Grundeigenthum verdient hat, weiß man nicht ganz genau; er selbst spricht nicht gern darüber. Viel lieber unterhält er sich über Kunst, Theater und ähnliche schöngeistige Sachen, zeigt auch gern und mit Stolz seine Sammlungen von Gemälden und alten Waffen. Er hat fünf Kinder, und Jedes hat mal vier Millionen Dollars zu erwarten.

Frl. Leiter.

Vicepräsident Mortons fünf Töchter, welche übrigens eine tüchtige Erziehung genossen haben, werden künftig jede das anständige Sümmchen von zwei bis drei Millionen Dollars erben. Da wir nun doch einmal am Senat angelangt sind, so dürfen wir hier nicht bei der Tochter des reichen Senators McMillan von Michigan vorbeigehen. Schon nach dem jetzigen Vermögensstande ihres Vaters, der seinen Reichthum dem Holzhandel und dem Bergbau verdankt, wird sie auf etwa drei Millionen Dollars geschätzt. Bleibt der würdige Senator noch längere Zeit am Leben, so ist es leicht möglich, daß sich sein riesiges Vermögen noch bedeutend vergrößert. Man kann Frl. Amy den Lobspruch nicht versagen, daß sie sich durch natürliche und ungezwungene Liebenswürdigkeit auszeichnet und frei von dem plumpen Stolz ist, der dem Geldprotzenthum so häufig anhaftet. Nicht weniger vermögend und begehrenswerth ist ihre Cousine, Frl. Alice McMillan. Kaum zu zählen ist die Anzahl der Körbe, welche die beiden jungen Damen bereits ausgetheilt haben, und doch flattert stets ein Schwarm von Bewerbern um sie herum, wie die Mücken um die Kerze — bis auch sie sich die Flügel versengt haben. Namentlich Attachés der verschiedenen Gesandtschaften sind eifrig um diese beiden Goldfischchen aus Michigan bemüht.

Frl. McMillan.

Sehr gespannt ist man allgemein auf die beiden Töchter des Königs der Schlafwagen, Harriet und Florence Pullman aus Chicago, welche bald bei den beiden Michiganer Erbinnen zu Besuch kommen werden. Jede der beiden jungen Damen hat künftig einmal zwei Millionen zu erwarten.

Eine weitere Bereicherung erfährt der Kreis der heirathsfähigen Millionärinnen durch die Töchter der beiden früheren Senatoren Henry G. Davis und Stephen B. Elkins, deren Reichthum aus den Silberminen von Neu-Mexico und den Eisenbahnen von West-Virginien stammt. Frl. Grace Davis, und Sallie und Lizzie Elkins werden dereinst die Erbinnen dieser Millionen werden. Auch diese jungen Damen sind zum ersten Mal in diesem Winter in der „Elite der Gesellschaft" erschienen; die Fräulein Elkins werden sogar die Ehre haben, von der Gattin des Präsidenten Harrison in eigener Person unter ihre mütterlichen Fittiche genommen zu werden. Papa Davis hat jeder seiner Töchter das Sümmchen von 5000 Dollars jährlich als Nadelgeld ausgesetzt, doch sind sie bis jetzt nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden, die Rente für ihre Bedürfnisse in Anspruch zu nehmen, — denn ihr liebenswürdiger Erzeuger hat bisher Alles aus eigener Tasche bestritten.

Frl. Elkins.

Frl. Grace Davis.

Vielumworbene Schönheiten sind die Töchter des Senators „Don" Cameron, Mary und Alice. Für junge Mädchen haben sie bei Anlage ihres Vermögens eine überraschende Geschäftskenntniß und Klugheit bewiesen, das Erbtheil ihrer schottischen Abstammung. Ihr selbständiges Vermögen geht allerdings nicht in die Millionen, aber nach dem guten und bewährten Sprichwort: „Ein Sperling in der Hand ist besser, als zehn auf dem Dache," dürfte mancher vorsichtige Bewerber mehr Reiz in den 400,000 Dollars erblicken, welche jede der beiden jungen Damen theils von ihrer Mutter, einer geborenen McCormick aus Harrisburg, theils von ihrem kürzlich verstorbenen Großvater Simon Cameron geerbt und sicher angelegt hat, als in der Anwartschaft auf künftige Millionenerbschaften.

Frl. Mary Cameron.

Eine junge Dame, welche an bescheidener, echt mädchenhafter Liebenswürdigkeit u. Frische der Erscheinung mit Frl. Wanamaker wetteifert, ist Frl. Lulie Custis, welche eine der Erbinnen des berühmten Philanthropen Corcoran geworden ist. Ihr Vermögen beläuft sich auf das hübsche Sümmchen von anderthalb Millionen Dollars.

Frl. Lulie Custis.

Weniger durch ihren Reichthum, als durch ihre fortwährenden Familienprozesse haben sich die drei Töchter der reichen Wittwe Anastasia Patten ausgezeichnet, welche ein Vermögen von 1,100,000 haben. Sie sind fortwährend im Erbschaftsstreit befangen. Dabei gelten Augusta und Josephine Patten als zwei der größten Schönheiten der Bundeshauptstadt.

Frl. Josephine Patten.

Nicht allen reichen und unabhängigen Damen ist es unbedingt darum zu thun, unter die Haube zu kommen. Da sieht man z. B. die beiden Schwestern Alice und Jeannette Riggs, Töchter und einzige Erben des verstorbenen mehrfachen Millionärs George W. Riggs. Neulich passirte eine amüsante Geschichte, welche die Runde durch Washington machte und gleichermaßen für den Reichthum, wie den Unabhängigkeitssinn der beiden Damen spricht. Der Erbauer des großartigen Arlington-Hotels, Corcoran, wollte dasselbe gern vergrößern. Er fragte deshalb bei den Frl. Riggs an, ob diese ihm nicht einen Theil ihres Rosengartens, der an das Arlington-Hotel anstieß, verkaufen wollten. Sie antworteten ihm, sie hätten schon lange den Garten vergrößern wollen, und wünschten zu wissen, ob er ihnen nicht das Arlington-Hotel nebst Zubehör zum Abbruch verkaufen wollte!

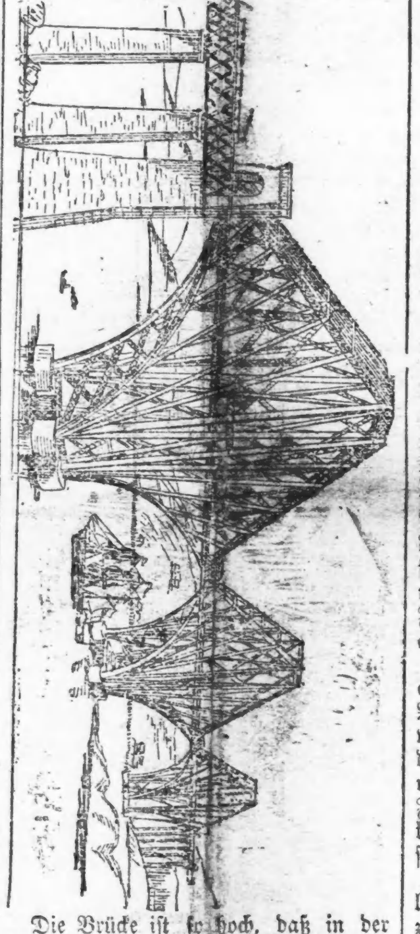
Frl. Alice Riggs.

Als last, not least in der Reihe der reichen Erbinnen, die wir noch um mehrere Dutzend Namen vermehren könnten, nennen wir Frl. Mattie Mitchell, zugleich die gefeiertste Schönheit der Gesellschaft. Zählt ihr Vermögen auch nicht nach Millionen, so hat sie doch in Paris und London Triumphe gefeiert, um die sie manche ihrer reicheren Mitschwestern beneidet.

Frl. Mattie Mitchell.

Ein wunderbarer Brückenbau.

Die Brooklyner Brücke ist nicht mehr das größte Wunderwerk dieser Art. Die neue Eisenbahnbrücke, welche den Forth Fluß in Schottland, zwischen Edinburg und Perth, kreuzt, übertrifft den amerikanischen Brückencoloß an Länge, Höhe und starker Bauart noch um ein Beträchtliches. Die Pläne dazu wurden im Jahre 1882 entworfen. Soeben ist der wunderbare Bau, den wir hier abgebildet haben, vollendet worden. Die Gesammtlänge des Viaducts beträgt 8296 Fuß oder nahezu $1\frac{5}{8}$ Meilen, zwei Spannungen sind je 1710 Fuß, zwei je 680 Fuß breit.



Die Brücke ist so hoch, daß in der Mitte der beiden größten Spannungen, auf einer Weite von je 500 Fuß, 150 Fuß zwischen der Brücke und dem Wasserspiegel bei höchstem Wasserstand liegen. Die Brücke ragt 361 Fuß über dem Wasser empor und die Fundamente liegen 91 Fuß unter dem Wasserspiegel.

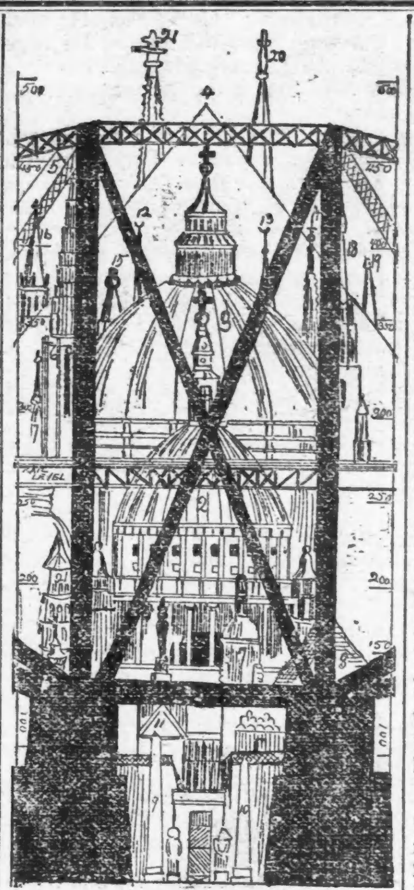
53,000 Tonnen Stahl wurden beim Oberbau benutzt und ungefähr 140,000 Kubik Yards Mauerwerk sind bei Aufführung der Fundamente und der Pfeiler errichtet worden. Die Hauptpfeiler, von denen drei vorhanden sind, bestehen aus Gruppen von je vier Mauersäulen, welche 36 Fuß hoch sind und an der Spitze 49 Fuß im Durchschnitt haben.

Schwierig war die Berechnung der Widerstandskraft, welche ein solcher Brückenbau darzubieten hat. Zuerst kam das Gewicht des Oberbaues in Betracht, dann die Last der fortbewegten Bahnzüge, die Kraft des Windes und die Temperaturveränderungen mit den dadurch bedingten Dehnungen.

Die Last der fortbewegten Züge wurde zu einer Tonne per Längenfuß für jedes der beiden Geleise veranschlagt. Die Widerstandskraft gegen Wind wird auf 56 Pfund per Quadratfuß veranschlagt.

Das für den Oberbau benutzte Material ist Siemens-Martin'scher Stahl. Dasjenige, welches Spannungen ausgesetzt ist, besitzt eine Widerstandskraft von 30 bis 33 Tonnen per Quadratzoll. Der Oberbau der Hauptspannungen besteht aus drei ungeheuer großen Cantilivers, welche in den schon besprochenen Grundpfeilern verankert sind. In der Mitte des Stromes liegt glücklicherweise die Insel „Inch Garvie", welche das tiefe Wasser in zwei ungefähr gleichbreite Fahrcanäle theilt.

Das zweite Bild, welches wir bringen, soll die ungeheure Höhe dieses Brückenbaues besser veranschaulichen. Die Kuppel des St. Peters-Doms in Rom verschwindet gerade unter dieser Brücke (wenn man den unter Wasser befindlichen Bau mit hinzurechnet). Der Thurm des Kölner Doms und derjenige der Londoner St. Paulskirche ragen nur um 50 Fuß über die Brücke hinweg. Das Straßburger Münster und der Riesenthurm der Cathedrale zu Rouen bringen es fast genau bis zur Höhe der Brücke. Hier mögen einige der höchsten Bauten der Welt erscheinen, welche auf unserem Bilde im Hintergrunde dieser Wunderbrücke sichtbar werden:



20 Kölner Dom (510 F.); 21 Alt St. Pauls, London (508 F.) 1. Größte Pyramide (480 F.) 5 Straßb. Münster (463 F.); 3 St. Peters, Rom (448 F.); 2 Neue St. Pauls, London (360 F.)

Frau Präsident Carnot.

„Die erste Dame Frankreichs," die Gattin des Präsidenten Carnot, hat kürzlich durch die liebenswürdige Art, mit der sie den armen Kindern der Stadt Paris eine Weihnachtsfreude bereitete, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Frau Carnot hält es sonst mit dem Grundsatz, „daß diejenigen Frauen die besten sind, von denen man am Wenigsten spricht".

Und es ist keineswegs leicht für die erste Dame Frankreichs, dem Gerede der Welt zu entgehen. Die Franzosen sind von der Monarchie her daran gewöhnt, das Privatleben ihres Oberhauptes einer unbarmherzigen Kritik zu unterziehen. Frau Carnot hat bisher dieser Kritik keinen Anlaß geboten, sich mit ihr zu beschäftigen.

Allerdings ist es für Frau Carnot jetzt leicht, sich der öffentlichen Meinung anzupassen: sie genießt den Vorzug, bereits die vierte Präsidentin der französischen Republik zu sein. Das will sagen, sie hat von ihren Vorgängerinnen viel gelernt. Deren Erfahrungen waren keineswegs besonders rosiger Natur. Da war zunächst die Frau Thiers. Die gute alte Dame war ziemlich genau in ihren Wirthschaftsausgaben, und liebte es, ihre Einkäufe in den Markt- und Fischhallen selbst zu besorgen, vielleicht auch ab und zu einige Sous bei den Hökerweibern abzuhandeln. Das erregte natürlich die Spottlust der Pariser im höchsten Grade, die noch die verschwenderische Wirthschaft einer Eugenie nicht vergessen hatten. Frau MacMahon, welche der Frau Thiers folgte, bewegte sich geflissentlich in den Kreisen der Orleans und der royalistischen Aristokratie, mit der auch ihr Gatte sehr verdächtig liebäugelte. Frau Grévy beging die Unklugheit, ihren ehrgeizigen Schwiegersohn Daniel Wilson zu sehr zu protegiren; sie bewog den Präsidenten, Wilson sogar in seine Amtswohnung im Elysée miethsfrei aufzunehmen, kurz, hielt dem saubern Wilson bis zuletzt die Stange. Ihr hat daher ihr Gatte zum guten Theil seinen Sturz zu verdanken.

Frau Carnot hat die bitteren Erfahrungen ihrer Vorgängerinnen klug benutzt. Es geht bei ihr gut bürgerlich, aber nicht knauserig her, wie bei der alten Frau Thiers, auch feilscht sie nicht um den Preis, denn die aufgeregten „Damen der Halle" können in Paris unter Umständen zu recht gefährlichen Feindinnen in der Politik werden. Andererseits ist sie nicht hochmüthig, wie Frau MacMahon, und vergißt nie, daß ihr Gatte der Präsident einer bürgerlichen Republik ist. Aber welche Lehre hat Frau Carnot aus dem Schicksal der Frau Grévy gezogen? Einfach die, daß sie ihren Schwiegersohn nicht in unkluger Weise begünstigt, ihn gar zu einer Art Vicepräsidenten oder Vorsehung von Frankreich macht, wie Wilson schlimmen Angedenkens. Frau Carnots Schwiegersohn ist der Bürgermeister Cunisset von Dijon. Vielleicht ist er ein viel besserer Charakter, als Herr Wilson. Aber doch bleibt Herr Cunisset still zu Hause in Dijon, und läßt sich niemals im Elysée blicken, obwohl er mit seinen Schwiegereltern auf dem besten Fuße lebt.

In Paris aber herrscht eine wahre Begeisterung für Frau Carnot, welche statt das Elysée zum Schauplatz der ehrgeizigen Ränke eines Wilson zu machen, die weiten Säle im hellen Kerzenschimmer der grünen Christbäume erstrahlen und von der Festfreude und den Dankesworten der vierhundert ärmsten Kinder von Paris widerhallen ließ!

Die Stufenbahn, ein neues Verkehrsmittel für Großstädte.

Man ist gewöhnt, Projekte, die sich auf die Erleichterung des großstädtischen Riesenverkehrs beziehen, zuerst in Amerika auftauchen zu sehen und mit einem gewissen Mißtrauen aufzunehmen; nun ist auch einmal von einer derartigen Erfindung zu berichten, die von Deutschland ausgehend sich ihren Weg durch die Welt suchen will. Zwei Architekten, die Brüder Heinrich und Wilhelm Rettig — der Erstere bekannt durch seine frühere Thätigkeit als Garnisons-Baumeister in Metz, der Andere durch seinen ersten Preis für das Kaiser-Denkmal — veröffentlichen einen Vorschlag, der sich als eine „Verbesserung der Verkehrsmittel zur Bewältigung des Personen-Massenverkehrs in Großstädten" charakterisirt. In Amerika Interesse dafür zu erwecken, sind bereits Schritte geschehen; in Deutschland wäre die Idee, daß sie nur für sehr stark entwickelten Verkehr paßt, heute höchstens für Berlin anwendbar.

Die gegenwärtigen Transportmittel für den Personenverkehr kranken an verschiedenen Uebelständen, welche ihre Benützung erschweren und ihre Wirksamkeit beeinträchtigen: Droschken sind theuer, Omnibusse sind langsam, Pferdebahnen, Kabelbahnen und in noch höherem Grade Stadteisenbahnen sind auf bestimmte, wenige Linien beschränkt, können während der Fahrt schwer oder überhaupt nur an den Haltestellen bestiegen werden und büßen an Schnelligkeit durch die häufigen Halte sehr beträchtlich ein. Die Erfinder schlagen deshalb eine Straßenbahn vor, die den bestehenden Straßenzügen leicht folgen, also viele den jetzigen Systemen verschlossene Straßen passiren kann, in jedem Augenblick besteigbar ist und in beständiger gleichförmiger Bewegung erhalten wird; sie suchen den vorgefaßten Zweck also nicht durch Vergrößerung der Fahrgeschwindigkeit, sondern durch Vermeidung der langen Wege bis zur Bahn bezw. Haltestelle und der zeitraubenden Aufenthalte für Warten und Anhalten zu erreichen.

Die am meisten in die Augen fallende Neuerung ist die, daß die Fahrzeuge beständig in Bewegung sind und jederzeit bestiegen werden können, und dies wird auf nachstehende Art bewerkstelligt. Jede Bahnlinie ist ringförmig in sich zurückkehrend, angelegt, so daß ihre Wagen mittelst eines darunter laufenden, endlosen, von einer feststehenden Kraftmaschine bewegten Kabels in ununterbrochenem Gang gehalten werden können und zwar mit der constanten Geschwindigkeit von 4,5 Meter in der Sekunde (gleich 16,2 Kilometer in der Stunde). Dicht neben diesem eigentlichen Verkehrsgeleise von etwa 70 Centimeter Spurweite liegen nun noch zwei ebensolche Geleise, auf jedem derselben wird eine endlose, d. h. sich über die ganze Bahnlänge erstreckende Platform aus gelenkigen Gliedern ebenfalls durch ein Kabel in beständiger Bewegung erhalten, die mittlere mit 3 Meter, die äußere mit 1,5 Meter Geschwindigkeit in der Secunde.

Die letztere Geschwindigkeit ist die eines gewöhnlichen Fußgängers; die äußere Plattform, welche um eine kleine Stufe von 10 Cmtr. über den nebenher laufenden Weg erhöht ist, kann also von Jedermann während der Bewegung bestiegen werden, ebenso von dieser aus die wieder um eine kleine Stufe höhere Plattform und von dieser aus endlich auf die gleiche Art die mit ihrem Boden wieder um eine kleine Stufe höheren eigentlichen Wagen; denn der im gewöhnlichen Schritt weitergehende Fahrgast hat beim Besteigen jeweils bereits diejenige Geschwindigkeit angenommen, die auf den nacheinander zu erreichenden Geleisen herrscht, und analog ist das Absteigen. (Versuche an der in Münster i. W. errichteten kleinen Probestrecke haben bewiesen, daß der Uebergang auch für Frauen und ältere Leute keinerlei Schwierigkeit bietet.) Man erkennt die Bedeutung des Namens „Stufenbahn", man sieht zugleich, daß diese Stufenbahn nicht in gleichem Niveau mit der Fahrstraße, sondern nur als Hochbahn auf Gerüsten oder als Tiefbahn in unterirdischen Tunnels ausgeführt werden kann. Die Wagen können entweder auf der ganzen Länge des Kabels, also der ringförmigen Bahn ununterbrochen hintereinander oder auch mit Zwischenräumen angebracht sein; sie sind etwa 2,5 Meter lang und ganz schmal, mit nur einem Sitz nach der Breite, gedacht, die Platform ebenfalls, etwa ein Meter breit und mit Stangen oder Geländern zum Anhalten beim Aufsteigen versehen.

Jede Bahnlinie muß, wie oben gesagt, einen geschlossenen Ring bilden, also so, daß entweder Hin- und Rücklauf durch ein und dieselbe Straße, mit Schleifenverbindungen an beiden Enden, oder daß die in sich zurückkehrende Linie um eine Anzahl von Häuserblöcken führt. Kreuzungen verschiedener Linien sind natürlich ausgeschlossen, doch wird dieser scheinbare Mangel dadurch ausgeglichen, daß man mehrere Linien oder Ringe sich an bestimmten Punkten berühren läßt, wo dann der Wechsel sich auf die einfachste Weise durch Umsteigen vollzieht. Weil der Bahnkörper keine schweren Locomotiven, sondern nur die leichten Wagen und Platformen zu tragen hat, so kann er sehr leicht und billig construirt werden, und weil diese Art des Kabelbetriebs scharfe Krümmungen erlaubt, kann er sich den bestehenden Straßeneinrichtungen anschmiegen, ohne Grunderwerb nothwendig zu machen; diese Umstände im Verein ermöglichen, eine Stadt mit einem dichten Netz der Stufenbahnen, die sich an beliebigen Punkten berühren, zu bedecken. Erlauben es die Bodenverhältnisse und die Mittel nicht, die Bahn unterirdisch zu führen, so muß man zum Hochbahnsystem greifen und die Traggerüste über den Seitenwegen, oder, wenn Mittelwege vorhanden, über diesen errichten; da Wagen und Plattformen offen sind, ist dann die ganze Bahnstrecke zu überdachen. In kurzen Abständen, etwa alle 50 Meter, müssen Treppen von der Fahrstraße zum Bahnkörper hinunter bezw. hinauf leiten. Es ergeben sich somit eine Reihe von Forderungen, die vorläufig nur da erfüllbar erscheinen, wo man durch bereits vorhandene Untergrund- oder Hochbahnen an dergleichen gewöhnt ist. Indessen halten Sachkenner die Ausführung auch auf den neuen breiten, mit Mittelwegen versehenen Straßen für möglich, wie sie in Berlin von Charlottenburg durch die westlichen und südlichen Stadttheile gegen den Görlitzer und Schlesischen Bahnhof ziehen, womit eine sehr willkommene Vervollkommnung der Stadtbahn erreicht werden würde.

Bezüglich der technischen Einrichtung ist zu bemerken, daß die Motoren zum Betrieb der Kabel ihre Aufstellung am besten an den Berührungspunkten mehrerer Ringe finden würden. Die Zahlung des Fahrgeldes könnte vielleicht in der Art stattfinden, daß durch Einwerfen von Geldstücken in selbstthätige Apparate der Eingang sich öffnet; oder die Controlle der überall bei Kaufleuten 2c. erhältlichen Fahrscheine könnte durch geeignete Vorkehrungen während der Fahrt so stattfinden, daß das nur in geringer Zahl erforderliche Aufsichtspersonal deshalb nicht wesentlich vermehrt werden müßte. Gefahren und Betriebsstörungen in nennenswerthem Grade sind nicht zu befürchten; es gibt keine Signale, noch Weichen, und da kein bewegter Motor vorhanden, wird Rauch und Schmutz vermieden. Das Auf- und Absteigen geschieht nicht im Wagengetümmel des Fahrdammes, also auch in dieser Beziehung ganz gefahrlos. Ueberhaupt genießen die Fahrgäste viel freiere Bewegung als sonst und die Einrichtung der Wagen sichert einem Jeden einen gesonderten Sitzplatz.

Die Stufenbahn ist in beständiger Bewegung, es gibt also keinen Fahrplan, kein Warten, kein Zuspätkommen. Was die Leistungen betrifft, so ergeben vergleichende Berechnungen, daß die Stufenbahn trotz ihrer mäßigen Geschwindigkeit weit rascher befördern könnte, als Omnibus und Pferdebahn und selbst als die Eisenbahn bei Entfernungen unter 10 Kilometer, sowie daß die erforderliche Betriebskraft schon bei einer stündlichen Beförderung von 2400 Personen geringer ist, als für eine Locomotivbahn und bei voller Beanspruchung mit 12,000 Personen per Stunde (eine Leistung, die auf gewissen Strecken der Londoner Stadtbahn sehr häufig ist) nur mehr den vierten Theil wie bei der Locomotivbahn beträgt.

Die angeführten Vorzüge der Neuerung, wie sie von den Erfindern geltend gemacht werden, lassen es höchst wünschenswerth erscheinen, daß das Project in Bälde umfassender praktischer Prüfung unterzogen werde. Der großstädtische Verkehr hat schon so tiefgehende Umwälzungen in den Verkehrsmitteln hervorgerufen und fährt fort, so hohe Anforderungen zu stellen, daß jede neue Methode, wenn sie auch dem ersten Anblick befremdlich erscheinen mag, gute Aussicht auf Erfolg hat, sofern sie dem Bedürfniß dauernd in sicherer und ökonomischer Weise Rechnung trägt.

Aus den Geheimnissen der Cognac Fabrication

theilt das Reichsgesundheitsamt in Berlin in seinen amtlichen Nachrichten zwei Fälle mit, welche durch gerichtliche Untersuchungen festgestellt sind. Ein Gastwirth bereitete seinen Cognac aus einem Gemisch fuselhaltigen Sprits, Rum-Essenz, Zuckerfarbstoff, Gerbsäure und Rußtinktur. Diese Flüssigkeit, welche einen Werth von 30—40 Pfg. pro Literflasche darstellte, setzte er als Cognac seinen Gästen vor, die das Getränk häufig beanstandeten und schließlich dessen polizeiliche Beschlagnahme herbeiführten, was die Bestrafung des Gastwirths wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz zur Folge hatte.

In einem anderen Falle bereitete ein Kaufmann in Lübeck Cognac durch eine Mischung von Sprit, Wasser, Couleur, unter Zusatz einer sogenannten Cognac-Essenz, welche von einer Fabrik in Zerbst für 6 bis 10 M. pro Kilo verkauft wird. Außerdem war dem Gemisch noch Vanille-Tinktur und Zucker zugesetzt, im Wesentlichen aber bestand das Gemisch zur einen Hälfte aus Sprit, zur anderen Hälfte aus Wasser, während die übrigen Bestandtheile nur in sehr geringen Mengen vorhanden waren. So kamen z. B. auf 40 Flaschen des Gemisches ein Pfund Zucker und für 15 Pfg. Vanille-Tinktur außerdem ein kleines Weinglas voll Cognacessenz und etwas Couleur. Das Gemisch wurde als Cognac für 1.20 bis 1.50 M. pro Flasche verkauft. Ein bedeutender Theil dieser Waare wurde in den bekannten fliegenden Auktionen an den Mann gebracht.

Das Gericht hat auch in diesem Falle der Herstellung von Cognac einen Verstoß gegen das Nahrungsmittelgesetz erblickt und den Kaufmann mit einer erheblichen Geldstrafe (500 M.) belegt. Außerdem ist die Veröffentlichung des gerichtlichen Strafurtheils durch diejenigen Blätter angeordnet, in denen die Bestraften ihre Fabrikate anzupreisen pflegten.

—Glaubst, jener Herr wär' hochgelehrt,
Weil er so gut kann plappern —
Wenn eine Schachtel halb gefüllt,
Wird sie am laut'sten klappern.

Die Goldsucher.

Roman von A. Katschka.

(3. Fortsetzung.)

„Doch um so besser! Nehmen wir ihn mit; für den wird ein gehöriges Lösegeld bezahlt werden......und wo nicht, so haben wir ja immer noch Zeit, ihm die Kehle zu operiren."

Ludow's Leben war, für den Augenblick, gerettet. Man beschloß, ihn in's Vorpostenlager zu tragen; der „Tummler" erbot sich, dies zu thun. So wurde der bewußtlose Körper ihm auch auf den Rücken geladen und der Rückweg angetreten.

Vor Mittag waren sie schon wieder in ihrem Lager.

Auf der Suche.

Unterdessen hatten sich auch die Goldsucher aufgemacht, die Fährte Ludow's zu finden.

Es war 6 Uhr Morgens, als sie das Lager verließen.

Es mußte ein Witterungswechsel bevorstehen, denn obgleich die Sonne hell und warm strahlte, war die Luft, ungeachtet der frühen Stunde, stickend; am Horizonte stiegen einige kleine, Gewitter verheißende Wölkchen auf. Der Lama machte Halt.

„Es wäre besser, im Lager zu bleiben", sagte er. „Der Sokondo hat die Wolken gefangen. Der große Geist ist heute in schlechter Laune erwacht."

Das Versprechen einer erhöhten Belohnung ließ den Lama doch den Weg fortsetzen. Sie schlugen dieselbe Richtung ein, in welcher Ludow gestern das Lager verlassen hatte.

Der Lama ging mit Iswolskij voraus, die Umgebung genau nach Merkmalen prüfend, die ihnen Aufschluß über den Weg Ludow's hätten geben können.

Jetzt waren sie im mandschurischen Nußgehölz angelangt, von welchem aus Ludow den ersten Schuß abgefeuert hatte; der Boden war an dieser Stelle aufgewühlt, die Spur also verschwunden.

„Es sind Wildschweine nach ihm dagewesen — mit ihren Frischlingen — diese haben den Boden aufgewühlt", sagte Iswolskij.

Der Lama betrachtete die Umgebung genau, um festzustellen, wohin Ludow sich gewendet, und so fand er die Stelle, wo der Rehbock, von der Kugel getroffen, zuerst geschweißt hatte. Jetzt war die breite Blutspur ein untrüglicher Wegweiser; sie ging bergauf.

„Der junge Jäger ist dort!" sagte der Lama, auf die in der Ferne aufsteigenden Berge weisend.

Dieselben waren aber nur zur Hälfte sichtbar; die Gipfel deckten Wolken, welche, immer tiefer und tiefer sich verdichtend, sanken. Die Luft wurde immer stickender. Der Himmel bewölkte sich schnell. Alles prophezeite Regen.

„Fällt Regen, so verlieren wir jede Spur", sagte Iswolskij, den Schritt beschleunigend. Schon einige Stunden waren sie der Spur gefolgt, höher und höher den Berg ersteigend, und je höher sie stiegen, desto mehr wuchs auch Skuratow's Besorgniß um das Schicksal des Kameraden. Er ahnte, daß demselben etwas Schlimmes passirt sein müsse. In der Ferne leuchteten schon Blitze auf und ferner Donner rollte durch die Berge herüber. Das Gewitter war noch weit, aber die Wolken zogen sich mehr und mehr um den Sokondo zusammen.

Der Lama wandte sich wieder an Iswolskij mit der Bitte, Kehrt zu machen.

„Der große Geist, der in den Bergen des Sokondo thront, ist erzürnt! Es wird uns schlimm ergehen! ... Er wird uns vernichten; laßt uns heimkehren", sagte er mit schreckerfülltem Antlitz. Doch unerschütterlich kommandirte Iswolskij: „Vorwärts!"

Das Gewitter war näher gekommen, und plötzlich entlud es sich mit fürchterlichem Krachen über ihnen. Die Burjaten stürzten vor Schreck zu Boden. Es schien, als habe sich der Himmel gespalten; wie ein Feuermeer fielen die Blitze, und das Gewitter wollte seinen Schlägen auch kein Halt gebieten. Wie von einer unsichtbaren mächtigen Hand entrückt, waren auf einmal die Berge ihren Augen verschwunden. Dunkle Wolkenvorhänge umgaben sie, aus denen der Feuerregen der Blitze fiel. Die Furcht übermannt den Zuschauer, denn diese fürchterlichen Gebirgsgewitter, die am Sokondo besonders häufig und intensiv auftreten, geben dem abergläubischen Volke der Burjaten die Ueberzeugung, daß in den Bergen ein böser Geist hause.

Unsere Wanderer schauten nach einem Schutz vor dem Regen aus; doch wo ihn finden? Rings umher starrten nur grau Felswände; kein Baum weit und breit. Ein neues Gewitter zog heran, obschon kein Lufthauch zu spüren war; es schien die Natur in banger Erwartung entschlafen zu sein; nur ein unheimliches Pfeifen tönte aus den Felsspalten, der untrügliche Vorbote eines Orkans im Gebirge. Unsere Reisenden wollten hinunter zum Walde, um dort das Gewitter abzuwarten, aber auch der Wald war nicht mehr zu sehen; die Gegend unter ihnen deckte eine ebenso undurchdringliche Wolke wie diejenige, welche über ihnen hing.

Angsterfüllt sprach der Lama seine Gebete; die Perlen des Rosenkranzes flogen unter seinen zitternden Fingern aneinander. Skuratow verstand die drohende Gefahr nicht zu schätzen, wohl aber Iswolskij, der eifrig die Umgebung musterte.

Ungefähr zwanzig Faden von ihnen zeigte sich eine Oeffnung in der Felswand, der Eingang zu einer Höhle ebenfalls, also konnten sie sich vor dem Regen bergen.

Erfreut eilten unsere Wanderer vorwärts, die Höhle in Besitz zu nehmen.

Die Burjaten, die das Gewitter sehr fürchten, waren die Ersten, die eintraten, sprangen aber eben so schnell wieder mit dem Ausdruck des Entsetzens heraus. Die Höhle war schon besetzt, denn hinter den Burjaten her, in nicht minderem Schreck, stürzten zwei mächtige Gebirgswölfe aus der Höhle. Mit eingezogenem Schwanze flogen sie wie Pfeile an den verdutzten Wanderern vorüber dem Walde zu; jetzt also konnten diese ruhig ihr Asyl betreten.

Die früheren Wirthe hatten aber nicht nur das Quartier geräumt, sondern sogar in der Eile ihr Frühstück vergessen; die unversehrte Hälfte eines Rehbocks lag in der Höhle; augenscheinlich hatten die Wölfe die köstliche Beute hergeschleppt, um sie hier mit Ruhe zu verzehren.

„Den haben sie nicht selbst gejagt! Es ist ein Bock! Den überwinden sie nicht, das muß wohl Ludow's gestrige Jagdbeute sein", meinte Iswolskij.

Als er den Rehbock genauer betrachtete, fand er wirklich in der Vorderhälfte, am Schulterblatt, Schußwunden; die Wölfe also hatten Ludow's Beute gefunden und fortgeschleppt, und da sie das nur auf eine kurze Strecke zu thun im Stande waren, so mußte Ludow sich also in der Nähe befinden, kombinirte Iswolskij wieder.

Die Höhle, die sie gefunden, war groß genug, um Alle aufzunehmen, und gewährte das beruhigende Gefühl, vor der Unbill des Wetters vollständig geschützt zu sein.

Unterdessen tobte das Gewitter fort, der Wind wuchs zum Sturm, zum Orkan, der die Erde erzittern machte und grauenvoll tönte das Stöhnen und Heulen der Windsbraut in den Felsspalten.

Endlich ergoß sich der Regen in mächtigen Strömen und die erstickende Hitze des Tages wich plötzlich eisiger Kälte.

Solche unerhörte Uebergänge kommen nur in den Gebirgsketten des östlichen Sibirien vor; im Laufe von 10 Minuten fällt hier das Thermometer von 30 Grad Wärme auf 2 Grad Frost. Es ist eben ein Wunderland, dieses Ostsibirien.

Mit Beginn des Regens ließ die Intensität des Gewitters nach, es donnerte zwar noch, aber immer schwächer und schwächer, sich mehr und mehr in der Ferne verlierend.

Der Platzregen machte die Gebirgsbäche mächtig anschwellen und das trockene Flußbett, längs welchem unsere Wanderer heraufgestiegen, war jetzt das Bett eines reißenden, brausenden, schäumenden Stromes geworden, der große Felsblöcke auf seinen Wogen trug.

Als das Gewitter ausgetobt, beruhigten auch die Burjaten sich und suchten nun nach Feuerungsmaterial, von welchem sich aber in weiter Runde absolut nichts vorfand. Nach langer, vergeblicher Wanderung kehrten sie traurig und durchnäßt zurück, weder konnten sie was Warmes genießen, noch die Kleider trocknen.

Unterdessen hatte Iswolskij nicht gefeiert, sondern die Höhle, die ihn ungemein interessirte, genau gemustert.

Sie zog sich weit in den Fels hinein, verengte sich endlich zu einem Corridor, den aber ein davorliegender tiefer Wassergraben für den Augenblick unbetretbar machte. Die unterirdischen Gewässer, die sich seit Jahrhunderten vergeblich einen Ausweg suchten, hatten ihn geschaffen. Die Wände der Höhle waren aus Sandstein, die parallele schwarze Streifen durchzogen, welche die Neugier Iswolskij's erweckten; mit seinem geologischen Hammer, den er stets bei sich trug, schlug er ein Stück desselben los — ein Blick auf dasselbe genügte, um ihn erkennen zu lassen, was er gefunden.

Lächelnd reichte er Skuratow das Stück hin.

„Reichlich werden wir Feuer haben und uns in unserem Palaste herrlich erwärmen," sagte er scherzend.

„Ist das wirklich Steinkohle?"

„Und von der besten Sorte; sie brennt ohne Holzunterfeuerung; es ist Gagat —hier ist ein ganzes Lager davon."

Iswolskij hieß die Burjaten mehrere Stücke der Kohle brechen und zündete dann den Haufen an; bald beleuchtete eine helle Flamme die dunklen Wände der Höhle.

Die Burjaten waren nicht wenig über diese brennende Erde erstaunt, denn sie hatten von Steinkohle noch keinen Begriff.

Nachdem die Kleider getrocknet und das gebratene Fleisch des Rehbockes verzehrt war, stärkten sich die Wanderer durch einen Schluck guten Weines und begannen sowohl über ihre eigene Lage wie über die Mittel zur Auffindung Ludow's zu berathschlagen.

Wo war er nur während dieses gräßlichen Orkanes gewesen? Was war mit ihm überhaupt geschehen?

Gefundene Fährte.

Ein frischer Wind ließ die Nebelmassen wirbelnd zu den Gipfeln der Berge aufsteigen. Der Regen hörte auf und aus der zerrissenen Wolkendecke schaut wieder hie und da der blaue Himmel hervor, der bald auch einen prächtigen Regenbogen zeigte. Die Gebirgsbäche rauschten noch zornig, aber immer matter und matter wurde ihr Lauf. Jetzt blitzte auch zwischen den zerrissenen Wolken die Sonne hervor; liebkosend küßten ihre Strahlen die noch nassen Felsen, die unter diesen Strahlen wunderbar leuchteten und glitzerten. Noch wenige Minuten — und der Orkan war vergessen; nur der vom Blitz gespaltene Felsen, sowie die von den Gebirgswässern schnell angehäuften Felsblöcke blieben stumme Denkmäler der schreckenerregenden Laune der Natur.

Jetzt konnten unsere Wanderer die rettende Höhle wieder verlassen und Ausschau halten. In der Nähe sahen sie einen überhängenden Gletscher; dorthin richteten sie ihre Schritte, um Ludow zu suchen.

Nur mit Mühe konnten sie die Höhe erreichen, von der das Wasser noch fußtief strömte, während das Bett des Gießbaches Hunderte von Felsstücken versperrten. Plötzlich tönte ein sonderbarer Klagelaut an ihr Ohr, der von unten zu ihnen empor zu dringen schien.

„Das klingt, wie das Winseln eines Hundes", sagte Iswolskij, „ich kann es aber nicht ergründen, woher der Ton eigentlich kommt."

Unterdessen waren die Burjaten den Klagetönen nachgegangen.

„Hierher, hierher!" erscholl plötzlich ihr frohlockender Ruf.

Skuratow und Iswolskij eilten ihnen nach, denn sie glaubten, Ludow sei gefunden. Die Burjaten standen vor einer Grube, die einem frisch aufgeworfenen Grabe ähnlich sah, doch voll schmutzigen Wassers, in welchem ein Thier ängstlich winselnd umherschwamm; Skuratow erkannte in demselben Ludow's Hund.

„Der Hund ist da, aber wo ist sein Herr?" sagte Iswolskij. Jetzt begann auch er zu glauben, daß Ludow ein Unglück zugestoßen sein müsse.

Die Burjaten zogen das Thier aus der Grube, und dieses sprang kläglich matt an Skuratow empor.

„Der Hund hat auf dem Rücken eine mächtige Wunde; er muß sie sich beim Sturz geholt haben", meinte Skuratow, als er, den Hund liebkosend, auf die lange Rückenwunde gestoßen war.

Der Lama betrachtete die Wunde aufmerksam.

„Nein", erwiderte er, „das ist eine Schnittwunde; die Ränder derselben sind ganz glatt, während sie bei einer Sturzwunde zerfetzt sein müßten."

„Wer aber kann ihn verwundet haben?"

„Das kann der Lama nicht sagen, wohl aber, daß es ein Mensch war, und daß dieser hier seine Lunte und seinen Feuerstein verloren", fügte derselbe hinzu, ein kleines Säckchen mit dem in ganz Ostsibirien bekannten chinesischen Feuerzeug aufhebend.

„Ludow hatte kein solches", sagte Skuratow, „also müssen hier andere Leute gewesen sein, die auch den Hund verwundet haben."

„Wer aber kann es gewesen sein? Hierher kommt ja fast nie ein Mensch?" fragte Iswolskij.

„Nah von hier leben die „freien Goldsucher", diesen gehört das Feuerzeug", sagte der Lama mit Bestimmtheit, nachdem er noch die Oertlichkeit genau gemustert hatte.

„Der Lama meint also, daß diese den Hund verwundet haben?" fragte Iswolskij.

„Gewiß! Niemand Anderer kann hier gewesen sein."

„Aber wo ist Ludow geblieben? Haben sie ihn getödtet?" brachte Iswolskij vor Erregung zitternd, kaum über die Lippen.

„Nein, sonst läge sein Leichnam bestimmt hier; das ist nicht der Fall — also lebt er!"

„Aber wo ist er?"

„Das ist schwer zu sagen; ich muß erst wieder Fährten suchen."

Vergeblich prüfte er den durchweichten Boden. Der Sturm und der Platzregen hatten Alles verwischt, was ihm als Fingerzeig hätte dienen können.

Auf einmal schrie Iswolskij freudig auf. Er hatte einen nassen Fetzen Papier gefunden, auf welchem sich indessen noch einige Buchstaben entziffern ließen, die Skuratow sofort als Handschrift seiner Schwester erkannte. Somit hatten sie nun bestimmt die Spur Ludow's gefunden, wenn auch dieselbe deutlich sagte, daß ihm ein Unglück widerfahren sei, denn er selbst hätte nie diese ihm so theuren Zeilen weggeworfen. Er lebte also noch, aber gewiß in schlimmer Lage.

Unterdessen war der schnell gefütterte Hund wieder zu Kräften gekommen und suchte winselnd die Spuren seines Herrn, und zwar in entgegengesetzter Richtung des Aufstiegs unserer Wanderer. Nur mit äußerster Mühe konnte das treue Thier zurückgehalten werden, das sofort seinem Herrn folgen wollte.

Es wurde schon Abend. Die unteren Theile der Berge bedeckten sich wie mit einem Flor und die hellen Farbentöne des Waldes entschwanden im Nebelrauche; nur noch die Berggipfel glänzten in den letzten Abendstrahlen, deren Lichter, über die Berge hingleitend, sich immer höher und höher erhoben, so daß am Fuße der Berge schon das Dunkel der Nacht sich ausbreitete.

„Was sollen wir thun, wo Ludow suchen?" rief Iswolskij aus, „es steht fest, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist; entweder ist er todt, oder die Sträflinge haben ihn gefangen fortgeführt."

„Ja, der junge Jäger befindet sich in Gefangenschaft ... Buddha strafte ihn für die Verletzung seiner Gebote", sprach sinnend der Lama.

„Und ist er gefangen, wo befindet er sich denn jetzt?"

„Der Lama wird Euch die Räuberhöhle zeigen, dorthin haben sie ihn geschleppt .... dorthin will ja auch der Hund laufen."

„Ist es weit von hier?"

„Zwei Stunden Bergweg."

„Können wir gleich dorthin?"

„Buddha schütze uns vor solcher Thorheit; nur ein Verrückter könnte Nachts durch diese Berge wandern wollen ... Schaitan (der Teufel der Buddhisten, der des Nachts regiert) stürzt Jeden in den Abgrund, der es wagt, zur Zeit seiner Herrschaft über die Berge steigen zu wollen."

„Wann können wir denn hin?"

„Erst morgen in der Frühe ... aber es ist gefährlich, dorthin zu gehen, die Dortigen sind schlau wie die Schlangen und erbarmungslos wie die Hyänen ... wie viele arme Burjaten haben sie ermordet."

„Das ist gleichviel, morgen müssen wir hin! ... aber was jetzt thun? Können wir noch in's Lager zurück?"

„Das können wir ... der Lama wird Euch einen Weg zeigen, der uns bis Mitternacht das Lager erreichen läßt."

Traurig genug war der Rückweg; bei dem Gedanken an Ludow's Schicksal krampfte sich das Herz Skuratow's zusammen. Iswolskij aber bewegte mächtig der Gedanke, wie Eugenie Nikolajewna die Nachricht über das Schicksal Ludow's tragen werde.

Der Gefangene.

Ueber dem Flusse Sokondo hing der Nebel dicht wie Rauch, doch berührte er den im Mondlicht wunderbar erglänzenden Spiegel des Flusses nicht, sondern zog als leichte Wolke über denselben hin.

Kein Laut störte die Stille der Nacht; selbst der Fluß strömte ruhig, so vorsichtig durch das Schilf seines Bettes, daß dieses kaum rauschte; nur wenn mitunter eine Welle, die andere einholend, sie überstürzte, tönte ein leises, schwermüthiges Rauschen durch die Nacht.

Auf dem Vorposten der Mörder lag Alles in tiefem Schlaf; das Feuer war heruntergebrannt und leuchtete nur von Zeit zu Zeit etwas auf, wenn ein Windhauch ihm neuen Schein verlieh, welcher die um dasselbe Schlafenden plötzlich in der Dunkelheit erkennen ließ.

Weiter ab vom Feuer lag Ludow, an Händen und Füßen erbarmungslos gefesselt. Die hundertjährige Ceder, unter der er lag, deckte ihn mitleidig mit ihrem Nadeldach.

Von Zeit zu Zeit lief ein Zucken durch seinen Körper; seine weit geöffneten Augen starrten stier und bewußtlos in die Ferne hinaus; nicht ein Seufzer war's noch ein Schrei, was sich seiner Brust entwand, sondern ein Name, den seine Lippen unaufhörlich auszusprechen sich vergeblich bemühten. Sein Körper brannte wie im Fieber, die aneinander geklebten Lippen lechzten vergeblich nach Wasser.

Ohne daß er zum Bewußtsein gekommen wäre, hatte ihn gestern der „Tummler" den weiten, schweren Weg hierher geschleppt, vergebens hatte derselbe alle die Volksmittel angewendet, den Bewußtlose zu sich zu bringen: den ätzenden Rauch des sibirischen Tabaks ihm in die Nase geblasen, den Kopf mit eisigem Wasser übergossen—die geöffneten Augen Ludow's starrten immer bewußtlos in die leere Luft hinaus. Seine Kopfwunde, wie die in der Eishöhle verbrachte Nacht hatten seine kräftige Natur gebrochen.

Nachdem er beim Vorposten abgeladen war, dachte auch Niemand mehr an ihn.

„Krepirt er — nun, was thut's!" meinte ruhig der „Verfluchte," als er einen letzten Blick auf ihn warf.

Zur Vorsicht hatten sie ihn gebunden, damit er nicht etwa, wenn er in der Nacht erwache, davonlaufe; der „Tummler" hatte ihm noch aus Mitleid einen Haufen weichen Mooses, wie es in Ostsibirien überall solches giebt, unter den Kopf geschoben.

Am nächsten Tage mußte die Ablösung kommen; dann kehrte der „Verfluchte" mit seinen Gesellen in's große Lager zurück, wohin sie auch Ludow mitnehmen wollten, da er immerhin für eine große Summe losgekauft werden konnte.

Es war gegen Mitternacht; in der Biegung des Flusses näherte sich ein Schatten dem Ufer; als derselbe, lautlos hingleitend, in den Bereich des Mondlichtes gerieth, konnte man einen Kahn erkennen, wie er in Ostsibirien bei Expeditionen auf Flüssen gebraucht wird; ihn lenkte eine sichtlich ortskundige Hand dem Ufer zu.

Nur ein Mann saß im Kahne; die Linie des Lagers erreichend, drehte er mit gewandter Bewegung den Kahn dem Ufer zu, sprang auf die Landzunge hinaus, auf welche er auch sein leichtes Fahrzeug nachzog, dem er sein Gewehr entnahm, um sodann auf das Lager zuzuschreiten.

Fahl beleuchtete den Ankömmling heller Mondenschein. Er war von hohem, kräftigem und schlankem Wuchse; der lange, leichte Rock ließ denselben trefflich hervortreten; sein Haupt deckte ein grauer Hut mit mächtigen Rändern, über der rechten Schulter hing ein Gewehr, über der linken eine lederne Jagdtasche. Das Gesicht war, von den Huträndern beschattet, unerkennbar, doch konnte man nach Gang und Haltung schließen, daß er ein junger Mann sein mußte. Auf seiner Brust blitzte im Mondlichte ein großes goldenes Kreuz an metallener Kette, welches grell gegen die dunkle Kleidung abstach.

Der Ankömmling schien die Gegend gut zu kennen, denn er schritt gerade auf das Lager zu, doch nicht über die offene Wiese, sondern durch die Büsche direct zu der Stelle, wo die Sträflinge schliefen, denn nur so konnte er unbemerkt sich nähern.

Sein mit weichen Lederstiefeln bekleideter Fuß trat so leise auf, daß er vollkommen unbemerkt sich den Schlafenden nähern konnte.

„Immer noch die Alten," flüsterte er leise, den Schlafenden prüfend in's Antlitz schauend. „Denjenigen, welchen ich hier zu finden hoffte, sehe ich nicht; wahrscheinlich kommandiren sie Wassilij nicht zum Kordon, weil sie ihm nicht voll vertrauen."

Da der Gesuchte nicht da war, wollte er schon wieder Kehrt machen, als plötzlich ein leises Stöhnen von rechts her seine Aufmerksamkeit fesselte, und schnell bewegte er sich in der Richtung des Erbarmen fordernden Tones hin.

Unter den vielzähligen Zweigen der Ceder sah er einen Menschen liegen, dessen Angesicht der Mond hell beleuchtete; die Augen, weit geöffnet, starrten wie todt hinaus; der Brust entrang sich von Zeit zu Zeit ein leises Stöhnen.

Voll Theilnahme und Mitleid neigte sich der Fremdling über Ludow, sichtlich bemüht, die Züge des Gesichts zu entziffern, dessen Intelligenz ihn in Staunen versetzte.

Die feinen Züge, die hohe, offene Stirn sagten ihm deutlich, daß er Jemand vor sich habe, welcher der Gesellschaft der Sträflinge absolut fremd sein müsse. „Doch wer ist er?" dachte er und in diesem Augenblick bemerkte er die Stricke, mit welchen Ludow gefesselt war, und der starke Mann zuckte zusammen.

„Also irgend ein neues Opfer der Elenden!" flüsterte er, neben Ludow auf die Knie sinkend.

Er legte die Hand auf Ludow's Haupt und sprach leise zu ihm; der Unglückliche antwortete aber nur durch Stöhnen. Der Fremdling zog sein Messer, mit dessen Klinge er die krampfhaft auf einander gepreßten Zähne Ludow's öffnete, und goß ihm einige Tropfen einer Flüssigkeit in den Mund; Ludow machte eine leise Bewegung, sein Auge zeigte plötzlich einen Strahl der Besinnung.

„Wasser!" flüsterte er, kaum hörbar.

Der Fremdling reichte es ihm und gierig nahm Ludow einige Schluck; das Wasser schien ihn zu beleben.

„Wo bin ich? ... Wer sind Sie? Bin ich denn nicht todt?" fragte er mit leiser Stimme. „Wer hat mich gebunden?" fügte er hinzu, als er bemerkte, daß ihm Hände und Füße mit Stricken zusammengeschnürt waren.

„Sie sind krank, aber jetzt ist ein Freund bei Ihnen," flüsterte der Fremde, ihm die Hände befreiend.

Ludow wollte sich bewegen, aufstehen, aber die Kräfte versagten, und schwer sank er wieder zurück.

„Wer sind aber Sie und wie sind Sie hierhergekommen?" fragte der Fremde.

Ludow brichtete ihm kurz über Alles bis zu dem Augenblick, wo er das Bewußtsein verloren hatte.

„Jetzt begreife ich, wie Sie hierhergekommen sind," sagte der Andere, als Ludow seine Erzählung schloß. „Sie wurden von denjenigen gerettet, deren Handwerk sonst nur der Mord ist."

„Und wer hat mich gerettet?" fragte seinerseits Ludow.

Der Fremde gab ihm über die Retter vollen Aufschluß, und seine Combinationen waren völlig richtig, überhaupt konnte man jedem seiner Worte entnehmen, daß er die Taiga wie ihre Bewohner genau kenne.

Ludow hörte aufmerksam zu, den Blick vom Gesicht des Fremden nicht wendend, dessen Rede ihm so ungemein lieblich erschien; mit den ersten Worten hatte er Ludow Vertrauen eingeflößt, seine ganze Sympathie gewonnen.

„Doch jetzt erzählen Sie," sagte Ludow sich an ihn wendend, „wie Sie hierhergekommen sind?"

„Ich bin ein bescheidener Diener Jesu Christi, Missionär in diesem Bezirk; ich durchziehe die ganze Taiga und kam zufällig hierher, um einen Menschen zu retten."

„Und Sie retteten mich," unterbrach ihn Ludow lebhaft, ihm die Hand entgegenstreckend.

„O! Sie sind noch lange nicht gerettet."

„In welcher Gefahr soll ich mich denn befinden? Ich verstehe nicht."

„Die Sträflinge hätten Sie nicht am Leben gelassen, wenn sie nicht eigene Zwecke dabei verfolgten........sie werden Sie so leicht nicht freigeben."

„Ich kann ja aber jetzt fliehen, da sie noch schlafen," und Ludow wollte sich wieder erheben, mit lautem Gestöhn aber sank er wieder zurück.

„Sehen Sie! Sie sind noch zu schwach, um an die Flucht denken zu können. Bis zu Ihrem Lager am Chala-See sind es mehr denn fünfzehn Werst durch's Gebirge. Selbst mit meiner Hilfe konnten Sie diesen Weg nicht machen."

„Was werde ich aber dann anfangen?" rief Ludow verzweiflungsvoll aus.

„Verlassen Sie sich auf mich, ich werde Alles für Ihre Rettung thun; vor Sonnenaufgang sollen die Ihrigen schon über Ihre Lage Kunde haben und Ihnen Hilfe bringen."

„Ich kann Ihnen nur danken," sagte Ludow, in der That bin ich zu schwach, um im Augenblick zu fliehen."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen — wenn auch nur zum Schein — die Hände binde, sonst bekommen die Sträflinge Wind und das wäre schlimm .... Stellen Sie sich bewußtlos.... ich mache mich gleich auf den Weg. Auf baldiges Wiedersehen."

„Kommen Sie in's Lager.........sagen Sie Eugenie Nikolajewna, daß ich am Leben bin........sie soll meinetwegen ruhig sein........beruhigen Sie sie...."

Ludow hielt nachdenklich inne. — „Nein, übrigens, weiter nichts!" endete er, reichte dem Fremden die Hand und schloß erschöpft die Augen. Einen Gruß Ludow zuwerfend und die Schlafenden noch einmal prüfend anschauend, glitt der Missionär wie ein Schatten zu seinem Kahn, stieß ihn leise in's Wasser und ruderte ihn schnell in der Richtung auf den Chala-See fort. An der Stelle vorüberkommend, wo Ludow lag erhob er das Kreuz segnend.

„Der Himmel behüte Dich!" flüsterte er leise und lenkte den Kahn zur Mitte des Flusses.

Zweiter Theil.

Der Schwur.

Traurig verbrachte Eugenie Nikolajewna den Tag. Vergebens war sie bemüht, auch nur für Minuten sich zu beruhigen, Ludow zu vergessen — stets erstand der schreckliche Traum der letzten Nacht neu vor ihrer Seele.

Gegen Abend steigerte sich ihre Unruhe bedeutend; zu der quälenden Ungewißheit über das Schicksal Ludow's gesellte sich noch die Angst um den Bruder. Die fürchterlichen Donnerschläge erregten Grausen in ihr, und waren diese Schläge hier am See auch bedeutend schwächer, so ließ sie doch schon das Schauen des fernen, aber vom Lager aus vortrefflich sichtbaren Gewitters erzittern.

Erst nach Mitternacht glaubte sie das Geräusch herannahender Schritte zu hören; sie lief längs dem Flußpfade dem Walde zu und wirklich sah sie bald den Bruder vor sich.

Ein Blick auf die Zurückkehrenden genügte, um sie zu überzeugen, daß Ludow nicht bei ihnen sei.

„Wo ist er?" war die erste Frage, mit welcher sie sich an den Bruder wandte.

So gern sie das Mädchen geschont hätten, mußte ihr doch die traurige Wahrheit mitgetheilt werden; sie erzählten Alles, was sie in den Bergen gesehen und was sie auf Ludow's Spuren gebracht.

Je länger nun des Bruders ausführlicher Bericht dauerte, desto merkbarer nahm das Gesicht des Mädchens einen eigenthümlichen Ausdruck an, es schien zu erstarren: der Ausdruck stumpfen Jammers—schrecklich, weil ihm jedes Wort fehlte.

Während Skuratow mit der Schwester sprach, stand Iswolskij seitwärts und beobachtete das Mädchen scharf. Da er im Schatten stand, konnte sie ihn nicht bemerken, um so besser sah er sie.

Das tiefste Mitgefühl, gemischt mit noch einem anderen dunklen, unverständlichen Gefühl, bewegte seine Brust stärker und stärker; wie gern wäre er dem Tod in die Arme gestürzt, wenn er dadurch dem Mädchen diese schweren Minuten hätte ersparen können.

„Was thun! Was thun?"... rief sie, als der Bruder seine Erzählung beendet, im Tone der tiefsten Verzweiflung. „Was es auch koste, Bruder, er muß gerettet werden", fügte sie endlich hinzu.

„Morgen, bei Tagesanbruch, gehen wir den neuen Fährten nach; es ist noch zu früh, um zu verzweifeln", bemühte sich Skuratow sie zu beruhigen, „ich habe soeben Anordnungen getroffen, daß beim ersten Tagesscheine Alles bereit ist!"

Er ging zu den Führern, welche mit dem Lama sich am Feuer wärmten.

Eugenie Nikolajewna saß traurig und wortlos da; gedankenlos starrten ihre Augen in die verglimmenden Kohlen des heruntergebrannten Scheiterhaufens; die zurückgehaltenen Thränen schnürten ihr die Kehle zu, krampfhaft zuckte ihre schöne Gestalt zusammen.

Iswolskij beobachtete sie still, dunkle Schatten zogen über sein Gesicht. Plötzlich war es ihm klar geworden, wie theuer ihm dieses Mädchen, welch' ein ungewohntes Feuer sie in seiner Brust entzündet, doch war er sich wohl bewußt, daß ihr Herz sie nicht zu ihm hinzog. „Möge sie nur glücklich werden!" rief er im plötzlichen Drange des überwallenden Gefühles. Mit wenigen Schritten durchmaß er die ihn hemmende beschattete Strecke und stand plötzlich vor dem Mädchen.

„Eugenie Nikolajewna!" sprach er leise, indem er sich ihr näherte.

Sie zuckte zusammen und wandte sich nach ihm um.

„Ach! Sie sind es, Iswolskij, ich hatte Ihr Kommen nicht gehört", sagte sie, sichtlich bemüht, ihr Gesicht zu bemeistern.

„Ich will Sie bitten, mich als Ihren ergebenen Freund zu betrachten."

Eugenie Nikolajewna lächelte.

„Ich habe keinen Grund, das zu bezweifeln, und werde Sie stets gern als meinen Freund betrachten."

Iswolskij, in Gedanken versunken, antwortete nicht gleich auf diese Worte.

„Sie werden mich also als Ihren Freund ansehen und an mich glauben? Sie zürnen mir nicht?........ Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir theuer im Leben gewesen ist, ich rette Ludow oder gehe selbst unter........ Sie dürfen vollkommen ruhig sein," fügte er mit plötzlicher Entschlossenheit hinzu.

„Ich danke Ihnen!"..... Sie haben mich dem Leben wiedergegeben......... Ich liebe ihn!......" Sie hatte es laut ausgesprochen, was sie anderen nie hatte offenbaren wollen; sie bemerkte nicht, wie Iswolskij's Gesicht sich krampfhaft, wie in übermächtigem Schmerze, bei diesem Geständniß verzog. Sollte es Hoffnungen in seiner Seele zerstört haben?

Nach einer Sekunde war er schon wieder Herr seiner selbst, und mit ruhiger Stimme fuhr er fort:

„Gedenken Sie meines Schwures und beruhigen Sie sich!"

Nochmals drückte er innig ihre Hand und ging dann, ihr „gute Nacht" wünschend, in sein Zelt.

Im Lager herrschte tiefes Schweigen, das nur mitunter durch ein lautes Schnarchen der burjatischen Führer und das Knurren der Hunde gestört wurde. Iswolskij lag, in seine Burka gehüllt, doch floh ihn der Schlaf. Der Gedanke an Eugenie Nikolajewna und Ludow ließ ihn nicht ruhen, erst bei Tagesanbruch kam ein Selbstvergessen über ihn. —

„Der Fuchsschwanz."

Der Missionär wanderte dem Lager direkt zu. Mit Hilfe seines Kompasses bestimmte er die Richtung, in welcher der See liegen müsse, wo das Lager sich befand, bis zu welchem seiner Rechnung nach noch zwei Werst sein mußten; also bis Tagesanbruch war es möglich, das Ziel zu erreichen.

Kaum hatte er einige Schritte gethan, als ein leichtes Geräusch vom jenseitigen Ufer des Flusses seine Aufmerksamkeit erregte. Er blieb aufhorchend stehen. Dem scharfen Gehör des Taiga-Bewohners war es leicht, die Ursache des Geräusches zu erkennen.

„Es gehen dort einige Menschen!" sagte er vor sich hin. „Sind es die Freunde des jungen Mannes?"

Noch einige Minuten horchte er gespannt hinaus. „Nein, das sind die Wölfe der Taiga, der Schritt eines Europäers wäre viel geräuschvoller! Dort schreiten Füße, die, an Vorsicht gewohnt, keinen Zweig zertreten, der auf dem Wege liegt."

Jetzt drang auch ein leichter, metallischer Klang zu ihm herüber.

„Sie sind bewaffnet!.... Ich muß sehen, was es für Leute sind."

Mit Vorsicht drang er bis zum Fluß vor, und von mandschurischen Nußbäumen bedeckt, beobachtete er die Vorgänge auf dem jenseitigen Ufer.

Vorsichtig wurde dort das Gebüsch auseinandergezogen und es schaute ein Kopf hervor mit einer Fuchsmütze bekleidet, von welcher ein buschiger Schwanz herabhing. Das Gesicht war roth angedunsen, funkelnde Fuchsaugen musterten schnell die Umgebung, als ob sie einen Hinterhalt fürchteten.

Augenscheinlich hatte der Mann, der die Fuchsmütze trug, auch irgend ein verdächtiges Geräusch gehört, dessen Ursprung er nun ermitteln wollte.

Der Missionär stand regungslos, der Unbekannte schien sich aber nach kurzer Umschau zu beruhigen; er wandte den Kopf zurück und sagte ziemlich laut:

„Klettert heraus! Es ist nichts! Wir müssen diesen Pfad längs dem Flusse nehmen." Er trat ganz aus dem Gebüsch heraus und zündete sich am Ufer seine Pfeife an; nach ihm tauchten noch zuerst drei Köpfe, dann ganze Gestalten, mit Büchsen im Anschlage und Säcken auf dem Rücken, aus dem Dickicht auf.

Lautlos beobachtete sie der Missionär; er wußte bereits, wer sie waren, denn in dem Einen derselben erkannte er Den, welchen er auf dem Räuberposten gesucht hatte: er hieß Wassilij Lunin.

Es waren Sträflinge aus dem „Adlerhorst," die den Vorposten ablösen sollten.

Nichtsdestoweniger wollte der Missionär seine Anwesenheit nicht verrathen, da ein Gespräch mit Lunin im Augenblick unmöglich war und er auch nur zu gut wußte, daß die Anwesenheit des „Fuchsschwanzes" seine eigene Sicherheit durchaus nicht garantire.

Er hatte viel gehört von dem „Fuchsschwanz", wie man ihn in der Taiga nannte, dessen eigentlichen Namen aber Niemand kannte. Er war ein Hauptfeind der Kosaken und Burjaten der Nachbarschaft. Lange schon lebte er in der Taiga und hatte auf seine Kameraden, die flüchtigen Sträflinge, einen bedeutenden Einfluß gewonnen.

Der Missionär griff nach seiner Büchse: „Jetzt, Bösewicht, bist Du in meiner Gewalt!" dachte er, den Hahn berührend. Da blitzte aber ein Lichtstrahl auf seinem goldenen Kreuze. „Ich habe gelobt, nie einen Menschen zu tödten," fiel ihm ein; „er darf nicht durch meine Hand sterben!" Er ließ die schon zum Schuß bereite Büchse wieder sinken.

Unterdessen blies der ahnungslose „Fuchsschwanz" ruhig Wolken blauen Tabakrauches in die Morgenluft hinaus.

„Jetzt sind wir gleich da," sagte er, sich an seine Begleiter wendend, „zu Mittag sind wir an Ort und Stelle."

„Was war das aber für ein Geräusch?" fragte ein Bursche mit hübschem, doch ausdruckslosem Gesichte, der eine kurze Lederjacke mit nach außen gewandtem Fell trug.

„Auch ich hörte etwas.....es ist aber Niemand da; es war wohl der Fluß, es klang doch, als ob ein Mensch das Geräusch mache...... Aber schau! Da liegt etwas Weißes am Ufer; nein, ein Lappen......wie kommt der hierher?

Wassilij brachte schon den Gegenstand und überreichte ihn dem „Fuchsschwanz."

„Wahrhaftig, ein Taschentuch; dazu noch gemerkt! Wer ist hier gewesen?" rief der „Fuchsschwanz", das Tuch voll Staunen betrachtend. „Haben die Unseren etwa Jemand eingefangen?" fügte er hinzu.

Der Missionär fuhr unwillkührlich in seine Tasche: Das Tuch war ihm entfallen; die Strömung hatte das Tuch an's Ufer getrieben.

„Das muß man herausbringen! He, Kinder! Schnell auf den Weg!" schrie der „Fuchsschwanz" und schritt, die Büchse über die Schulter werfend, schnell längs dem Ufer des Flusses dem Räubervorposten zu. Seine Gefährten folgten lautlos, ohne einen Augenblick zu zögern.

Der Missionar horchte ihnen nach, und erst nachdem schon lange ihre Schritte verhallt waren, verließ er sein Versteck.

„Sie gehen den Vorposten ablösen, und eilen wir nun nicht, den Gefangenen zu befreien, so schleppen sie ihn in die Berge und dann ist Alles verloren; einmal dort — wie kann man ihn noch retten?" dachte er und schritt eiligst dem Lager zu.

Schwer war es, sich durch die dichten Schlinggewächse des Waldes den Weg zu bahnen, und nur langsam konnte er sich daher seinem Ziele nähern. Er achtete aber der Disteln und Kletten nicht, welche ihn an den Kleidern zurückhalten zu wollen schienen; unermüdlich schwang er sein Messer, um sich Bahn zu brechen.

Eben ging die Sonne auf und ihre schrägen Strahlen drangen zwischen den gigantischen Stämmen der Cedern hindurch, sie mit glühenden Lichtwolken übergießend. Harzduft, gemischt mit dem Aroma der wilden Syringen, erfüllte die Luft; hoch herab aus der durchsichtigen Luft tönte das jubelnde Lied der Lerche und ein schöner Pirol sekundirte melodisch.

Der hohe Wald war durchmessen und der Missionär schritt auf eine Lichtung hinaus, die von wilden Syringen umstanden war, welche jetzt, von weißen, rosa und lila Tinten umgossen, wie ein mächtiges, Wohlgeruch verbreitendes Bouquet erschienen. Der Morgenthau in den einzelnen Blüthen glänzte wie Brillanten und übergoß den die Bäume Berührenden mit kaltem Sprühregen. Der Missionär schritt unter diesem duftigen Bogengang schnell vorwärts, denn er fühlte sich trotz der durchwanderten, abenteuerreichen Nacht in dieser herrlichen Umgebung frisch und munter.

Der Weg wurde immer bequemer, da es hier einen eingetretenen Fußpfad gab. Anfangs glaubte unser Wanderer, es sei Menschenwerk, doch als er den Boden aufmerksamer betrachtete, sah er an den im Sande abgedrückten Spuren, daß er einen Thierpfad gehe, wie sie zu Tausenden in der sibirischen Taiga zu den Tränkstellen der Thiere des Waldes führen. Augenscheinlich mußte dieser Pfad zum See Chala führen und war somit die nächste Route zu demselben.

Wunderbar bewegt, so den kürzesten Weg gefunden zu haben, ging der Missionär den Pfad entlang.

Einige wilde Böcke stürzten, durch das plötzliche Herannahen eines Menschen erschreckt, zur Seite; der Missionär hatte heute weder Zeit noch Auge für sie, seine Seele war einzig mit dem Schicksale Ludow's beschäftigt, und auch die Furcht, das Lager zu spät zu erreichen, beherrschte ihn.

Nachdem er noch eine halbe Stunde zwischen den Sträuchern hingegangen, sah er endlich den glänzenden, blauen Spiegel des Chala, und ein leichter Rauch jenseits desselben, der sich gleich einer bläulichen Säule gerade gegen den Himmel erhob, zeigte ihm, wo sich das Lager befinde. Eilenden Schrittes wendete er sich demselben zu.

Der „Tummler".

Ludow lag, nachdem der Missionär ihn verlassen, hilflos und bewegungslos unter dem breiten Nadeldach der Ceder. Er wollte nicht wieder das Bewußtsein verlieren, aber dennoch verwirrten sich seine Gedanken bald wieder, der Kopf schmerzte unerträglich, der Körper war wie zerschlagen und brannte trotz der feuchtkalten Nacht wie ein Feuer.

„Der Missionär wird Skuratow sagen, wo ich bin.... sie werden kommen... sie werden mich retten", lispelte er schon halb bewußtlos. „Ich will nicht hier sterben.... will's nicht.... will's nicht..."

Die Bewußtlosigkeit stieg und endlich schien er einzuschlafen.

Die Sonne stand schon hoch, als die Besatzung des Vorpostens erwachte, die Sträflinge hatten, ermüdet von den weiten, schwierigen Märschen, verschlafen. Der „Nagler" war zuerst erwacht und weckte nun auch schnell die Gefährten.

„Wir haben prächtig verschlafen, grinste ihn der „Verfluchte" an, „stehen zur Mittagszeit auf." Aergerlich füllte er den Kessel mit Wasser und stieß ihn in die noch glühende Asche.

„Heute kommt Ablösung", murmelte der „Weiberfreund", „zum Sterben langweilig ist mir die Taiga geworden."

„Rechne nur nicht so bestimmt auf heute! Vielleicht können wir uns noch eine ganze Woche hier in der Erwartung amüsiren; wie der „Fuchsschwanz" will, so wird es eben sein."

„Er wollte ja selbst die nächste Ablösung führen, er hat wohl was vor, wird sich wieder etwas mit den Goldsuchern amüsiren — ihnen die Taschen erleichtern", meinte der „Nagler".

Der „Tummler" trat zu Ludow heran und betrachtete ihn; als er sich über ihn neigte, stöhnte Ludow schmerzvoll auf und

erwachte. Der „Tummler" spürte Mitleiden mit dem Gefangenen; freilich schämte er sich, dieses Gefühl vor den Kameraden zu verrathen; waren sie aber Alle beschäftigt, so suchte er im Geheimen die Lage des Gefangenen zu erleichtern. Jetzt, wo er allein bei Ludow war, goß er schnell warmen Saturan in eine Schüssel, zwängte die krampfhaft geschlossenen Zähne auseinander und goß ihm einige Tropfen des Getränkes in den Mund.

Der warme, nahrhafte Trank schien gut auf den Kranken zu wirken; seine Wangen färbten sich leicht, die Augen öffneten sich. Eine Zeit lang schauten der „Tummler" und Ludow stillschweigend einander an. Ludow erschien das gutmüthige Gesicht des „Tummlers" sympathisch und er flüsterte:

„Wer bist Du?"

Der „Tummler" schaute vorsichtig umher; die Anderen waren mit dem Ausbessern des Bootes beschäftigt und leise antwortete er:

„Sprich leiser.... Ich wünsche Dir nichts Böses.... Du bist jetzt unter flüchtigen Zwangssträflingen..... wir haben Dich dort in den Bergen aus der Eisgrube gezogen....", und er wies mit der Hand auf die bläulichen Gipfel des Jablon.

In Ludow stieg eine schwache Erinnerung auf.

„Wasser!" lispelte er.

Der „Tummler" brachte ihm Wasser. Es schien, daß im gesunden, frischen Organismus Ludow's jetzt die Reaktion eintrat; er spürte Appetit, und der „Tummler" theilte mit ihm seine Schüssel Saturan, wie seine Portion Zwieback.

Noch immer waren die Gefährten des „Tummlers" eifrig mit dem Boot beschäftigt, so daß Ludow, der sich lebhaft für den jungen Burschen interessirte, dessen gutes Gesicht ihm lebhafte Sympathie einflößte, sich entschloß, ihn noch einmal zu fragen, wer er sei und wie er nach Sibirien gekommen. Der „Tummler" schien sich etwas zu besinnen, ehe er mit der Antwort herauskam, schüttelte ernst den Kopf, endlich erzählte er ihm aber doch die rührende Geschichte seines Unglücks. Ludow war durch seine Offenherzigkeit tief gerührt, ihm that der junge Bursche unendlich leid; so frühzeitig sollte er sein junges Leben auf immer zerstört haben?

„Traure nicht! Was ist dabei zu machen?" murmelte er, da er keinen Trost für den armen Burschen fand.

Plötzlich tönte vom Fluß her ein Schuß, dessen tausendfaches Echo die gegenüber liegenden Berge wiedergaben. Der „Tummler" erzitterte und sprang, wie von einer Viper gestochen, empor.

„Sie sind's, sie kommen....", rief er tief erregt.

„Wer sind diese: sie?" fragte Ludow lebhaft. Ein Hoffnungsstrahl der Rettung blitzte in ihm auf, er glaubte schon Freundesstimmen zu hören.

„Die Ablösung aus dem „Adlerhorst" kommt", sagte der „Tummler" mit verstellt-böser Stimme und fügte, sich über Ludow beugend, leise hinzu; „Vergiß nicht, Herr! Was ich für Deine Rettung thun kann, das werde ich thun. Du willst fliehen, aber rette auch mich dann aus diesem verfluchten Neste; das Leben hier ist mir zuwider."

Aus der Ferne tönten die Stimmen der herannahenden Sträflinge herüber.

„Stelle Dich bewußtlos", flüsterte der „Tummler" und sprang schnell davon.

Schon zeigten sich auf dem Pfade, der zum Fluß führte, die Gestalten mehrerer Männer, der „Fuchsschwanz" mit seinen beiden Begleitern, und neben ihnen schritten der „Verfluchte" und der „Weiberfreund".

Der „Verfluchte" mußte wohl schon über Ludow berichtet haben, denn der „Fuchsschwanz" ging gerade auf diesen los. Ludow lag bewegungslos; er hielt sogar den Athem an.

„Das ist er", sagte der „Verfluchte", an Ludow herantretend, indem er ihm einen Fußtritt versetzte; „liegt schon den zweiten Tag, ohne sich zu bewegen — krepirt wohl bald." Mit Kennermiene beugte sich der „Fuchsschwanz" über Ludow und berührte dessen Hände.

„Ist nicht so gefährlich", sagte er, ihn aufmerksam musternd, „man muß ihn in den „Adlerhorst" schaffen, es ist ja ein großes Thier, für welches man theuer bezahlen wird, wo nicht—so geht er auch nicht davon", fügte er mit drohender Geberde hinzu. „Aber wer ist noch außer ihm hier?"

„Niemand", erwiderte der „Weiberfreund".

„Ich sage Dir, daß Jemand hier war — folglich weiß ich es."

„Wir haben die ganze Zeit hart am Wege gelegen, also konnte ihn Niemand unbemerkt passiren."

„Ich habe den Beweis, daß spätestens heute Nacht Jemand auf dem Fluß vorübergefahren oder am Ufer entlang gegangen, und zwar keiner der Unserigen, noch ein Eingeborener." — Bei diesen Worten zog er das von ihm gefundene Schnupftuch aus der Tasche und zeigte es den Gefährten. — „Schöne Wachposten, an der Nase geht ihnen hart Jemand vorüber—sie merkten es nicht!" zürnte er.

Der „Verfluchte" war nachdenklich geworden.

„In der That! Mir selbst schien es, als müsse unlängst jemand Fremder hier gewesen sein", murmelte er; ich bemerkte am Ufer Spuren, als ob ein Boot auf den Sand gezogen worden, dabei Abdrücke von Jagdstiefeln."

„Einerlei! Wir erfahren es", sagte der „Fuchsschwanz", sich zum „Verfluchten" und dessen Gefährten wendend. „Morgen in der Frühe macht Ihr Euch zum „Adlerhorst" auf und schleppt den Burschen dort mit—wir aber suchen die Umgegend des Sees etwas ab — vielleicht finden wir ein neues Wild."

„Da bekommt der „Tummler" wieder etwas zu schleppen", meinte der „Weiberfreund" gehässig grinsend, indem er auf Ludow hinschielte.

Die Mörder machten sich an die Bereitung des Mittagsmahles und ließen sich am Feuer nieder. Von den mächtigen Eindrücken physisch geschwächt, verlor Ludow die Besinnung.

Uebers Gebirge.

Kehren wir jetzt zum Lager unserer Reisenden am heiligen Chala-See zurück.

Alles war dort schon auf und half eifrig an der Ausrüstung der Expedition, die Ludow aufsuchen sollte. Iswolskij vertheilte an die Burjaten Flinten und Pistolen und zeigte ihnen deren Gebrauch, wobei Skuratow ihn unterstützte.

Eugenie Nikolajewna, verhärmt und bleich nach der schlaflosen Nacht, überwachte die Vorbereitungen und schaffte die nöthigen Vorräthe herzu.

Man hatte entschieden, daß sie mit zwei Burjaten und einem Kosaken im Lager bliebe, alle Uebrigen sich aber mit Iswolskij und Skuratow auf die Suche begäben; der Lama war bereit, als Führer zu dienen.

Ein lautes Gekläffe der dem Walde zustürzenden Hunde lenkte die Aufmerksamkeit Aller dorthin und ließ die Arbeit einen Augenblick ruhen. Aus dem Walde trat, die Hunde mit einem Stock abwehrend, der Missionär.

Das Erscheinen eines Europäers machte im ersten Augenblick Alle stutzen, aber Iswolskij erkannte den Herannahenden und lief auf ihn zu.

„Was? Du hier?" rief er aus.

„Habe es wohl nicht erwartet, Dir hier zu begegnen," antwortete der Missionär, der Iswolskij seit lange kannte und schätzte.

Iswolskij stellte den Missionär Skuratow und dessen Schwester vor.

„Leider ist unser dritter Kamerad nicht unter uns; er hat sich in der Taiga verirrt und wir machen uns eben auf, ihn zu suchen," bemerkte er in bedauerndem Tone, während er die Gefährten vorstellte.

„Ich weiß, wo euer verloren geglaubter Kamerad sich befindet," sagt der Missionär.

Eugenie fuhr zusammen.

„Wo ist er?" schrie sie auf. „So sprecht! Wo?"

„Er lebt und sendet seine Grüße," antwortete der Missionär leise, da er ihre Erregung sah.

Es war keine Zeit zu verlieren, daher beeilte sich der Missionär, kurz Alles zu melden, was er von Ludow und der ihm drohenden Gefahr wußte, von seiner nächtlichen Begegnung mit dem Gefangenen, und wie er auf den „Fuchsschwanz" gestoßen.

Bei Nennung dieses Namens schrak Iswolskij zusammen.

„Mit diesem Elenden habe ich noch abzurechnen; vielleicht kann ich es heute!" murmelte er vor sich hin.

„Wie viele sind ihrer jetzt dort im Ganzen?" wandte er sich fragend an den Missionär.

„Es sind ihrer Sieben," entgegnete dieser.

„Bewaffnet?"

„Versteht sich! Wer würde unbewaffnet die Taiga betreten."

„Dann taugt unser Plan nichts, unserer sind zu wenig, denn auf die Burjaten kann man sich nicht verlassen; sie laufen beim ersten Schusse davon. Uns können nur Kühnheit und List helfen."

„Rechnet auch auf mich!" rief der Missionär. „So viel ich kann, helfe ich zur Rettung unseres armen Gefangenen mit."

„Und ich gehe auch mit euch!" ertönte entschlossen Eugenie Nikolajewna's Stimme.

„Du? Du willst mit uns gehen? Das ist doch Wahnsinn!" rief Skuratow.

„Gewiß gehe ich! Dann sind noch ein Kosak und zwei Burjaten hier, denn wozu sollten sie denn hier bleiben? Sie aber sind auch immerhin eine Verstärkung," entgegnete das kühne Mädchen.

Schnell wurden die Vorbereitungen zum Aufbruch beendigt. Das Zelt wurde abgenommen und zusammengelegt, die Lastpferde wurden bepackt und nach Verlauf kaum einer halben Stunde ordnete sich der Zug.

Es wurde bestimmt, wer reiten sollte, so lange dies noch der Weg erlaubte,— dann sollten die Pferde zurückbleiben und der übrige Weg zu Fuß gemacht werden.

„Wir müssen eilen," trieb der Missionär, „aller Wahrscheinlichkeit nach müssen die Räuber bei Tagesgrauen aufbrechen und sie schleppen dann Ludow in den „Adlerhorst" mit.

Eugenie Nikolajewna war ruhiger geworden. Der Gedanke, daß sie nun Ludow sehen, daß er ihr nun vielleicht zurückgegeben werden sollte, wirkte wohlthätig auf sie. „O, wie werde ich ihn jetzt lieben! Von jetzt an verlasse ich ihn nie!" sprach sie zu sich selbst.

Sie ritt durch die Lichtung; die Männer gingen alle zu Fuß. Der steinige Weg führte über den Gipfel des Sokondo, den sie übersteigen mußten, um das gleichnamige Thal zu erreichen.

Ungeachtet der schweren Gedanken, die alle Wanderer bewegten, mußten sie doch die schöne Gebirgslandschaft bewundern, die alle Wanderer bewegten, mußten sie doch die schöne Gebirgslandschaft bewundern, die sich, je höher sie stiegen, desto weiter und reicher vor ihren Augen entrollte.

Trotz der möglichst eilenden Wanderung war es doch bereits fünf Uhr Nachmittags geworden, als sie das Flußufer in der Thalsohle erreichten.

Menschen und Pferde waren so erschöpft, daß eine, wenn auch kurze Rast zur Nothwendigkeit geworden war; es wurde also am Flusse Halt gemacht, da hier auch die Pferde getränkt werden konnten, die, abgesattelt, gierig grasten.

Eugenie Nikolajewna konnte diesen Aufenthalt kaum ertragen; ihr schien es, als ob jede Minute das Verderben Ludow's herbeiführen müßte. Mehrere Male wiederholte Iswolskij ihr sein Gelöbniß, Ludow zu retten, und beruhigte sie von Neuem.

„In einer Stunde geht's weiter," bemerkte Skuratow.

„Natürlich zu Fuß, und die Burjaten müssen zurückbleiben, weil sie mit ihrer Feigheit uns nur schaden können."

„Dann sind wir mit dem Kosaken nur Vier—unsere Gegner aber Acht—ein zu ungleicher Kampf."

„Wollen Sie sich denn in einen offenen Kampf einlassen?"

Gewiß! Wir müssen doch in jedem Falle Ludow retten....."

„Dazu brauchen wir List; aber keine Gewalt; Gewalt kann hier nicht helfen...... Die Sträflinge sind tapfer, und verstehen es, sich ihrer Haut zu wehren."

„Und was haben Sie für uns ausgesonnen?" fragte Skuratow.

„Mein Plan ist folgender: Wir lassen die Pferde und Burjaten hier, gehen nur mit dem Kosaken und dem Lama längs dem Sokondo bis zum Vorposten, doch setzen wir erst, wenn es völlig dunkel ist, über den Fluß........ Wenn Jene schlafen, stehlen wir Ludow. Freilich erwachen sie, so ist ein Kampf unvermeidlich; dann sind sie aber von uns überfallen und deshalb dürfen wir doch auf Erfolg rechnen."

Eugenie Nikolajewna lauschte erregt Iswolskijs Worten.

„Ich trenne mich nicht von euch," sagte sie, ihren Blick flehend auf Iswolskij heftend.

„Wie sie ihn liebt!" dachte Iswolskij, ihr in das sprechende Auge schauend, und ein bitteres Gefühl durchzog seine Seele.

„Sie können uns bis zur Stelle, wo wir übersetzen, begleiten — aber Sie bleiben auf dieser Seite des Flusses, während wir unseren Ausfall machen."

Dankbar drückte sie ihm die Hand. „Lieber, Guter!" hätte sie sagen mögen.

Der Missionär wie Skuratow billigten den Plan Iswolskij's durchaus, und nachdem schnell gespeist worden, wanderte man längs dem Flusse dem Vorposten der Räuber zu. Die Vorhut bildete der Lama, da er Wegweiser war. Alle waren mit Flinten und Revolvern bewaffnet; sogar Eugenie Nikolajewna trug letzteren für den Fall, daß sie sich selbst beschützen müßte.

Nächtliches Scharmützel.

Die Wolken eilten wie ein welliges, langgezogenes Band am Himmel dahin, bald dem Monde es vergönnend, die Erde zu schauen, bald sich als dichter Schleier zwischen Beide legend. Es war gegen Mitternacht. Der Kukuk rief nicht mehr, aber es ertönte schon das herzzerreißende Lachen der Eule, von Schluchzen unterbrochen; das ist in der Taiga ein sicheres Zeichen, daß die Mitternacht herannaht.

Ludow horchte unterdessen den Tönen der Nacht, von Eugenie Nicolajewna träumend. Er fühlte sich wohler, ja frischer. Plötzlich traf ein leises Geräusch sein Ohr, wie ein Plätschern am jenseitigen Ufer des Sokondo. Er horchte auf — ein Schatten glitt heran und sah ihm in's Gesicht.

Er erkannte seinen alten Freund, den Lama. Der auf die Lippen gepreßte Finger gebot ihm Schweigen. Ebenso schnell, wie er gekommen, verschwand der Lama wieder. Darauf ertönte am Ufer dreimal der Pfiff des Eichhörnchens. Am jenseitigen Ufer trennte sich eine dunkle Masse, ein schnell aus Stämmen zusammengebundenes Floß, vom Lande und schwamm herüber.

Ludow begriff jetzt, daß seine Freunde gekommen seien, um ihn zu retten; er aber war ja gefesselt und zu schwach, um ihnen entgegenzueilen.

Vier Männer stiegen an's Ufer und gingen leise auf die Gruppe der Schläfer zu; es waren Skuratow, Iswolskij, der Missionär und der Kosak; sie gingen schweigend, kaum vernehmbaren Trittes.

Vor Allem machten sie zwei Boote der Sträflinge flott und legten Ruder hinein; dann stießen sie das Floß in die Strömung zurück. Gelang es ihnen, Ludow zu den Booten zu tragen und den Strom zu gewinnen, so waren sie gerettet. Die Gegner, ihrer Boote beraubt, konnten sie dann nicht verfolgen.

Ludow sah darauf die Gestalten auf sich zukommen; sein Herz schlug heftiger in freudiger Erwartung. „Endlich naht mir Rettung!" murmelte der Unglückliche.

Der Missionär erreichte ihn zuerst und trennte mit einem Schnitt seines Messers die Fesseln.

Die Sträflinge schliefen fest; ihr gleichmäßiges Schnarchen tönte weit durch die Stille der Nacht.

Ludow wollte sich erheben, aber die Kräfte versagten; der Missionär hob ihn mit Hilfe des Kosaken auf und Beide trugen ihn mit vereinten Kräften vorsichtig zu den Booten; Skuratow und Iswolskij deckten, die Revolver bereit haltend, den kleinen Zug.

Unglücklicherweise berührte der Kosak den Fuß des schlafenden „Weiberfreundes." Dieser erwachte und schrie laut die Kameraden an, als er die Gruppe Fremder sah. Eine blitzschnelle Bewegung der mit dem Messer bewaffneten Hand des Lama machte ihn auf ewig verstummen.

Der Schrei aber hatte schon die Schläfer geweckt. Brüllend sprang der „Fuchsschwanz" auf, um die Flüchtlinge zu verfolgen; die übrigen Sträflinge stürzten hinter ihm drein.

Zum Glück waren die Flinten der Sträflinge nicht geladen; diese waren also nur auf kalte Waffen angewiesen. Die entscheidende Minute war angebrochen. In dem Moment, als der „Fuchsschwanz" die Flinte erhob, um mit dem Kolben Skuratow niederzuschmettern, traf ihn eine Kugel Iswolskij's in die Hand; die Büchse fiel zur Erde, und mit einem lauten Fluche ließ der „Fuchsschwanz" die zerschmetterte Rechte sinken.

Zwar waren ihm schon die übrigen Sträflinge zu Hilfe geeilt, aber die Flüchtlinge befanden sich bereits unter dem Schutze der Bäume, die sie deckten und ihnen die Vertheidigung erleichterten.

Einer der Sträflinge hatte seine Flinte geladen und gab Feuer; die Kugel zerschmetterte dem Kosaken die Schulter und unwillkürlich ließ dieser Ludow sinken, den er mit dem Missionär zusammen getragen hatte; Skuratow trat für ihn ein. Jetzt mußte Iswolskij allein den Rückzug gegen die sechs Angreifer decken. In der einen Hand den Revolver, in der anderen den Dolch, wich er langsam Schritt um Schritt zurück, damit hinlänglich Zeit gewonnen würde, Ludow in das Boot zu tragen. Der „Nagler" sprang auf ihn los, den Dolch gerade auf das Herz zückend, doch gelang es Iswolskij, den Stoß zu pariren und den Gegner mit einem Schuß niederzustrecken.

Sein Fall brachte die Angreifer für einige Minuten in Bestürzung, und so gelang es den Flüchtlingen, die Boote fast zu erreichen.

„Vorwärts!.... schießt auf sie!" brüllte der „Fuchsschwanz" wie besessen, da seine zerschmetterte Hand ihm die Möglichkeit benahm, selbst das Beispiel zu geben.

Durch sein Commando angefeuert, stürzten die Sträflinge vorwärts und schnitten den Flüchtlingen den Weg zu den Booten ab.

In diesem Augenblick eilte eine Gestalt dem Missionär zu Hilfe.

„Tummler", bist Du es?" fragte dieser.

„Ich, und ich helfe Euch, ihn retten", ertönte die Antwort.

Er übte Verrath an den Seinen um Ludow's willen.

Jetzt war Skuratow frei, der „Tummler" vertrat ihn.

Mit Iswolskij zusammen drang jetzt Skuratow auf die Gegner ein, und mit einigen wohlgezielten Schüssen hatte er den Weg zu den Booten frei gemacht.

Wohl waren jetzt die Fahrzeuge erreicht, aber die Sträflinge waren nur um wenige Schritte von den Flüchtlingen getrennt. Schnell wurde Ludow in's Boot gelegt; der Missionär und der „Tummler" sprangen eiligst hinein und stießen ab. Skuratow sprang in das andere Boot, aber Iswolskij deckte noch am Ufer den Rückzug. Der „Verfluchte" hatte sich an ihn von hinten herangeschlichen und stieß ihn den Dolch in den Rücken; instinctmäßig machte Iswolskij noch zwei Schritte rückwärts und schoß; der „Verfluchte" fiel, aber zugleich sank auch Iswolskij blutübergossen in Skuratow's Arm. Jetzt waren die Verfolger nur noch zwei Schritt vom Boote; doch gelang es Skuratow, abzustoßen und den Strom zu gewinnen.

Einige Kugeln flogen ihnen nach, aber zu spät hatten die Sträflinge zu den Gewehren gegriffen; die Dunkelheit der Nacht und der Vorsprung, welchen die Flüchtlinge während des Ladens der Gewehre gewonnen, machten ein Zielen unmöglich, und unschädlich pfiffen die Kugeln an den Flüchtlingen vorüber.

Vom Ufer tönten laute Flüche herüber.

„Frohlockt nicht, verfluchtes Herrengesindel! Der „Fuchsschwanz" wird sich an Euch rächen, und Du, „Tummler", mußt und wirst den Tod für Deinen Verrath erleiden!" rief der „Fuchsschwanz" in ohnmächtigem Zorne.

Jetzt erst kam Skuratow dazu, Iswolskij Aufmerksamkeit zu schenken.

Dieser lag bewegungslos auf dem Boden des Bootes; in breiten Strömen floß das Blut aus seiner Wunde, Skuratow legte ihm die Hand auf die Brust, das Herz schlug noch.

„Gott sei gelobt! Er lebt noch!" flüsterte er, den Verwundeten in eine bequemere Lage bringend.

Schon hatten die Boote das jenseitige Ufer erreicht, wo Eugenie Nikolajewna in fürchterlicher Aufregung der Rückkehr der kleinen Schaar wartete. Sie hatte das Geschrei, die Schüsse gehört, und ihr Herz krampfte sich in entsetzlicher Furcht zusammen.

Ludow's Boot erreichte zuerst das Ufer. Eugenie Nikolajewna stürzte sich auf dasselbe hin, und in dieser heftigen Bewegung sprach sich all' die Furcht und Qual aus, die sie in den letzten Tagen erfüllt hatten. Gleich darauf landete das zweite Boot, aus welchem Skuratow mit Hilfe des Lama's den verwundeten Iswolskij trug.

„Was ist das?" rief, von Entsetzen erfüllt, Eugenie Nikolajewna und beugte sich über den leblosen Körper.

„Er ist schwer verwundet", sagte Skuratow.

Sie fühlte einen Stich durch das Herz. „Er opferte sich für mich!" dachte das Mädchen, unwillkürlich des Augenblicks gedenkend, als er ihr geschworen, Ludow zu retten. Vom plötzlichen Impuls getrieben, beugte sie sich über Iswolskij und küßte ihm die Hand.

Es schien, als ob diese Berührung ihm das Bewußtsein zurückgebe; er öffnete die Augen, die sich aber gleich wieder schlossen. Thränen erstickten Eugenie Nikolajewna's Stimme! „Lieber! Guter! Ich will, daß Du lebst!" flüsterte sie unhörbar....

Unterdessen untersuchten der Missionär und der Lama die Wunde; der Dolch war am Schulterblatt, wie es schien, tief eingedrungen. Schnell wurde ein Nothverband angelegt, der Verwundete in ein Boot getragen, in welchem nun Alle Platz nahmen und den Sokondo hinabschwammen. Zum Glück deckte dichter Morgennebel den Fluß, denn lange noch tönten die drohenden Rufe der Sträflinge ihnen nach. In einer Stunde war der Halteplatz erreicht, und bei Tagesanbruch machte sich nun die ganze Karawane wieder zum alten Lagerplatz am Chala-See auf, der gegen Mittag erreicht wurde.

Eine lebenspendende Wurzel.

Die Lage unserer Goldsucher war nach den eben geschilderten Ereignissen eine recht traurige. Iswolskij lag bewußtlos darnieder; sein Leben schwebte sogar in äußerster Gefahr. Ludow war so schwach, daß er sich nicht rühren konnte. Der Kosak war schwer verwundet. Skuratow war allein übrig geblieben und hatte nun für Alles allein zu sorgen.

Anfangs wollte er die Burjatenplätze am Onon oder das Kloster Mangut erreichen, aber er mußte es aufgeben, denn Iswolskij hätte die Mühseligkeiten des Weges nicht ertragen, da selbst die geringste Bewegung seine Wunde reizte und ihm unerträgliche Schmerzen verursachte; dann brauchte auch Ludow noch absolute Ruhe.

Nachdem Skuratow mit dem Missionär Rath gepflogen, wurde beschlossen, im Lager zu bleiben, bis Iswolskij genesen und, um keine Zeit zu verlieren, derweilen die Untersuchung des Bodens auf Goldgehalt vorzunehmen.

Da der Missionär wußte, daß der „Fuchsschwanz" verwundet und der „Verfluchte" getödtet war, glaubte er, daß die Räuber im Augenblick sich kaum entschließen würden, das Lager zu überfallen, wogegen aber noch für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln getroffen werden sollten.

Er entschloß sich, bis zur Genesung Iswolskij's im Lager zu bleiben; zu hoch schätzte er den alten treuen Freund, der jetzt der Pflege zu sehr bedurfte.

Das Lager wurde befestigt, indem man es von allen Seiten mit einem hohen Wall von Cedernstämmen umgab; außerdem wurden beständige Wachtposten organisirt, über welche der Lama das Commando erhielt, da er sich ebenso kühn wie umsichtig gezeigt hatte. Iswolskij wurde in einem Zelt gebettet, und da bei den Mongolen jeder Lama zugleich Arzt ist, übernahm unser Lama auch hier die Pflichten des Arztes. Er fand bei näherer Untersuchung Iswolskij's Wunde zwar äußerst gefährlich, erklärte jedoch einen glücklichen Ausgang noch immer für möglich.

Iswolskij lag in heftigen Fieberphantasien. Eugenie Nikolajewna pflegte ihn und wich nicht von seiner Seite.

Jetzt, wo das Schicksal Ludow's sie nicht mehr beunruhigte, dachte sie seiner auch weniger, wogegen die heldenmüthige Uneigennützigkeit Iswolskij's ihr nicht aus dem Sinn wollte.

Ludow, wie durch ein Wunder gerettet, erholte sich bald merklich, doch nahmen seine Beziehungen zu Eugenie Nikolajewna einen eigenthümlichen Charakter an. Er glaubte, die letzten Ereignisse müßten sie Beide einander näher gebracht haben, jetzt aber schien es ihm, als ob das geliebte Mädchen sich ferner von ihm hielte, als je, obschon ihre Beziehungen zu ihm augenscheinlich den früheren freundschaftlichen Charakter bewahrt hatten.

Er sagte ihr, daß er in seinen Fieberphantasien nur immer sie vor sich gesehen und immer ihrer gedacht habe....

„Dachten Sie aber auch stets meiner?" fragte er.

„Was meinen Sie?" erwiderte das Mädchen ausweichend. Und als er ihr immer noch von seinen Gefühlen sprach, sagte sie mit herbem Tone, auf den hilflos daliegenden Iswolskij blickend:

„Fühlen Sie denn nicht, daß hier nicht der Ort ist, diese Dinge zu erörtern?"

Seit jener Zeit wagte Ludow es nicht mehr, ihr von seinen Gefühlen zu sprechen.

Erst am dritten Tage kam Iswolskij wieder zum Bewußtsein, er öffnete die Augen und lächelte, als er den freundlichtheilnahmsvollen Blick Eugenie Nikolajewna's auf sich ruhen sah.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte sie freudig bewegt.

„Sie sind mein guter Engel!"....... Mir ist unendlich wohl......." konnte er nur sagen und verfiel auf's Neue in Bewußtlosigkeit —.

Unterdessen hatte Skuratow seine Bodenuntersuchungen begonnen; es waren bereits mehrere Schurfen gegraben, in der Tiefe von zwei Arschin begann der Boden stark goldhaltig zu werden, doch hinderte das eindringende Wasser genauere Untersuchungen und Pumpen waren nicht vorhanden, um das Wasser zu entfernen.

Die Burjaten erwiesen sich als tüchtige Arbeiter, und allmälig konnte die Ausdehnung des goldhaltigen Bodens bestimmt werden, doch reichte der Gehalt noch lange nicht an die im Document angegebenen Reichthümer heran. Die Untersuchungen wurden nach der in Sibirien allgemein angenommenen Art und Weise gemacht.

Der Lama hatte unterdessen Iswolskij eifrig seine ärztliche Pflege gewidmet; für innerlichen Gebrauch hatte er ihm eine Mixtur bereitet, auf die Wunde wurden gekaute Wurzeln gelegt, trotz aller Pflege war aber Iswolskij fast beständig bewußtlos, so sehr hatte ihn der starke Blutverlust geschwächt! In den langen Nächten, die Eugenie Nikolajewna trotz Protestes ihres Bruders sowie Ludow's, an seinem Lager durchwacht, hatte sie oft seine Fieberphantasien, stets sprach er mit Emphase von ihr, von Ludow und wünschte ihr das vollste Glück...... zusammenhanglose Worte verriethen ihr, welch' tiefes Gefühl er für sie hege —

Am achten Tage der Krankheit sanken plötzlich Puls und Kräfte des Kranken; als er erwachte, bat er den Missionär, ihm aus dem Evangelium vorzulesen, horchte aufmerksam zu und sagte, als der Missionär geendet, ruhig:

„Ich fühle, es geht zu Ende. Die Kräfte verlassen mich ganz und gar."

Diese Worte erschütterten sichtbar Alle. Eugenie Nikolajewne weinte still vor sich hin......Der Lama war mit einemmal verschwunden; lautlos hatte er den Sterbenden verlassen, und Niemand konnte sich erklären, weshalb er das gethan. Es wurde Nacht. Nach anhaltenden Schmerzen, die ihn laut stöhnen machten, schien Iswolskij endlich sanft einzuschlafen. Eugenie Nikolajewna saß neben ihm und schaute ihm gramerfüllt in's schöne Gesicht, das jetzt Leichenblässe deckte.

Stille war es im Zelt; von draußen tönte nur das geheimnißvolle Geräusch des Waldes herein.... weit, weit irgendwo ließ eine Eule ihr Lachen erschallen. — Von Zeit zu Zeit that der Kranke einen tieferen Athemzug, entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Plötzlich sah Eugenie Nikolajewna seine Augen sich öffnen, sie mit einem ungewohnten Blicke anschauen, doch zeugte dieser Blick von zurückgekehrtem Bewußtsein.

„Eugenie Nikolajewna!" tönte es plötzlich von Iswolskij's Lippen.

Sie trat näher an ihn heran; mit den Augen winkte er ihr zu seinem Kopfkissen.

„Ich sterbe morgen....", sprach er leise. „Es ist schwer zu sterben......ich bin fünfunddreißig Jahre alt und habe Niemand im Leben geliebt, außer...... Sie wissen......Jetzt bitte ich Sie, Theure......Gott! Es ist ja die Bitte eines Sterbenden......o küssen Sie mich nur ein einzigesmal...... Der Kuß geleite mich in's Grab......"

Seine Stimme versagte. Das junge Mädchen beugte sich über ihn und küßte ihm die Lippen, sie erschienen ihr sengend heiß. Wohl wußte sie, daß dies der letzte Kuß eines Sterbenden gewesen, und doch färbte heiße Röthe ihr Gesicht ......ein neues, bisher nie geahntes Gefühl durchzog sie.

„Habt Dank! flüsterte der Kranke und schloß wieder die Augen.

Thränen- und lautlos saß sie die ganze Nacht an seinem Lager; ihr Auge schloß sich nicht.

Gegen Morgen wurde der Puls noch schwächer; er lag bleich, unbeweglich— der Tod war nahe, unausbleiblich. Alle standen zu Häupten Iswolskij's, schwere, trübe Gedanken in der Seele bewegend. So verlosch ein Leben, das noch wenige Tage zurück, so große physische wie psychische Kräfte gezeigt.

Laut und vernehmlich las der Missionär das Evangelium, nachdem er dem Sterbenden das Crucifix auf die Brust gelegt. Auf einmal tönte lautes Hundegebell, Alle schreckten auf, vom Walde her sah man den Lama eiligen Schrittes kommen, schon von Weitem rief er etwas entgegen.

„Lebt der Freund des Lama noch?" entrang sich endlich der athemlosen Brust.

Der Missionär wies mit dem Haupte auf den Kranken hin.

Der Lama stand schon neben ihm.

„Er lebt!" jubelte er laut auf, einen tollen Freudensprung machend, „er lebt und wird am Leben bleiben. Der Lama war im Dazan (Kloster) Mangut und hat die lebenspendende Wurzel gebracht."

Er zog ein kleines ledernes Säckchen aus dem Busen und schwenkte es triumphirend in der Luft.

Erstaunt, doch hoffnungslos schauten die Versammelten den Lama an.

Dieser aber ergriff, ohne Zeit zu verlieren, ein Glas, schüttete etwas Pulver hinein, rührte es mit Wasser an und brachte es Iswolskij, dessen Brust sich schwer hob und senkte, während der Athem einem Pfeifen glich; der Lama öffnete ihm die krampfhaft geschlossenen Zähne, goß die Medicin dem Kranken in den Mund, der sie auch mechanisch hinunterschluckte.

„Jetzt wird der brave Freund des Lama auch am Leben bleiben", sagte der Lama voll Ueberzeugung und schaute Iswolskij zufrieden an.

Regungslos hatte die durch diese Scene überraschte Gesellschaft ihm zugesehen und zugehört, denn Alle waren davon überzeugt, daß die letzte Stunde Iswolskij's gekommen sei.

Doch ein Wunder geschah. Das Athmen des Kranken wurde leichter, er schien in tiefen, gesunden Schlaf zu verfallen, gegen Abend trat Transspiration ein, und am anderen Tage erwachte er aus seiner Besinnungslosigkeit.

Eugenie Nikolajewna war unendlich glücklich. Sie wollte es zuerst kaum glauben, daß der Tod sich sein Opfer entschlüpfen ließ. Nur der Lama zeigte keine Verwunderung.

„Es ist die lebenspendende Wurzel Dgen-Tschen", sagte er ruhig, „sie heilt jeden Kranken, nur Todte kann sie nicht wieder zum Leben erwecken."

In der Medicin der Buddhisten spielt die Wurzel Dgen-Tschen eine große Rolle. Die Pflanze Dgen-Tschen findet sich selten und nur in der südlichen Mandschurei und im Ussuri-Lande bis zum 47. Grad nördlicher Breite. Als köstliche Gabe hütet die Natur eifersüchtig diese Pflanze, sie wächst nur in tiefen, wilden Abgründen, in welche nie die Strahlen der Sonne dringen und kann daher auch nur mit Lebensgefahr erlangt werden. Der fabelhafte Preis der Wurzel dieser Pflanze (nach dem französischen Missionär Vernon wird ein Pfund derselben gern mit 50,000 Fr. bezahlt) treibt das arme Volk, sie überall zu suchen.

Ein Monat war vergangen. Iswolskij hatte sich vollständig erholt; er fühlte wieder die alten Kräfte in sich, und die überstandene Krankheit war vergessen. Durch sein Krankenlager war er Eugenie Nikolajewna näher getreten, und jetzt verbrachte er ganze Tage in ihrer Gesellschaft. Die Episode seines halben Liebesgeständnisses erschien ihm wie ein Traum—auch sie gedachte derselben wie der Phantasie eines Fieberkranken und suchte sie zu vergessen.

Auch Ludow war vollkommen hergestellt und bewachte jetzt eifersüchtig Eugenie Nikolajewna, da sie ihm zu viel Interesse für den früheren Pflegling behalten zu haben schien.

Skuratow führte seine Untersuchungen fort und war mit den Resultaten derselben äußerst zufrieden; er fand unter Anderem ein Stück gediegenen Goldes von einem Pfund Gewicht, und das gab ihm Hoffnung, endlich doch noch auf reiche Goldlager zu stoßen.

Der „Tummler", der bei den Goldsuchern geblieben, wurde ihm ein anstelliger, eifriger Gehilfe; er leitete die Burjaten an und arbeitete ihnen vor, doch dachte er stets mit stillem Entsetzen, was ihm der „Fuchsschwanz" versprochen. Er hatte für Ludow ungemeine Anhänglichkeit und wich fast nie von seiner Seite.

Der Missionär, der mit Allen bekannt geworden, verließ die Gesellschaft jetzt, versprach aber, sie bald wieder zu besuchen.

Iswolskij fühlte sich nach überstandener Krankheit wie neu geboren. Nachdem er dem Tod so nahe in's Auge geblickt, hatte das Leben, die Welt keinen neuen Werth für ihn gewonnen.

Ludow verfolgte jetzt voll Eifersucht die Beziehungen Iswolskij's zu Eugenie Nikolajewna und dabei erwuchs in seiner Seele ein feindliches Gefühl gegen seinen Lebensretter; Eugenie Nikolajewna konnte das nicht verborgen bleiben, aber sie vermochte es nicht, sich den Grund dieser Wandlung zu erklären.

Ein Tag ließ diese Beziehungen deutlich hervortreten; Ludow begegnete einige Tage später, von der Jagd heimkehrend, Eugenie Nikolajewna.

„Haben Sie die Zeit angenehm verbracht?" fragte sie ihn.

„O ja! Ihnen freilich brauche ich nicht mit gleichen Fragen zu begegnen, da ich es zu gut weiß, daß Sie mit diesem Chamäleon von Polen sich nicht langweilen können," entgegnete er mit höhnischem Lächeln.

Brennendes Roth übergoß Eugenie Nikolajewna's schönes Gesicht.

„Pfui! Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, Pawel Wassiljewitsch," sagte sie erregt, „Sie scheinen zu vergessen, daß der Mann, von dem Sie sprechen, Ihnen das Leben gerettet hat."

„Leider ist es wahr...... ich würde aber einen hohen Preis zahlen, um das ungeschehen zu machen, doch, meine Worte scheinen Ihnen unangenehm zu sein?......"

„Um Ihretwillen, ja! — es schmerzt mich, hören zu müssen, wie ungerecht Sie gegen einen wirklich braven Menschen sind."

„Ich weiß, daß Sie jederzeit bereit sind, ihn zu vertheidigen, und darum will ich über ihn nichts weiter sagen."

Damit war das Gespräch abgeschlossen.

Iswolskij mußte wohl die Erkaltung Ludow's gegen ihn bemerken, legte aber kein Gewicht darauf. In seinen Beziehungen zu Eugenie Nikolajewna änderte sich nichts. Sie erschien ihm unerreichbar hoch und er war bereit, sein Leben für sie zu lassen; den Gedanken, daß er sie liebe, ließ er nicht in sich aufkommen, und liebte er sie, so wußt er es selbst noch nicht.

Geheimnißvoller Raub.

Zwei Monate bereits hatten unsere Goldsucher am Chala-See zugebracht; das Lager hatte bereits das Aussehen einer Ansiedlung gewonnen. In der Mitte desselben stand ein Häuschen, welches Eugenie Nikolajewna bewohnte; dort versammelte sich allabendlich die kleine Gesellschaft, um Erlebnisse und neue Pläne beim Thee zu besprechen.

Rechts und links vom Häuschen waren Zelte aufgeschlagen; in dem einen schliefen Skuratow und Iswolskij, in dem anderen Ludow und der Missionär, oder in dessen Abwesenheit der „Tummler", welcher sich eng an Ludow geschlossen hatte. Weiterhin war ein luftiges Fichtenrindenhaus für die burjatischen Arbeiter errichtet. Ein fester Zaun aus dicken Stämmen umgab, als sicherer Wall gegen etwaige Angriffe das ganze Lager.

Wieder hatte sich die kleine Gesellschaft nach einem heißen Julitage bei Eugenie Nikolajewna versammelt. Skuratow war, ermuthigt durch die letzten reichen Erfolge seiner Untersuchungen, besonders heiter und ließ die Uebrigen gern an seinen Hoffnungen und Träumen theilnehmen. So mußte das Gespräch die Zukunft berühren.

„Es scheint, als würde uns reicher Erfolg," rief Skuratow, „der Boden wird immer goldhaltiger, und fortwährend stoßen wir auf größere Stücke gediegenen Goldes."

„Und finden Sie den Reichthum, welchen das Dokument Ihnen verheißt, was beginnen wir dann?"

Skuratow schwieg einige Minuten.

„In der That, ich weiß es eben selbst noch nicht, was ich dann beginne —— —— ist doch Gold die Hauptmacht heute, der Hauptmotor...... es öffnet uns alle Wege."

„Selbstverständlich ist's, daß Sie dann Sibirien verlassen?"

„Gewiß, doch nicht für immer. Das Leben, die Natur hier gefallen mir! —— aber würdest du zurückkehren?" wandte er sich an Ludow.

„Nein! Niemals! Die Natur habe ich hier zur Genüge bewundert — aber dieses Nomadenleben widert mich mit der Zeit an."

„Wie können Sie das sagen, wo hier das Leben so reich, so mannigfaltig, wo die Natur so herrlich?"

„Keinen Augenblick bedaure ich es, hierhergekommen zu sein," warf Eugenie ein.

Ludow's Auge schien sie durchdringen zu wollen, so prüfend ruhte es einen Moment auf ihr, um ihre geheimen Gedanken zu entziffern.

„Das Zusammensein mit diesem Polen ist ihr das Anziehende," fuhr es durch sein Hirn und sein Blick wandte sich haßerfüllt auf Iswolskij.

Erst spät trennte sich die Gesellschaft; Jeder suchte seine Ruhestätte auf und still ward es im Lager. Ludow warf sich, unausgekleidet, in seinem Zelte auf die Bärenfelle, die sein Bett waren. Sein Zeltcollege, der „Tummler" schlief noch nicht; er hatte ihn erwartet. Zu mächtig war in dem Naturburschen das Bedürfniß geworden, die Abende mit Ludow zu verplaudern; was er brachte, waren stets Erinnerungen an sein melodienreiches Heimathland, die Ukraine in Klein-Rußland.

Ludow war heute so erregt, daß er lange nicht einschlafen konnte; das Gespräch mit dem „Tummler" dehnte sich aus, und endlich fragte er ihn, wie er als Sträfling nach Sibirien gekommen sei.

Als ich dreizehn Jahre alt war, eben nur lesen und schreiben gelernt hatte," erzählte der „Tummler", „nahm mich mein Vater, ein Stoff- und Galanteriewaaren-Händler, in seine Bude — die Elle wurde mein Rüstzeug — ich sollte dem Vater helfen! Wie traurig war die Zeit. Ich messe, wäge nur und suche, den Käufer auf jede Weise zu betrügen. Das war ja unsere ganze Weisheit: Betrügst du nicht, so wirst du nichts los. Ich wollte mich trennen, trennen um jeden Preis. Kam ein Schüler in unsere Bude, um etwas zu kaufen, Papier, einen Bleistift—ich beneidete ihn stets. Auf das Lesen war ich versessen, am liebsten Romane, aber sie mußten schauervoll sein, mit Liebe, Geheimnissen und Mord....... Bekam ich solch' einen Roman, so merkte ich es nicht, wenn ein Käufer in die Bude trat.

So gingen Jahre hin; ich wurde Jüngling, hatte das Kaufmannshandwerk gründlich inne, hatte schon selbst Geschäfte gemacht—freilich ohne Wissen und gegen den Vortheil meines Vaters —war er doch Kaufmann und gab mir nichts — sollte ich doch Kaufmann werden—mußte ich doch Alles treiben, wie es der Vater einst getrieben — er schalt nicht den Betrug, wenn er nur gewandt vollführt wurde. Wo Geld ist, kommen auch Freunde, und wo Freunde sich versammeln, giebt es fröhliche Feste; was hat der Kommis denn Anderes, als am Feiertage das gestohlene Geld zu verprassen, bei Wein und ..... den ganzen Tag hinter der Lette stehen, Abends in's Gasthaus und dort — ja — die Nacht verbracht; so ging es täglich! Anfangs sagte der Vater nichts; wie Alles, mußte der Sohn auch das Prassen lernen; das gehört ja mit zum Handwerk. Freilich mußte er am anderen Tage munter sein, damit er nicht der Betrogene werde. Später aber, als wir Nacht für Nacht nicht nach Hause gingen, wurde es dem Vater zu viel; er ermahnte mich, drohte mir. Ich gehorchte nicht. Damals war ich einundzwanzig Jahre alt. Einst kamen wir gegen 6 Uhr Morgens von fröhlicher Kneiperei nach Hause; Mein Weg führte durch Gärten—Mai war's—die Fruchtbäume standen wie schneeübergossen in Blüthe. Ich gehe meines Weges und siehe: unter einem Apfelbaum sitzt ein Mädchen, näht ein Handtuch aus und singt dazu: „Geiza, du darfst mir nicht nahen." — Schön war das Mädchen, hoch, schwarzäugig, so hell die Stimme.... Gräser und Blumen umgaben sie und über sie schüttelte der Apfelbaum seinen Blüthenschmuck aus. Ich bleibe wie gebannt stehen und schaue sie an: sie erblickt mich, lacht hell auf und läuft davon.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein's nach dem Ander'n. „Marie, warum haben Sie die Fensterscheiben noch nicht geputzt?"—„Madamken, erst Ich, dann die Scheiben!"

Eine Schwiegermutter.

Skizze von O. Anderson.

Dieser Ball, dieser Ball! Ja, der hatte ihre ganze kleine Welt aus den Fugen gebracht!

Sie hatte gejubelt und gesprungen, getanzt und gesungen, nur bei dem Gedanken daran, und dann wieder hatte sie sich vor der Mutter auf die Knie geworfen und gefragt, ob es nicht im Grunde Unrecht sei, sie einen ganzen Abend allein zu lassen, nur um ihrem Vergnügen nachzugehen. — Und schließlich war der Augenblick gekommen, wo sie den großen, in hellem Kerzenschimmer erstrahlenden Ballsaal betrat, und sie hatte getanzt und gelacht und war fröhlich gewesen mit den Fröhlichen, und schließlich hatte ihr Kotillontänzer sie an den Wagen geführt, hatte ihr die Hand zum Abschiede ehrfurchtsvoll geküßt und sie gefragt, ob er es wohl wagen dürfe, ihrer Frau Mutter einen Besuch abzustatten.

Und nun lag sie in ihrem weichem Bett und träumte, daß sie noch im Ballsaale sei und daß er vor ihr stände und ihr eine Verbeugung machte; sie wollte sich eben erheben, um seiner Aufforderung Folge zu leisten, als plötzlich das Licht der Kerzen im Ballsaal sich in bleichen Schein des Morgenlichts verwandelte; sie schlug die Augen auf und schaute in das liebevoll lächelnde Antlitz der Mutter.

Und dann vergingen einige Tage, die sie wie im Traum dahinlebte. Sie kannte sich selbst nicht wieder, ihr einförmiges Dasein hatte Leben und Farbe gewonnen.

Eines Vormittags schellte es ganz leise, — Agnes erröthete, sie wußte, daß er es sein mußte.

„Aber so öffne doch, Kind,“ sagte die Mutter.

Agnes erhob sich hastig, ließ aber ihre Näharbeit fallen und bückte sich, um sie aufzunehmen. Da ging die Mutter hinaus und öffnete.

Er war es wirklich.

Und er saß da und sprach, er war in ihrem Zimmer, — wie sonderbar war das!

Während er mit der Mutter redete, schaute sie verstohlen zu ihm hinüber, als wolle sie sich jetzt erst so recht davon überzeugen, wie er eigentlich aussah.

Mit der Unterhaltung ging es nicht so ungezwungen wie auf dem Balle, es war gar nicht leicht, denn im Grunde wußten sie alle Drei nicht, was sie sagen sollten.

Schließlich fiel sein Auge auf ein Bild an der Wand.

„Welch schönes Bild Sie dort haben!“ rief er aus, auf eine alte Radirung zeigend, die eine Wirthsstube darstellte. Im Vordergrunde saß ein alter Mann, dem Beschauer halb mit dem Rücken zugewendet, und spielte Violine, die anderen im Zimmer Befindlichen lauschten seinen Tönen.

„Ist das nicht amüsant?“ fragte sie.

„Aber das ist ja ein Ostade!“ rief er aus.

„Ein Ostade?“

„Ja, das Bild stammt von dem alten holländischen Künstler, der im 17. Jahrhundert lebte, es ist ein Schatz, Fräulein Kaas. Der Alte ist unübertrefflich, wohl Niemand hat so viel Verständniß für das Volksleben gehabt, wie der alte holländische Maler, er kannte es aus- und inwendig.“

Und er fuhr fort zu sprechen, er entrollte den beiden horchenden Frauen ein Bild aus jener Zeit, er schilderte ihnen, wie die Leute sich damals kleideten, wie sie lebten und dachten; plötzlich schwieg er, ganz verlegen über die eigene Beredtsamkeit.

Er blickte auf die kleine Uhr, die so geschäftig an der Wand tickte, und sagte, das er jetzt gehen müsse; wenn die Damen es gestatteten, würde er aber gern ein anderes Mal wiederkommen und ihnen noch einige Bilder von demselben Künstler zeigen,

Frau Kaas antwortete, daß es ihr eine große Freude sein würde, und Agnes hatte ein Gefühl, als beginne erst jetzt ihr Leben.

Nachdem er gegangen war, saßen sie eine Weile schweigend da; sie hatten beide ihre eigenen Gedanken.

Endlich begann Agnes:

„Denke doch, Mutter, daß er vor mehr denn 200 Jahren gelebt hat!“

„Wer — mein Kind?“

„Der holländische Maler Ostade, von dem Herr Schmidt uns erzählte.“

„Ah so —“

„Herr Schmidt scheint sehr belesen zu sein, und er erzählt gut — findest Du das nicht auch?“

„Wie — Agnes?

„Aber Du hörst ja garnicht zu, Mutter! Weißt Du, was ich eigentlich finde?“

„Nun?“

„Ich finde, seit Herr Schmidt hier war, wissen wir mehr von dem alten Holländer, von ihm selber wissen wir aber garnichts.

Nun lachte auch Frau Kaas.

„Das waren auch gewiß bedeutendere Männer, Kind!“

Agnes schwieg einen Augenblick.

„Ja, aber sie hatten die schlimme Gewohnheit, ins Wirthshaus zu gehen,“ sagte Herr Schmidt, „und das thut er doch gewiß nicht.“

Die Mutter erwiderte nichts und Agnes betrachtete das Bild noch lange.

* * *

Zwei Wochen vergingen, und er kam nicht. In den ersten Tagen sprachen sie hin und wieder von ihm, dann aber schwieg Agnes, und die Mutter berührte das Thema nicht.

Als Agnes eines Morgens an einem Buchladen vorüberkam, blieb sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, stehen und betrachtete die ausgestellten Bücher und Kunstgegenstände. Da erblickte sie plötzlich eine Photographie des alten Bildes, das sie zu Hause hatte.

Und während sie noch dastand und in Beschauen versunken war, ertönte eine Stimme neben ihr: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein, guten Morgen!“ Sie wandte sich um und erblickte ihren jungen Freund.

Tief erröthend erwiderte sie seinen Gruß.

„Darf ich fragen, welchen Weg Sie gehen?“

Agnes nannte die Richtung und Herr Schmidt entgegnete:

„Das trifft sich ja gut, dann darf ich Sie vielleicht ein Stück Weges begleiten?“

Agnes warf unwillkürlich einen Blick auf das Bild — er sprach heute gar nicht von den alten Holländern, mit keinem Wort! — und als sie ihn dann wieder ansah, wurde er ganz roth.

„Wie herrlich das Wetter heute ist,“ sagte er hastig, „ach, Fräulein Agnes, Sie ahnen nicht, wie schwer es mir oft wird, bei so schönem Frühlingssonnenschein den lieben langen Tag bei den Rechnungsbüchern zu sitzen! Wenn Sie Zeit haben, könnten wir auch einen kleinen Umweg machen, ich möchte Ihnen gern das Bankgebäude zeigen, wo ich arbeite!“

Sie ging auf den Vorschlag ein und machte den kleinen Umweg.

„Dort an dem Fenster sitze ich,“ erklärte er.

„Aber das ist ja gar nicht so traurig, dort können Sie ja auch den Sonnenschein sehen,“ meinte sie.

„Ja, aber keine Blumen und keinen Baum!“ entgegnete er.

„Sehen wir Sie nicht bald einmal wieder bei uns?“ fragte sie, als sie ihr Ziel erreicht hatte.

„Ich komme bald,“ antwortete er.

„Auf Wiedersehen also!“

„Auf Wiedersehen und vielen Dank für den schönen Morgenspaziergang; ich hoffe, daß ich Sie nicht zu lange aufgehalten habe; wollen Sie, bitte,“ — er blickte vor sich nieder, „wollen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Mutter empfehlen?“

Schon am nächsten Tage kam er und brachte alle die alten Holländer mit; er sagte „Gnädige Frau“ und „Gnädiges Fräulein“ bei jedem dritten Wort, wußte eine Menge Jahreszahlen auswendig, legte auch gute geographische Kenntnisse an den Tag, erwähnte jedoch mit keinem Worte ihrer gestrigen Begegnung und empfahl sich, als er ging, auf das Höflichste.

Abermals verging eine Woche, ohne daß er kam, da konnte sie nicht länger widerstehen, sie machte sich eines Morgens abermals auf und schlug denselben Weg ein, auf welchem sie ihm damals begegnet war. Und wirklich, sie hatte sich nicht getäuscht, sie erblickte ihn bald auf der anderen Seite der Straße.

Freudig überrascht kam er zu ihr hinüber, und sie gingen eine Strecke nebeneinander her. Er glaubte, daß sie wieder dahin sollte, wohin er sie das erste Mal begleitet hatte, und sie folgte ihm widerstandslos.

Als sie bei dem Hause anlangten, machte er Halt, ganz befangen gab sie ihm die Hand, denn sie war ja gezwungen, auf sein Mißverständniß einzugehen. Als er sich entfernt hatte, lief sie die Treppe hinauf, blieb aber plötzlich stehen, stützte den Kopf gegen das Treppengeländer und weinte bitterlich.

Sie konnte nicht begreifen, weshalb er so ganz anders war, sobald er sich mit ihr allein befand, dann war er voller Luft und Leben; war er dagegen zu Hause bei der Mutter, so nahm er ein kühles, gemessenes Wesen an. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte.

Eines Tages kam er, als Agnes allein zu Hause war.

Er blieb stehen und schaute sich im Zimmer um, — Agnes mußte lächeln, — plötzlich sagte er:

„Sie haben so eine harmonische Häuslichkeit, Fräulein Agnes, ein wahres Heim!“

Agnes erröthete.

„Und diese Blumen!“ fuhr er fort. „Wie sie sich des Sonnenscheins freuen! Sie fühlen, wie gut sie es haben!“

Agnes schaute ihn an, er stand so frisch und froh vor ihr, wie sie ihn hier nie im Hause gesehen hatte.

Um sie her war alles still, sie hörte nur den Klang ihrer Stimme, — aller Unfriede, jedes Geräusch war erstorben — — plötzlich schlang er den Arm um ihre Taille, sie schmiegte den Kopf an seine Brust und schloß die Augen.

Da hob er ihren Kopf in die Höhe und küßte sie.

* * *

Als er gegangen war, stand sie noch lange in Gedanken versunken da; so recht kam sie erst wieder zur Besinnung, als sie die Schritte der Mutter auf der Treppe vernahm.

Frau Kaas sah es der Tochter sofort an, daß ihr etwas begegnet sein mußte.

„Ist hier Jemand gewesen?“ fragte sie. Agnes blickte erröthend nieder: „Herr Schmidt war hier.“

„Herr Schmidt —?“

Die Mutter schaute sie verwundert an, — das war ja nichts Ungewöhnliches — plötzlich aber wurde ihr der Zusammenhang klar.

„Agnes!“ rief sie aus. Agnes schaute noch immer zu Boden, dann aber warf sie sich um den Hals der Mutter:

„Mutter, Mutter, ich bin so glücklich.“

Frau Kaas preßte die Tochter fest an ihr Herz und sah sehr ernsthaft aus.

„Bist Du erzürnt?“ flüsterte Agnes.

„Nein, mein Kind!“ Sie strich mit der Hand über den Scheitel ihres Lieblings.

„Freust Du Dich denn nicht, Mutter?“

„Freilich freue ich mich, Agnes! Gott gebe, daß ihr glücklich mit einander werdet.“

„Aber Du sollst auch glücklich sein, Mutter, Du auch! In Zukunft werden wir alle Drei zusammen leben.“

Frau Kaas beugte sich hinab und küßte sie auf die Stirn, und Agnes sah nicht die Wehmuthsthräne, die ihr im Auge glänzte.

* * *

Agnes war selig bei dem Gedanken, daß fortan die Schranke, welche sich zwischen der Mutter und dem Geliebten befunden hatte, hinweggeräumt war, jetzt wurde sie ja auch seine Mutter, — nun lag kein Schatten mehr über ihrem Glück.

Aber darin irrte sie. Der Schatten wich nicht, im Gegentheil, er wuchs von Tag zu Tag. Ihr Verlobter war von ausgesuchter Höflichkeit gegen die Mutter, hielt sich ihr gegenüber aber stets zurück. Agnes merkte bald, daß er am liebsten mit ihr allein war, am liebsten mit ihr allein spazieren ging. Sie fühlte, daß die Mutter darunter litt, und that Alles, was in ihrer Macht lag, um die beiden geliebten Menschen zu einander zu führen.

Eines Abends, als sie vom Theater heimkehrte, glaubte sie zu bemerken, daß die Mutter geweint hatte, da beschloß sie denn, bei der nächsten Gelegenheit offen mit ihrem Verlobten über das zu reden, was ihr so sehr am Herzen lag.

An einem schönen Herbsttage kehrten die Beiden Arm in Arm von einem langen Spaziergange vor den Thoren der Stadt heim. Sie hatten wie gewöhnlich von ihrer Liebe gesprochen und die schönsten Luftschlösser gebaut. Plötzlich blieb er stehen und, mit der Hand auf eine wunderschöne, inmitten eines Gartens gelegene Villa zeigend, sagte er:

„Geliebte, dort möchte ich wohnen.“

Ihr Blick folgte dem seinen, dann entgegnete sie langsam: „Nein, mein Geschmack ist das nicht, mir würde es hier zu einsam sein.“

„Das ist ja gerade das Schönste dabei! So inmitten eines großen Gartens, den weiten Himmel über sich, in der Ferne das offene Meer — weit entfernt von dem elenden Getreibe der Menschen!“

Sie sah sich ganz verwundert nach ihm um: „Aber, Ludwig, findest Du denn das Leben nicht schön?“

„Wohl liebe ich das Leben, aber das Leben der Natur in seiner ganzen Fülle und Kraft, und dann können auch wohl hin und wieder schöne Gedanken in meiner Seele entstehen, von Zeit zu Zeit kann eine gute That gethan werden, aber das Leben im Allgemeinen —“

„Findest Du denn nichts Gutes an den Menschen, Ludwig?“

Er lachte höhnisch auf, so daß ihr ganz ängstlich zu Sinne wurde.

„An den Menschen? Nein, an denen finde ich nichts Gutes! Du kannst nur so reden, weil Du sie nicht kennst. Freilich gibt es Ausnahmen, aber die sind leider nur sehr selten. Wie schön könnte es hier auf Erden sein, wenn die Menschen sich entschließen könnten, sich um das Thun und Treiben ihrer Mitmenschen nicht zu kümmern.

„Aber ich verstehe Dich garnicht, bist Du denn ein solcher Menschenfeind?“

Er sah sie liebevoll an und sagte dann in herzlichem Tone:

„Es gibt in Dir keinen Gedanken, über den ich mich nicht freuen könnte. Ich will Dich lieben und hegen, Dir soll Niemand etwas zu Leide thun!“ Zärtlich drückte er ihren Arm an sich.

„Jetzt will ich Dir etwas erzählen,“ sagte er, langsam weiterschreitend. „Ich kannte einst eine unendlich glückliche Familie; das Zusammenleben zwischen den Eltern und den vier Kindern war so schön, wie man es sich nur denken kann; die Eltern hatten nur den einen Gedanken, daß ihre Kinder sowohl für sich selbst als für Andere so viel wie möglich werden möchten. Da erkrankte die Mutter und eine entfernte Verwandte kam zu ihnen ins Haus. Sie schloß sich dem Geist des Hauses an und vermied es sorgfältig, ein fremdes Element in dies glückliche Heim zu bringen. Der Zustand der Mutter verschlimmerte sich, es war klar, daß nur der Tod ihr Erlösung bringen konnte. Von dem Augenblick an beschließt die Verwandte, den Platz als Hausfrau einzunehmen, sobald er frei geworden ist, langsam und vorsichtig setzt sie ihren Plan ins Werk; als die Mutter nach zwei Jahren stirbt, nimmt sie ihren Platz ein. Ihre Pflichten aber übernimmt sie nicht: sie hat weder Liebe zu dem Manne, noch zu den vier mutterlosen Kindern, sie macht sich kein Gewissen daraus, mit plumper Hand in das Schicksal dieser Menschen eingegriffen zu haben. Ihren Gatten weiß sie vollständig zu beherrschen, zwischen ihr und den Kindern entsteht ein erbitterter Kampf, indem sich der Vater auf ihre Seite stellt. Die Kinder verlassen das Elternhaus und der Vater läßt sie ziehen, weil er sich wohl fühlt in ihren Banden. — Glaube mir, Agnes, so wie sie war, so sind viele weit mehr, als Du in Deiner Unschuld ahnst!“

Er ging in einen lebhaften, scherzenden Ton über:

„Und schau' die Allee hinab, fühle den berückenden Frieden in der Natur, und sage mir, ob Du die Menschen hier vermißt? Es ist weit besser, sich die Menschen zehn Schritte vom Leibe zu halten, denn die meisten leben doch nicht, um von einander zu lernen, um einander das Beste zu geben, was sie selber besitzen, sie leben nur, um zu verlangen, daß die Anderen sein sollen wie sie, deshalb spähen sie nach den Fehlern ihrer Mitmenschen und stellen sich selbst als Muster auf!“

Eine eigenartige Stimmung hatte sich des jungen Mädchens bemächtigt und zu Hause angelangt, konnte sie nicht umhin, der Mutter, die stets ihre Vertraute gewesen, ihr Herz auszuschütten.

„Glaubst Du nicht, Mutter, daß er es lernen wird, die Menschen wieder zu lieben?“ fragte sie.

„Ja, mein Herz, das glaube ich, Du wirst es ihn lehren.“

„Und dabei mußt Du mir helfen, geliebte Mutter!“

„Ich verspreche Dir, das Meine zu thun, mein Kind,“ erwiderte Frau Kaas mit eigenartiger Betonung.

* * *

„Ich will das Meine thun — —“

Frau Kaas hatte verstanden, was Agnes durchschaute, daß ihr Schwiegersohn seine eigene Geschichte erzählt hatte!

Sie hatte es ihm schon lange angemerkt, daß sich hinter seinem scheuen, verschlossenen Wesen ihr gegenüber bittere Lebenserfahrungen versteckten. Aber Frau Kaas war auch ganz besonders dazu befähigt, so etwas nachzufühlen, sie selber hatte ähnliche Erfahrungen gemacht!

Als sie sich verheirathete, zog ihre Schwiegermutter zu ihnen in's Haus, eine Dame mit großer Willenskraft und regem Schaffensdrang. Durch ihre übersprudelnde Kraft erstickte sie jeden anderen Willen, jeden anderen Gedanken in dem jungen Heim, es konnte kein Ineinanderleben stattfinden, das junge Paar konnte sich nicht gegenseitig kennen und verstehen lernen, ihre Ehe war in Folge dessen nur ein leeres Nebeneinanderleben.

Die Schwiegermutter starb und drei Jahre später starb auch ihr Mann. Eins aber hatte sie doch aus diesem vergeudeten Dasein gerettet: ihre Agnes und ein feines, wehmüthiges Verständniß dafür, was es sagen will, sein eigenes Leben nicht leben zu dürfen. Sie zog sich von jeglichem Verkehr zurück, sie hatte nur einen Gedanken: über alle die guten Anlagen in dem Charakter ihres Kindes zu wachen, es vor gedankenloser Beeinflußung zu bewahren.

Und dann war jener Ball gekommen, der ihrem Beisammenleben ein so plötzliches Ende gemacht

Sie sah, wie sich das Liebesverhältniß entwickelte, und sie wagte es nicht zu stören; eine namenlose Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Als sie merkte, daß sich der Schwiegersohn trotz seiner innigen Liebe zu Agnes stets in ängstlicher Entfernung von ihr hielt, fühlte sie voll tiefen Schmerzes, wie auch Agnes ihr entfremdet wurde.

Eins stand klar in ihrer Seele: der feste Entschluß, sich nicht in die Häuslichkeit der Kinder zu drängen.

Sie verbarg ihre Gedanken, um Agnes nicht zu betrüben; da kam die Unterredung mit der Tochter, in der sie gelobte, das Ihre zu thun.

Zwei bittere Lebenserfahrungen hatten sich gekreuzt, — sie wich dem jungen Glück!

Ohne Agnes in ihre Pläne einzuweihen, miethete sie in einer Provinzstadt eine kleine Wohnung.

Erst als Alles entschieden war, theilte sie der Tochter ihren festen Entschluß mit.

* * *

Die Kastanienbäume standen in voller Blüthe, als Agnes und Ludwig in ihr Heim einzogen.

Es war zwar keine Villa inmitten eines großen Gartens; aber es war eine freundliche Etage, aus deren Fenstern man einen Blick auf die im ersten Frühlingsschmuck prangenden Waldanlagen hatte.

Auf den Fensterbrettern standen Blumen, und an den Wänden hingen gute Bilder. Der alte Holländer strich nach wie vor seine Fiedel zum Ergötzen der Wirthshausbesucher.

Als Ludwig seine junge Frau in das neue Heim einführte, sagte er: „Werde Du nun das Leben hier in diesen Räumen, Agnes!“

In diese Worte hatte er seine ganze Seele gelegt, denn das war der Kernpunkt seiner jubelnden Liebe zu ihr: sie war für ihn die ganze Menschheit, mit ihr zusammen zu leben, sich ihr ohne einen Schatten von Furcht oder Mißtrauen hingeben zu können, das war die frohe Hoffnung, die ihm aus diesem Heim entgegenstrahlte, in das keine fremde Macht eindringen sollte.

Glückselige Zeiten!

Und die Schatten schienen nie kommen zu sollen: Agnes, die an das einsame Leben mit der Mutter gewöhnt war, schien sich durch das einsame Dasein an der Seite ihres Gatten nicht bedrückt zu fühlen.

Die kleinste Begebenheit war für sie ein Ereigniß; ein Sperling, der zu ihr ins Fenster schaute, eine Knospe, die sich zur Blume entfaltete, waren ihr ein Erlebniß. Und dies Unmittelbare an ihr war für ihn so berückend, hatte er doch bis dahin von den Menschen nur die bitteren Gedanken gekannt, die er sich selber gemacht hatte.

Ganz allmälig gewann das wirkliche Leben den Sieg über das System, das er sich von der Welt und den Menschen gebildet hatte, er fühlte sich wieder hingezogen zu ihnen, über die er lieber den Stab gebrochen hätte.

Sie besaß eine seltene Gabe, das zu finden, was unter der Oberfläche lag. Im Anfang ihrer Ehe, wenn sie zusammen spazieren gingen, konnte sie plötzlich still stehen, ihn auf eine vorübergehende Erscheinung aufmerksam machen und fragen:

„Sahest Du das Gesicht.

Sie konnte das so lebhaft sagen, als sähe sie eine ganze Welt. Dann pflegte er ein bedenkliches Gesicht aufzusetzen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß man die Leute nicht so anstarren dürfe.

Jetzt kam es vor, daß er stehen blieb und ihr zurief: „Sahest Du wohl die Erscheinung, Agnes?“

Und dann wurde es Winter, und in ihren gemüthlichen Räumen lebten die Beiden in schönster Harmonie mit einander. In der Dämmerung pflegten sie vor dem Kamin zu sitzen und in die Gluthen zu starren, für sie war alles Glück, alles Friede innerhalb ihrer vier Wände.

Sie konnten sich immer nur schwer dazu entschließen, die Lampe anzuzünden, — sie hatten stets so viel mit einander zu bereden. Und wenn sie alle ihre kleinen Erlebnisse erzählt hatte und schließlich nichts mehr wußte, dann sagte er wohl:

„Kannst Du nicht eine von Deinen alten Geschichten erzählen?“

Und dann begann sie mit dem natürlichsten Ton von der Welt: „Mutter erzählte einmal — —“

Alles, was sie wußte, ihre schönsten Gedanken, ihre schönsten Erinnerungen, ihre schönsten Lieder stammten aus den Jahren, die sie in innigem Einverständniß mit der Mutter verlebt hatte. Und er hörte ihr ruhig zu, was that es ihm, daß es seine Schwiegermutter war, die durch Agnes zu ihm redete, daß er durch ihre Augen sehen lernte und in Folge dessen eine liebevollere Anschauung von der Menschheit gewann; was that ihm das? Das Ganze geschah ja in der Entfernung:

„Mutter erzählte einmal — —“

Die Uhr schlug sechs.

„Ludwig, wir müssen die Lampe anzünden!“

„Ach, laß uns noch ein wenig in der Dämmerung sitzen.“

„Denke nur, wir haben nur noch drei Wochen bis Weihnacht!“

„Nur noch drei Wochen? Ja, Du hast Recht; wie doch die Zeit vergeht, Agnes!“

„Dann schmücken wir einen Tannenbaum!“

„Einen Tannenbaum? Für uns Beide? Was sollen wir nur damit?“

„Mutter und ich haben jedes Jahr einen Tannenbaum gehabt.“

„Ihr Beide ganz allein?“

„Ja, und wir haben Weihnachtslieder gesungen und Pfeffernüsse und Aepfel gegessen und einander Geschichten erzählt!“

Ludwig starrte in die Gluthen. Langsam stieg eine Erinnerung in seiner Seele auf, ein kleines gemüthliches Zimmer, ein altmodisches Sopha, in dessen einer Ecke eine Frauengestalt mit milden, liebevollen Zügen saß und ringsumher eine lauschende Kinderschaar, es war seine Mutter, die dort saß und ihnen Märchen erzählte.

Es war lange still im Zimmer; plötzlich sagte Agnes:

„Weißt Du, woran ich so oft gedacht habe?“

Er sah sie zerstreut an.

„An wen sollte ich mich wohl wenden, wenn ich einmal der Hilfe bedarf?“

„Du hast ja Deine Mut—“ plötzlich stammelte er; er hatte Mutter sagen wollen, aber als er das Wort auf den Lippen hatte, erschrak er und wagte es nicht zu vollenden.

Agnes sah ihn hastig an, beugte sich vornüber und hielt ihre Hand vor die Augen.

Er sah zu ihr hinüber und wußte, daß sie ihn verstanden hatte, und daß sie ganz überwältigt.

Da erhob er sich, trat an sie heran und nahm ihren Kopf zwischen seine Hände.

„Oder meinst Du etwa, daß Du sie nicht hast, Agnes?“

Agnes antwortete nicht.

„Du kannst ihr ja nun schreiben?“

Sie blickte auf. „Meinst Du, daß die Mutter zu uns kommen sollte?“

„Ja!“

„Ach, Ludwig! Wenn sie es nur thut, aber —“

„Aber?“

„Sie sagte mir einmal, daß eine junge Häuslichkeit sich in Ruhe und Frieden entwickeln müsse, allein und ungestört, sie sei eine Welt für sich, in die kein Anderer störend eindringen dürfte!“

„Sagte Deine Mutter das?“

„Ja!“

„Dann will ich noch heute Abend an sie schreiben!“

— — — — — — — — — — — —

Und Frau Kaas kam.

Als sie nach der ersten Begrüßung allein waren, sagte sie zu Agnes: „Jetzt will ich Dir auch erzählen, weshalb ich mich von Euch zurückzog,“ und nun erfuhr Agnes, was die Mutter in den Jahren ihrer Ehe durchlebt hatte, in denen sie mit ihrer Schwiegermutter zusammenlebte.

„Durch so etwas lernt man,“ schloß sie, „aber wir wollen Gott danken, daß so schwere Lebenserfahrungen wie die meinen und die Deines Ludwig sich auf diese Weise kreuzten.“

Agnes schaute liebevoll zu ihr auf, sie schmiegte ihren Kopf an ihre Brust wie in alten Tagen und flüsterte:

„Mutter, weißt Du, was Ludwig gesagt hat? Er sagte, wenn wir Beide einmal Kinder erziehen sollen und dann verschiedener Ansicht sind, so soll Deine Mutter Schiedsrichter sein, denn so wie sie Dich erzogen hat, so sollen unsere Kinder auch erzogen werden!“

Unser Intimus.

Etwas zur Biographie des Strumpfs.

Von Klara Reichner.

Wer hat den ersten Strumpf erfunden? Wer war der oder die Glückliche, die ihn getragen? — „Das mag wohl schon hübsch lange her sein!“ wird jeder Uneingeweihte im Stillen bei sich denken, in dem heimlichen Bewußtsein: was der Mensch wohl wäre und anfinge, wenn er strumpflos, als Barfüßler, seinen oft so rauhen, stein- und dornenreichen Lebenspfad dahinwandeln müßte! — Und doch ist erst die Neuzeit es gewesen, die den ersten Strumpf geboren, und jene glückliche Stunde, da die erste deutsche oder andere Frau den ersten Strumpf gestrickt, ja, was mehr noch sagen will: seit sie ihn überhaupt zuerst getragen!

Wozu hätte auch das Alterthum des Strumpfes bedurft, oder wenigstens dessen, was wir heut' zu Tage unter Strumpf verstehen? Jenes gestickte und gewirkte Gewebe, das uns so unentbehrlich scheint! Wer seine Füße schützen wollte, trug Sandalen oder Schuhe, und um der Beine Blößen zu bedecken, konnte man ja Binden um dieselben wickeln, wie die Römer, ganz abgesehen von den lang herabwallenden, verhüllenden Gewändern jener alten Zeiten. Wohl taucht so etwas wie ein Strumpf, wenn auch in anderer, abgestumpfter Form, bereits als ein Vermächtniß mumienhafter Vergangenheit hervor aus altegyptischen Königsgräbern, — trotzdem indessen fehlen gänzlich die Beweise, daß diese Ur-Anfänge von allgemeiner „Tragweite“ gewesen, — im Gegentheil ist getrost anzunehmen, daß in antiker Vergangenheit man eines strumpfartigen Gegenstandes oder Surrogates zu Nutz und Frommen des Pedales sich im Ganzen nur bediente, wenn man des Vorzugs sich erfreute, ein Weib, oder den Nachtheil hatte, krank zu sein, außerdem aber ein Weichling war, auf den die Zeitgenossen mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung oder gar Verachtung herabblicken durften.

War nun auch der Strumpf für die Bewohner des Südens etwas sehr Entbehrliches, so forderten die rauhen Lüfte, die im nördlichen Europa wehen, gebieterisch mehr Schutz des Körpers durch wärmere Bekleidung. Trotzdem dauerte das strumpflose Zeitalter fort bis zur Völkerwanderung und dem Beginn des Mittelalters; dann erst begann man dem bisher Ignorirten besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden durch Anfertigung von Hüllen aus Leder, Tuch und Wollenstoff, praktischerweise zugleich verbunden mit der Beinbekleidung in Form einer „Strumpfhose,“ und dieses abhängige Verhältniß vom Beinkleid währte eigentlich so lange, als die langen Gewänder des Alterthums ins Mittelalter hinüberwallten, speciell den Frauenfuß diskret verhüllend. — Tricoartig sehen wir im 13. und 14. Jahrhundert noch den ganzen Unterkörper der Männer von diesem langen, anschließenden Strumpfe aus Woll- oder gewebtem Seidenstoffe eng umspannt, zuweilen bei den höheren Ständen eng zum Platzen, und immer länger werdend, je mehr der Rock an Kürze zunahm, zuweilen grell gefärbt, zuweilen später jedes Bein von anderer Farbe oder zebraartig gar bekleidet, bis die Reformationszeit und ihr Einfluß auf die Trachten diese auffallenden bunten Farben in schlichtere, dunklere verwandelte. Jedenfalls dürfen wir erst das Ende des Mittelalters und das 16. Jahrhundert als die Geburtszeit des eigentlichen Strumpfes betrachten, denn er ist ein Kind der Neuzeit in seiner ganzen, charakteristischen Bedeutung und Bedeutsamkeit, die von da ab erst datirt, seit seine Trennung vom Beinkleid sich vollzogen, um fortan am Knie sich von diesem zu theilen und ein selbstständiges Dasein, auf eigenen Füßen stehend, zu beginnen; doch mußte man damals noch sehr reich und vornehm sein, um sich den Luxus eines Strumpfes zu gestatten, der anfangs aus Stoff, Wolle, Tuch, Baumwolle, Leinewand, gezwirnter Gaze oder Seide in allen Farben zugeschnitten und genäht wurde. Es war aber gar nicht so leicht, einen genähten Strumpf stramm und straff sitzend zu gestalten, sondern sogar ein großes Kunststück, ihn so zu konstruiren, daß er tadel- und faltenlos dem Träger oder der Trägerin wie angegossen saß, bevor der gestrickte Strumpf, als Helfer aus der Noth, das Licht der Welt erblickte.

Der „Strickstrumpf“! — Dieses berühmt berüchtigte Attribut aller richtigen, Kaffeeschwestern und Kaffeekränzchen nicht nur, sondern überhaupt des Ewig-Weiblichen, vom ersten schüchternen Versuch der kleinen, schwachen Fingern des kleinen schwachen Nesthäkchens an bis zur letzten Arbeit der altersschwachen Hände einer Greisin, dieser willkommene Ableiter oder Tröster für so manches Frauenherz, das — hangend und bangend in schwebender Pein — gar manchen stillen Seufzer, stummen Wunsch, manche heimliche Thräne und geheime Sorge schon mit eingestrickt in das nützliche Gewebe: wer hat ihn erfunden? — Das ist freilich leichter gefragt als gesagt, denn leider ist der Name dieses anonymen Wohlthäters, welcher deutschen Stammes sein soll, ebenso unbekannt geblieben, wie sein Geschlecht! Abgesehen von jenen vereinzelten, bestrickenden Uranfängen und Gebilden, die gleich Eintagsfliegen aus dem Orient — der Wiege aller weiblichen Handarbeit — dahergeflattert kamen, ist der Beginn der Neuzeit das 16. Jahrhundert, als die Geburtszeit der Stricknadeln zu begrüßen, deren erste Produkte, als Raritäten, nur werth und würdig erschienen, hohe und allerhöchste Füße zu umgeben.

Welch' ein Triumph für das stolze England, als Anno 1561, im dritten Regierungsjahre der jungfräulichen Königin Elisabeth, derselben ein Paar gestrickte, schwarzseidene Strümpfe überreicht wurden, die in ihrem eigenen Reich zur Welt gekommen waren! Der Erfolg war so sensationell, daß die englische Majestät fortan gar keine Tuchstrümpfe, wie bisher, mehr tragen wollte. Der industrielle Sinn der Engländer scheint auch die hohe Wichtigkeit der deutschen Erfindung früher als alle übrigen Nationen durchschaut und ausgenutzt zu haben, weil Königin Elisabeth, mit weiblich-praktischem Feldherrnblicke den Vortheil dieses leichten Erwerbszweiges schnell erkennend, selbst zur Lady patroness des jungen Weltbürgers, des Strumpfes, wurde; schon 1577 klapperten deshalb unter ihrem Regiment lustig bereits die Nadeln auf dem Lande, und ein paar Jahre später fanden sie sich schon als fleißige Schulkameraden der kleinen Mädchen ein. Auch erlebte sie es noch, daß die den Strumpf erst billiger und somit populärer machende Strumpfwirkerei in ihrem Reiche erblühte, erfunden 1589 durch William Lee zu Cambridge, weil, wie man sagt, den damaligen Magister das allzueifrige Stricken seiner Geliebten ärgerte.

Kleine Ursachen, große Wirkungen! In Folge dessen hatten er und seine Brüder die Ehre, Hoflieferanten der Majestät von England zu werden, bis nach deren Tode, 1603, Gebrüder Lee sammt ihrem Strumpfwirkstuhl gen Frankreich wanderten, wo man mit offenen Armen sie empfing, und bald ward es dort besondere Liebhaberei der Liebhaber, sofern sie elegante und galante Kavaliere waren, als eine Gunst und Gnade ihrer Herzensdame es zu betrachten und zu erbitten: die neuen seidenen Strümpfe dadurch einzuweihen und zu weihen, daß sie dieselben 8—10 Tage erst an ihren eigenen holden Füßen trug!—

Nach anderer Lesart wird indessen Lee & Co. als richtige Erfindungsfirma dieses kostbarsten aller Stühle angezweifelt, und statt dessen das Patent darauf— der Liebe zugesprochen, die allerdings ja meist die beste Erfindung der Welt zu sein pflegt! Danach soll ein leichter, lustiger Vogel und Student aus Oxford, mit Namen Hill, der zu früh der Ehe süßes Joch auf sich geladen, der glückliche Erfinder gewesen sein, weil er das fleißige Stricken seiner armen, jungen Gattin, zur Abhilfe der trostlosen, permanenten Kassenebbe, nicht länger mehr mitanzusehen vermochte und in Folge dessen auf den guten Gedanken kam, noch schneller als sein Weibchen Strümpfe zu produciren, indem er, mittelst seiner Begabung für mechanische Arbeiten, einen Wirkstuhl für Strick- oder Maschengewebe fertig brachte; auch Hill soll später nach Frankreich ausgewandert sein.

In Deutschland erschien die edle Kunst der Strumpfwirkerei via Italien und zwar sehr spät, im Jahre 1700; Ueberhaupt trat der Strumpf Anfangs sehr bescheiden auf; in Wolle oder Baumwolle; die gestrickte Seide blieb noch eine Weile ein gar seltenes und kostbares Ereigniß. Als z. B. 1569 der geheime Rath Barthold von Mandelsloh aus Italien, wo er Gesandter gewesen, in seine Heimath mit einem Paar seidener Strümpfe zurückkehrte, die er — horribile dictu — sogar an einem simpeln Wocheutage bei Hofe trug, erregte dieser „kolossale Luxus“ in so hohem Grade den allerhöchsten Unwillen des Markgrafen Johannes von Küstrin, daß er höchst ungnädig und vorwurfsvoll zu bemerken geruhte: „Barthold, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtags!“

Da war es freilich etwas Anderes, wenn Ende desselben Jahrhunderts der Herr Alchymist Leonhard Thurmeisen seidene Strümpfe des Alltags am Brandenburger Hofe trug! Der konnte es ja haben, weil er so gelehrt war, daß er Gold zu machen wußte, wie er selber wenigstens behauptete: deßhalb konnte er sich auch gestatten, was nicht jeder Sterbliche dazumals ungestraft wagen durfte, wie sich in verschiedenen „Kleiderordnungen“ verewigt findet. Erklärt doch sogar die allgemeine sächsische Ordnung von 1612 die seidenen Strümpfe noch als verpönt für alle: „Amtsvögte, Verwalter, Bürgermeister und Rathsverwandte.“ Später, im weiteren Verlaufe des 17. Jahrhunderts, begannen indessen diese gestrengen sogenannten „Luxus-Gesetze“, von Klasse zu Klasse, Rang zu Rang den Seidenstrumpf ad libitum freizugeben, schließlich auch für die unteren Schichten des Bürgerstandes, bis endlich selbst Kammerdiener und Kopisten, und zuletzt Jeder und Jede auf eigene Façon bestrumpft einhergehen konnte! —

Der dreißigjährige Krieg übte seinen Einfluß, wie überall und auf Alles, auch auf die menschliche Bestrumpfung aus. — In Schuh und Strümpfen hatte man das 17. Jahrhundert leichtfüßig betreten, war sogar, was sich damals „Militair“ hieß, flott hineinmarschirt. Da erschien unter Waffengeklirr und Trommellärm als martialischer Bramarbas der grimmige, imposante Stulpenstiefel auf dem Welt- und Kriegs-Schauplatz, um dort für etliche Decennien bis nach geschlossenen Frieden sich groß und breit zu machen, während der Strumpf, soweit es Männerfüße anging, scheu und schüchtern vor dem Geräusch der Schlachten in den großen Reiterstiefel sich verkroch.

Später adoptirte Frankreich ihn zuerst aufs Neue wieder, wo und von wo aus er nun unter dem großen „roi-soleil“ Ludwig XIV. und der absoluten Herrschaft der französischen Mode sein goldenes Zeitalter feierte, um für längere Zeit sehr sichtbar, als Folie für das Bein, das damals sehr hervorragend zu repräsentiren und sich zu präsentiren hatte, in den Vordergrund zu treten. Kam doch durch ihn die edle Plastik — auf natürliche oder künstliche Weise — erst so recht zur Geltung, die stylvolle, vom Tanzmeister diktirte Grazie sämmtlicher Bewegungen und ganz speciell der Tanz! Ja sogar die Damen begannen jetzt Gefallen daran zu finden, ihn und sich zu zeigen, indem sie als leichtgeschürzte Nymphen, mit Röcken bis zu den Knieen, in den Ballets und Schäferspielen zu agiren liebten. — Zur Erhöhung des Effekts trat der straff und elegant sitzende Strumpf, hochfein im Stoff, verziert und in verschiedenen Farben prangend auf, nur daß der rechte Mann von Chic und Takt den gar zu grellen geschmackvoll aus dem Wege ging. — Nicht einmal die Söhne des Mars wollten zu ihrem alten Stiefel zurückkehren, sondern marschirten wenigstens in Gamaschen ihren kriegerischen Lebenspfad dahin. —

Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang der großen französischen Revolution begann ein heftiger Kampf zwischen Schuh und Stiefel zu entbrennen, dessen Mittelpunkt der Strumpf bildete. Die Stunde seiner Abdankung vom Schauplatz war gekommen! er wurde gestürzt, wie alles Andere des ancien Régime, und — schuh und strumpflos — verdrängte ihn vorübergehend die republikanische Mode der antik-griechisch-römischen Tracht mit ihren Sandalen und Trikots, während die Herren „Sansculotten“, nachdem sie die „Culottes“, die engen Kniebeinkleider des Königthums, nebst Zubehör, wie dieses in die Rumpelkammer geworfen, für sie die in Gesellschaft des Stiefels auftauchenden langen „Pantalons“ annectirten, die den Strumpf völlig in's verbergende, verborgene Dunkel drängten. — Einmal noch unter dem Directorium der neunziger Jahre machte er einen ohnmächtigen Versuch zu embelliren. Vergebens! Die Familie der Pantalons entwickelte sich ruhig weiter, besonders seit 1797 König Friedrich Wilhelm II. von Preußen — ein damals Sensation erregendes Ereigniß! — im Bade zu Pyrmont mit — Pantalons erschien! Ein süßer Trost blieb einstweilen freilich noch dem Strumpf und seinen Anhang: er war noch immer hoffähig! Sogar Kaiser Napoleon I. trug, trotz seiner berühmten hohen Stiefel, für Gala-Kostüm weißseidene Strümpfe und Kniehosen.

Damit wären wir des Strumpfes Spuren bis hinein in unser eigenes Jahrhundert glücklich gefolgt und bis in sein jetziges so anonym zurückgezogenes Dasein! Doch sucht er stets noch unablässig sein Terrain zu überschreiten und drängt sich gern hervor, soviel er kann; auch heftet er beharrlich sich an die Fersen gewisser Chargen und Kategorien, als da sind: Velocipedisten, Berg-Touristen, Kammerdiener und Lakaien großen Stils u. s. w., hat auch vor Kurzem es versucht, sich „en escarpins“ wieder in die Hoftracht einzudrängen. Andererseits sucht er sich „populär“ zu machen, indem er sich in Dinge mischt, die ihn eigentlich Nichts angehen, altem Volksglauben schmeichelnd, der z. B. streng verbietet, den linken Strumpf zuerst anzuziehen, oder an bestimmten Tagen einen Strickstrumpf in die Hand zu nehmen. Als solcher ist er ja—trotz aller Aenderungen seiner „Laufbahn“ — der Intimus der Frauen nach wie vor geblieben, welcher, ohne auf die Strümpfe sich zu machen, mit engen Banden fort und fort die ganze Welt und Männerwelt bestrickt!

— Im Jahre 1696 studirten in Untrecht vier junge Edelleute, Hans Georg Freiherr von Boyneburg, Karl Philipp von Hanstein, Ludwig August Freiherr von Boyneburg und Balduin Friedrich von Voß, welche dort manche fröhliche Stunde mit einander verlebt haben mögen. Vielleicht in einer solchen faßten sie den Entschluß, sich nicht zu verheirathen, oder wenigstens nicht vor der Zeit in die Netze der Liebe zu fallen und die Sklavenketten des Ehestandes möglichst von sich fernzuhalten. Zur Bekräftigung stellten sie einen Bündnißbrief auf, den sie sowie drei Zeugen unterschrieben. Die erklärten hier, daß der Ehestand „so vielen beschwerlichen Zufällen“ unterworfen sei, daß ein junger Mensch, so zu freien sich gelüsten lässet, vorher billig sich wohl bedenken und genau erwägen sollte, ob es besser wäre, für einige kleine Ergötzlichkeiten seine Freiheit einem schwachen Weibe zu opfern und sich die Bande der Ehe an den Kopf werfen zu lassen. In der in vier Exemplaren ausgestellten Urkunde waren aber auch Strafen vorgesehen für Diejenigen, welche doch das Joch der Ehe dem süßen Junggesellenstand vorziehen sollten. Der Heirathskandidat mußte nämlich jedem der noch ledigen Verbündeten eine Flinte zum Preise von wenigstens 12 Reichsthalern und einen guten Jagdhund geben; dafür mußten sie aber der Hochzeitsfeier beiwohnen. Zur „mehreren Erhaltung der Freundschaft“ unter den vier jungen Edelleuten bestimmten sie ferner, daß, wenn später der Weg des Einen ihn in die Nähe seines Freundes führe, er denselben, sofern er Kenntniß von dessen Aufenthalt habe und der Abweg nicht mehr als drei Meilen betrage, zu besuchen verpflichtet sei; thäte er das nicht, so müßte er dem Freunde zwei Pistolen im Werthe von 10 bis 12 Reichsthalern senden. Und wie hat sich das weitere Schicksal dieser freiheitsdürstenden Jünglinge gestaltet? Sie sind thatsächlich ledig geblieben und als Junggestellen im Militärdienst gestorben.

Deutsche Local-Nachrichten.

Provinz Brandenburg.

Der Unterstaatssecretär von Zastrow im Ministerium des Innern in Berlin ist dieser Tage im Dienstgebäude des Ministeriums plötzlich gestorben. Herr von Zastrow wohnte um die elfte Stunde einer Sitzung der Prüfungs-Commission für den höheren Verwaltungsdienst, deren Vorsitzender er früher war, bei, wurde während derselben unwohl und begab sich in sein Arbeitszimmer. Als kurz darauf der Kanzleidiener das Arbeitszimmer betrat, fand er Herrn von Zastrow unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Der hinzugerufene Arzt konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. — In Adlich-Reetz hat der Kolonist und Altsitzer Christ. Schnell am Weihnachtsfeste sein 100. Lebensjahr vollendet. — Der Cigarren- und Weinhändler Lehmann in Charlottenburg ist kürzlich Nachts auf dem Heimwege zu der Wohnung seines Vaters, des Stadtverordneten Lehmann, überfallen und lebensgefährlich verwundet worden. Bis jetzt ist er noch nicht wieder zum Bewußtsein gelangt. Es war jedenfalls auf einen Raubmord abgesehen, denn die Hosen- und Westentaschen des Ueberfallenen waren umgewendet.

Provinz Ostpreußen.

† Der General-Landschaftsrath a. D. Karl Häbler, einer der Veteranen der ostpreußischen Fortschrittspartei, in Königsberg. — Ihrem Leben haben selbst ein Ende gemacht: In Königsberg der Zimmermann Mayhöfer, in Kraxtepellen, infolge eines ehelichen Zwistes, die Frau des Maurers J. und in Tilsit der Zimmermeister Schröder. — Der Fleischer Keller in Gandrienen und der Knecht Naujoks aus Jodtschen wurden todtgefahren, in Georgenburg ist der Pferdewärter Abrolat und in Kl.-Lumpönen der Tischlergeselle Chr. Sarapie ertrunken.

Provinz Westpreußen.

In Hohensier spielte der 8jährige Sohn des Besitzers S. mit dem Gewehre des Vaters, dasselbe entlud sich und drei Familienmitglieder, die Mutter und zwei Töchter im Alter von 10 und 15 Jahren, wurden erheblich verletzt. — In Mocker hat infolge gleicher Fahrlässigkeit seiteus eines Arbeiters der Besitzerssohn Harbert den Tod gefunden. — † In Marienwerder Veteran Jakob Warkentin. — Die 20jährige Tochter der Wittwe Schadkowski in Wessel, die einzige Stütze der letzteren, war mit selbstgemachten Korbarbeiten zu einem Korbwaarenhändler nach Fiedlitz gegangen. Auf dem Heimwege scheint sie Landstreichern zum Opfer gefallen zu sein, die an ihr einen Raub- und Lustmord verübt haben. Man fand das Mädchen unweit der Landstraße, in gräßlich zugerichteter Weise mit zerfetzten Kleidern, ausgerissenen Haaren, zerschlagenem Körper, an einen Baum gebunden todt vor. Von den Thätern fehlt jede Spur. — In Petzewo bei Flatow hat sich der Müller Th. Jacoby erhängt und in Tiegenhagen machte im Irrsinn die Frau des Eigenthümers Fl. durch einen Sprung in den Brunnen ihrem Leben ein Ende. — Den Tod des Ertrinkens, infolge Brechens der Eisdecke, fanden: in Danzig der Sohn eines Schiffers, in Markushof bei Elbing der Sohn des Besitzers Klein und in Stuhm vier Kinder im Alter von 3 bis 13 Jahren.

Provinz Pommern.

† Der Direktor des Thalia-Theaters in Stettin, Herr Otto Reetz. — Im Kreise Bublitz ist gegenwärtig unter den arbeitenden Klassen die Auswanderungslust nach Brasilien so stark, wie wohl kaum in einem anderen Kreise Pommerns. Es ist dies lediglich eine Folge der Bemühungen der Agenten resp. Unteragenten, die den Leuten alles mögliche Gute vorspiegeln. Daß unter diesen Umständen im Sommer ein großer Mangel an ländlichen Arbeitern eintreten wird, ist vorauszusehen. — Der Zimmermeister Wolffgramm aus Langenhagen, welcher kürzlich mit Hinterlassung bedeutender Schulden aus seinem Wohnort verschwand, ist infolge eines, wegen Urkundenfälschung gegen ihn erlassenen Steckbriefes in Bremerhaven verhaftet worden. — † In Greifswald Prof. Dr. Ferd. Baumstark.

Provinz Schleswig-Holstein.

Wegen abgeschlagenen Weihnachtsurlaubs hat sich der Jäger Schröder in Ratzburg ertränkt; im Schleswiger Gefängniß erhängte sich ein wegen Bettelns eingebrachter Arbeiter Mohr aus Neumünster; infolge Schrecks beim Anblick der Erhängten, starb der betr. Gefängnißwärter. — Ertrunken sind: in Flethsee bei Wilster der Sohn des Käthners J. Heeck, in Königsförde der Hufner J. Clement, in Neuendorf bei Elmshorn ein von einer Tanzmusik heimkehrendes Ehepaar, der Dienstknecht des Hofbesitzers von Drathen und das Dienstmädchen des Hofbesitzers Heinr. Vollmann, in Tönning der Sohn der Wittwe Lenfinger; durch unglücklichen Sturz kamen zu Tode: in Boel der Hufner Heinr. Jessen und in Düppel die Ehefrau des Parzellisten Andresen.

Provinz Schlesien.

† In Gobersdorf Dr. Herman Brehmer, der Begründer und Leiter der Heilanstalt für Lungenkranke. — Der Förster Tschiersand in Neumarkt, Vater von acht lebenden Kindern, ist im Walde von Klein-Pogul während eines Patrouillenganges am hellen Tage von Wilddieben ermordet worden. — Während des Jahres 1889 waren, nach Erhebungen über den Umfang der Sachsengängerei, aus dem Regierungsbezirk Oppeln 20,631 ländliche Arbeiter in der Fremde beschäftigt. Außer diesen sind aus dem Kreise Ratibor 1985 nach Rußland und Oesterreich gegangen. In 58 Fällen mußte wegen Fortganges des Familienhaupts die öffentliche Armenpflege eintreten. — Ihrem Leben haben selbst ein Ende gemacht: in Breslau der Lieutenant Werkenthin und das Dienstmädchen Theresia Siegel, in Hain der Schuhmacher Aug. Jentsch, in Liegnitz der Fleischer St., in Moys die geisteskranke Frau Johanna Meier, geb. Offelmann, in Ratibor der Gerichtsvollzieher Jos. Riegel, in der Brieger Strafanstalt der Zuchthäusler Joh. Dura aus Silberkopf und in Wohlau der Arbeiter Weidner.

Provinz Posen.

In Gnesen wurde eine 70jährige Wittwe, die Handelsfrau Kiwitt, in ihrer Kellerwohnung todt aufgefunden. — Ihrem Leben haben selbst ein Ende gemacht: in Birnbaum Bürgermeister Schl., in Gr.-Grok bei Argenau der Grenzaufseher M. und in Zlotowo in Kreise Strelno der Hufenbesitzer Kopanski, der einen Ausweisungsbefehl erhalten hatte. — Vom Eisenbahnzuge überfahren wurden in ihrem Gefährt die Eheleute Grundbesitzer Binder und der Besitzer Rentz aus Parlinek-Kolonie bei Mogilno, wobei erstere getödtet, letzterer schwer verwundet wurde; der Knabe Otto der Wittwe Pohl in Bromberg fiel einem Zimmerbrande zum Opfer, der Müllergeselle Matzkuhn in Schwerin a. W. ist ertrunken nnd in Wollstein fand der Sohn des Müllers Bartsch seinen Tod im Mühlengetriebe.

Provinz Sachsen.

Infolge eines Aufsehen erregenden Vorkommnisses in Ziegelroda hat die Erfurter Bezirksregierung eine Befreiung schulpflichtiger Kinder vom Schulbesuche zum Zwecke der Verwendung derselben bei Treibjagden untersagt. — In Schkeuditz hat sich der geisteskranke Kanzleidiener G. aus Hochheim ertränkt und in Stolberg der Weber Adolf Hahnemann sich erhängt. — In Ausübung Ihres Berufes fanden den Tod: in Eilenburg der Arbeiter Vogt, in Erfurt gelegentlich eines Zusammenstoßes zweier Güterzüge im dortigen Bahnhof, der Bremser Gille und in Halle der Papier-Fabrikarbeiter Brendel; infolge Einathmung von Kohlengas sind in Waldau bei Schleusingen der Hufschmied Heß, dessen Frau und deren erwachsene Tochter gestorben; der Viehhändler Henze aus Bergwitz wurde todtgefahren, der Arbeiter Pritzkow aus Krusemakt ist erfroren; Zimmerbränden fielen zum Opfer: in Erfurt zwei Kinder, ein 2jähriges Mädchen und ein 4jähriger Knabe der Maurer Trautwetter'schen Eheleute und in Osterfeld ein 5jähriger Knabe des Arbeiters Köhler.

Provinz Westfalen.

Altena zählt 10,640 Personen. Gegen das Vorjahr hat sich die Bevölkerung um 6 pCt. vermehrt. — Auf dem Bahnhof Riemke stieß infolge falscher Weichenstellung ein von Herne kommender Personenzug (Thomaswagen) auf einen Güterzug; zwei Fahrgäste blieben sofort todt, mehrere andere wurden schwer verletzt. — Ein betagtes Ehepaar, in Gevelsberg der Gemüsehändler W. Teghaus und dessen Frau, beide seit Monaten bettlägerig, blieb auch im Tode vereint, indem Beide fast gleichzeitig am Herzschlag starben. — In Schwerte hat sich der Gasfabrikarbeiter Henze aus unbekannten Motiven erhängt. — Ueberfahren und getödtet wurden: in Brackwede ein aus der Anstalt „Bethel" entwichener Epileptiker, Namens Schieferdecker, in Holzwickede der Rangier Casp. Zwiehoff, in Künsebeck bei Halle der erwachsene Sohn des Kolon Husmann und in Börde die Lehrerin Thiel; in Münster erlag der Kaufmann H. Asch einem unglücklichen Sturze, in Ahlen ertrank das 6jährige Söhnchen des Landwirths Voß und in Aplerbeck wurde der Bergmann Wilh. Flunkert von stürzenden Kohlen erschlagen.

Rheinprovinz.

Ein gewisser Johann Schmelzer von Dudweiler, der seit dem Feldzuge 1870—71 verschwunden war, hat jetzt ein Lebenszeichen von sich gegeben, indem dieser Tage aus Algier an seine Frau ein Schreiben von ihm eintraf. — † In Düsseldorf Professor Dr. Eduard Bendemann, der frühere Direktor der Kunstakademie. — Das Urtheil im Socialistenproceß in Elberfeld spricht 43 Angeklagte, darunter Bebel, Grillenberger und Schumacher, frei, verurtheilt dagegen den Konditor Finke zu 18, Harm zu sechs, Röllinghoff, Bierenfeld und Neumann je zu fünf, Hüttenberger und Bartel zu je vier Monaten Gefängniß. Die übrigen erhielten geringere Strafen bis zu 14 Tagen Gefängniß. — Von 7 wohlhabenden Fruchthändlern und Kaufleuten von Geilenkirchen und Umgegend, welche angeklagt waren wegen Bandenschmuggels, Beihilfe und Zollhinterziehung für 190,000 Kg. Getreide, verurtheilte die Strafkammer einen, den Kaufmann Görtz wegen Anstiftung zu 300 M., dreimonatlichem Gefängniß und den Kosten, die übrigen wurden freigesprochen. — Zur Anschaffung einer neuen Orgel hat der Kommerzienrath Herm. Hardt der evangel. Gemeinde in Lennep ein Geschenk von 25,000 M. zugewandt. — Kaufmann Sch. von Ruhrort ist in Amsterdam wegen gewerbsmäßiger Verausgabung gefälschter holländischer 25-fl.-Scheine zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Sein Mitschuldiger, ein Schiffer P. aus Nieder-Mörmter bei Xanten, ist in der Untersuchungshaft zu Cleve und erwartet, da er als Reichsangehöriger nicht an Holland ausgeliefert wird, dort sein Urtheil.

Provinz Hessen-Nassau.

Gegen den Gemeinderechner L. Petry in Eschersheim ist von zwei Unbekannten in seiner Wohnung ein frecher Raubanfall verübt worden. Dieselben begehrten unter einem Vorwande Einlaß und als ihnen derselbe gewährt wurde, überfielen sie den 74 Jahre alten Mann, welcher allein daheim war, verwundeten ihn durch einen Messerstich in die Brust und beraubten die Gemeindekasse um etwa 2000 M. — † Der frühere Bürgermeister E. Gebhardt in Eschwege.

Hessen-Darmstadt.

An einen Charles Baumann in Groß-Gerau lief mit der Post ein Brief aus Amerika ein, der jedoch nicht bestellt werden konnte, weil der Adressat unbekannt war. Der Brief wurde später dem in Astheim wohnenden Georg Baumann angeboten, der ihn auch annahm, einen in demselben enthaltenen Check über 70 Dollars versilberte und für sich gebrauchte. Georg wurde wegen Betrugs zu 18 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Der in Bürstadt stationirte Gendarm Schott wurde kürzlich in Ausübung seines Amtes von Kaspar und Heinrich Koch so schwer mißhandelt, daß er noch vier Wochen noch dienstunfähig ist. Die Darmstädter Strafkammer verurtheilte dafür den Kaspar Koch zu einem, den Heinrich Koch zu zwei Jahren Gefängniß, und letzteren außerdem zu 100 M. Entschädigung für den Gendarmen. — Dieser Tage wurde bei einer Ausgrabung im alten Stadtgebiet in Mainz ein römischer Votiv-Altar zu Tage gefördert. Derselbe ist auf den vier Seiten mit bildnerischem Schmuck, dessen Bedeutung noch näher aufzuklären ist, versehen, während Inschriften fehlen. — Der Lehrer F. F. Lamby in Ockenheim ist wegen neunfacher Urkundenfälschung und vieler Unterschlagungen zu zehn Monaten Gefängniß verurtheilt worden. Er hatte einen landwirthschaftlichen Consumverein, eine Pfennigsparkasse, einen Kriegerverein, eine Feuerwehr und dergl. Vereine organisirt und in diesen Vereinigungen die Rechnungsführung übernommen. Die Gelder, die ihm hierbei durch die Finger gelaufen sind, hatte er zum großen Theil für seine Zwecke verwendet, und um die Unterschlagungen zu verdecken, mehrfach die Namen der Vorstände der verschiedenen Vereine gefälscht. Als die Unterschlagungen zu Tage traten, ging er nach Amerika flüchtig, kehrte aber alsbald wieder zurück und stellte sich selbst der Behörde. — In Mainz brach der Cigarrenhändler E. Mersch das Genick und in Seligenstadt ist der Cigarrenmacher Adam Lüft ertrunken.

Aus der Rheinpfalz.

† In Bergzabern die Eheleute Daniel Raab, die beide im 70. Lebensjahre standen, an ein und demselben Tage mit wenigen Stunden Abstand. — Das dem König Ludwig I. in Edenkoben zu errichtende Denkmal dürfte demnächst zur Aufstellung gelangen. Das Standbild wird in der Kunstwerkstatt des Professors Perron zu München fertiggestellt werden, während die Ausführung des Sockels dem Bildhauer Kleindienst hier übertragen worden ist. — Unter dem Verdachte, sich eines mehrfachen Sittlichkeitsverbrechens schuldig gemacht zu haben, ist der Theaterdirector Hodeck in Kaiserslautern verhaftet worden. — † In Oberotterbach ein Altersgenosse Kaiser Wilhelms I., der 1797 geborene Ackerer und Weber Miedel, ohne je in seinem Leben ernstlich krank gewesen zu sein.

Königreich Sachsen.

In Pregau ist der Schriftsetzer Bruno Reinsdorf, der Bruder des hingerichteten Anarchisten August Reinsdorf, verhaftet worden. Bruno Reinsdorf, der vor etwa vier Jahren nach Amerika auswanderte, war erst vor einigen Tagen in die Heimath zurückgekehrt. — Die Weißwaarenindustrie in Plauen i. V. ist gegenwärtig in einer Weise beschäftigt, daß weder die gegebene Arbeitszeit noch die verfügbaren Arbeitskräfte ausreichen. Auch die ganze vogtländische Maschinen- und Eisenindustrie befindet sich zur Zeit in einem derartigen flotten Geschäftsgang, wie er seit Anfang der siebziger Jahre nicht wieder zu verzeichnen ist. — Wie gemeldet wurde, fand im „Morgensternschacht" bei Reinsdorf eine Explosion von Kohlenstaub statt. Von den dabei verletzten Arbeitern sind bis jetzt im Krankenhause zu Zwickau gestorben: der Fördermann Richard List, die Häuer Ernst Pampel und Emil Lenk, sowie die Förderleute Ernst Emil Gerber und Eduard Albin Süß. Pampel, Gerber und Lenk waren verheirathet und Familienväter. — Selbstmord begingen: durch Erhängen: der Sohn des Gutsbesitzers Heil in Heinersdorf und der Arbeiter Römisch aus Zöblitz, durch Erschießen der Schenkwirth F. W. Nischke aus Leipzig, durch Durchschneiden der Kehle der Gutsbesitzer F. E. Richter aus Naundorf. — Tödtliche Brandwunden erlitt der Sohn des Fleischers Götz aus Auerbach; der Steinbrecher F. Kayser aus Crimmitschau wurde verschüttet und getödtet; es brachen das Genick: der Rentner Fehrmann aus Diera, der Hausbesitzer Wilhelm Rolle aus Dittelsdorf und der Gutsbesitzer Backofen aus Zschäschütz. Der Bahnwärter Hantsch aus Großhartau und der Weichensteller Müller in Pirna wurden überfahren und getödtet.

Thüringische Staaten.

Der 22jährige Prinz August von Sachsen-Coburg, der Enkel des Kaisers von Brasilien, leidet an Verfolgungs-Wahnsinn und soll demnächst in eine Heilanstalt gebracht werden. — Der Restaurateur Riede in Sundhausen, der kürzlich seinen Konkurs angemeldet hat, ist wegen betrügerischen Bankerotts gefänglich eingezogen worden. — Das Denkmal, welches die Stadt Gera dem verstorbenen Schriftsteller Wartenburg zu errichten gedenkt, soll am nächsten 24. April, dem Jahrestag des Todten, enthüllt werden. An freiwilligen Beiträgen sind bis jetzt 1200 M. eingegangen. — Der Kaufmann Heinrich Kügler in Zeulenroda wurde wegen Beleidigung der Rechtsanwälte jüdischer Confession vom Berliner Schöffengericht zu 150 M. Geldstrafe event. 15 Tagen Gefängniß verurtheilt. Er hatte in einem Brief an einen Berliner Kaufmann sich geäußert, daß die jüdischen Rechtsanwälte schon durch ihre Religion verpflichtet seien, Andersgläubige zu betrügen. — Die goldene Hochzeit feierten das Streckrodt'sche Ehepaar in Immenrode und der Eigenthümer Matthäus Benjamin Liemen in Teutleben.

Königreich Bayern.

Dem Commandanten Balling der freiwilligen Feuerwehr und Bezirksvertreter in Kissingen ist die silberne Medaille des St. Michaelsordens für seine langjährigen Verdienste um das Feuerwehrwesen verliehen worden. — Der Hausbesitzer, Gemeindeverwaltungsmitglied Jos. Waiz in Kleinwallstadt wurde wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit an das Landgericht Aschaffenburg eingeliefert. — Unter dem dringenden Verdachte, ihr neugeborenes Kind erstickt zu haben, wurde die ledige Bauerntochter Margarethe Weißmantel in Oberheim verhaftet. — Der Gastwirth Kasp. Herbert in Oberlauringen, welcher am 1. März die Dellert'sche Wirthschaft um 27,000 M. kaufte, ist seit Kurzem verschwunden, wie man sagt, mit Hinterlassung vieler Gläubiger. — Die beiden städtischen Collegien in Regensburg haben beschlossen, gelegentlich der im nächsten Jahre stattfindenden Aufstellung des Denkmals König Ludwig I. in der Walhalla, aus welchem Anlasse verschiedene Festlichkeiten in Aussicht genommen sind, eine Walhallastiftung im Betrage von 10,000 Mark zu gründen, deren Erträgnisse zur Pflege und Erhaltung von Kunstdenkmäler Verwendung finden. — † In Rothenburg a. T. der vormalige rechtskundige Bürgermeister Gottfried Scharff.

Königreich Württemberg.

† In Lauchheim der frühere Stadtschultheiß Kahle. — Die Kosten, welche die Erneuerung und Verschönerung der Stadtkirche in Ludwigsburg verursacht, werden sich bis zur völligen Fertigstellung des Werkes auf rund 200,000 M. belaufen. Etwa 60,000 M. sind durch Stiftungen gedeckt, an welchen ein Geber sich allein mit mindestens $40,000 M. betheiligt hat. Derselbe hat auch seiner Freude über die wohlgelungene Ausführung des Kirchenbaues dadurch Ausdruck gegeben, daß er den beiden beim Bau betheiligten Baumeistern, Architect Bauder und Stadtbaumeister Mößner hier, Obligationen von namhaftem Betrage als Weihnachtsangebinde überreicht hat. — Der Verwaltungsaktuar und Rathsschreiber Foß in Niederhall ist zum Stadtschultheißen gewählt und bestätigt worden. — Laut Beschluß der bürgerlichen Kollegien in Ravensburg wird das unschöne hölzerne Bett des sogenannten Roßbaches entfernt und derselbe in eisernen Röhren unterirdisch geleitet. Die Kosten sind auf 20,000 M. berechnet, wozu die angrenzenden Hausbesitzer 8000 M. beizusteuern haben. — Der Schultheiß Sachs in Reichenberg ist infolge mehrfacher Gefälligkeiten, die er einem zuweilen in bedrängten Geldverhältnissen gestandenen Bürger erwiesen hatte, wegen Unterschlagung und Fälschung verhaftet und nach Heilbronn eingeliefert worden. — Die Kohlenstrikes machen sich in recht fühlbarer Weise in Tübingen bemerklich. Die Gasverwaltung, welcher in Folge der Arbeitseinstellungen im Mai die aufgegebenen Kohlensendungen nicht geliefert wurden, hat sich zwar unter großen Opfern mit englischen Kohlen einigermaßen gedeckt, sie ist jedoch, um nicht eines Tages die Arbeit ganz einstellen zu müssen, genöthigt, mit dem vorhandenen Vorrath sparsam umzugehen. Die Straßenbeleuchtung ist daher theilweise eingestellt. — Zum Gouverneur der Festung Ulm wurde an Stelle des bekanntlich in den Ruhestand getretenen Generallieutenants von Guretzky-Kornitz Generallieutenant Graf Alten, Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division, ernannt. — Der Stiftungsrath hat bei Neubesetzung der Musikdirectors-Stelle am Münster in Ulm die Bestimmung getroffen, daß die Orgel das ganze Jahr hindurch eine Stunde lang nach dem Gottesdienst am Sonntag Vormittag und außerdem vom 1. Mai bis 1. Oktober täglich eine Stunde öffentlich gespielt werden soll. Es ist damit auch den Fremden Gelegenheit geboten, das herrliche Werk zu hören.

Großherzogthum Baden.

Schwer getroffen wurde in Karlsruhe die Familie des Seminarmusiklehrers Gageur, in welcher plötzlich zwei Töchter erkrankten, deren eine rasch starb. Da die Erkrankung unter auffallend gleichen Symptomen erfolgte, nahm man eine Secirung vor und erkannte Vergiftung als Todesursache, worauf bei der lebenden Schwester sofort wirksame Gegenmaßregeln ergriffen wurden. Die Vergiftung soll dadurch hervorgerufen worden sein, daß Weihnachtsgebäck in einer kupfernen Form zubereitet wurde, die Grünspan angesetzt hatte. — Am Neujahrstage wurde die Einverleibung der Gemeinden Haßloch und Güntersthal in die Stadtgemeinde Freiburg vollzogen. — † Der beliebte Concertsänger und Gesangslehrer Fritz Mevi in Freiburg. — Im sogenannten Schlag bei Gütenbach stürzte bei Thauwetter ein großer Felsblock in die Tiefe und zerschmetterte das etwa 150 Meter weiter unten liegende Wohnhaus von E. Schultheiß. Menschen waren zwar in großer Gefahr, kamen aber mit dem Schrecken davon. — Der in Bretten allgemein geachtete Bürger Alexander Hesselbacher wurde mit einem Schädelbruch todt aufgefunden. — Die in Dorf Kehl gestorbene ledige Rentnerin Heßlöhl hat der dortigen Gemeinde 40,000 M. nebst Liegenschaften im Werthe von 14,000 M. zu Schulzwecken vermacht. Außerdem wurden von ihr derselben Gemeinde noch weitere 20,000 M. zu öffentlichen Zwecken testamentarisch zugewiesen. — Im Zinken Ackerloch ist der „obere Hof" durch Feuer zerstört worden. Der dem Trunke ergebene Eigenthümer Furtwängler ist mitverbrannt. — Der Sohn des Bürgermeisters Farischon in Biethingen hat sich erhängt. — Der Küfer und Bierbrauer Jakob Groß aus Heitersheim ist erfroren; ertrunken sind der Metzgermeister Vögtle aus Neudingen und der pensionirte Förster Michel Schaller aus Steinmauern; der Sohn des Straßenwarts Schneckenburger in Oberbaldingen.

Elsaß-Lothringen.

† In Straßburg der Regierungsrath Gustav v. Wulffen, früher Kreisdirektor in Zabern. — Die alten Stadtbefestigungen in Schlettstadt nahe der städtischen Gasanstalt werden nunmehr beseitigt. Das dicke Mauerwerk wird durch eine Abtheilung Pioniere aus Straßburg gesprengt und abgetragen. — Nach dem Jahresbericht 1888—89 sind die Arbeiten zur Errichtung von neuen Hochöfen in Rombach so weit gediehen, daß der erste Hochofen im Laufe des Januar, und der zweite im Mai in Betrieb gesetzt werden kann.

Braunschweig. Anhalt. Lippe. Waldeck.

Bei der jetzt im Gange befindlichen Neuordnung und Katalogisirung des städtischen Archivs in Braunschweig durch den Doktor der Philosophie Rentwig sind wichtige, ja kostbare Funde bisher gänzlich unbekannter Handschriften und Incunabeln gemacht worden, deren Bekanntwerden einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte und namentlich Braunschweigs im Mittelalter bilden wird. — In Braunschweiger Officierskreisen erregt das plötzliche Verschwinden des mit der Verwaltung des Husaren-Officiers-Kasinos betrauten Sergeanten Schmidt vom Husaren-Regiment No. 17 nicht unbedeutendes Aufsehen. Das Verschwinden Schmidts erfolgte, nachdem er vom Kasinovorstand zur Rechnungsablegung aufgefordert war. — Der Maurer Wilhelm Willies in Essinghausen wurde dieser Tage Morgens früh in seinem Bett mit einem Schädelbruch todt aufgefunden. Die gerichtliche Untersuchung ergab, daß er am Abend vorher in eine Schlägerei verwickelt war. — Bei Gelegenheit einer unvorhergesehenen Revision stellte sich ein namhafter Fehlbetrag in der Steuerkasse in Stadtoldendorf heraus, worauf der Einnehmer Brachstedt verhaftet wurde. — † In Detmold Frau Charlotte Moscheles, die Wittwe des berühmten Klaviervirtuosen und Komponisten Ignaz Moscheles, den sie fast 20 Jahre überlebt hat. — Die Unterschlagungen des entlarvten Bürgermeisters Ringsdorff in Salzuflen nehmen immer größere Dimensionen an und übersteigen schon jetzt die Summe von 30,000 Mk., an welcher die Stadtkasse mit ungefähr 12,000 Mk. betheiligt ist. — Eine unverhoffte freudige Weihnachtsbescherung wurde dem Oberjäger Müller-Graßhoff der 1. Kompagnie des Westfälischen Jäger-Bataillons No. 7 und einigen seiner Kollegen in Bückeburg zu Theil. Dieselben gewannen in der Rothen Kreuz-Lotterie 75,000 Mark.

Mecklenburg.

Die Regierung hat dem Kriegervereine in Penzlin die Genehmigung zum Vertriebe von Loosen zu einer von der Mecklenburg-Schwerin'schen Regierung gestatteten Verloosung, deren Ertrag zur Errichtung eines Denkmals für die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., sowie für den Großherzog Friedrich Franz II. bestimmt ist, für das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz ertheilt. — Wegen Straßenraubs wurden der Arbeiter Friedrich Ruchhöft aus Teterow zu 7 und der Kupferschmied Ferdinand Schütt aus Stubbendorf bei Gnoien zu 3 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Oldenburg.

Der kürzlich in Oldenburg verstorbene Stadtdirektor a. D. Klävemann, früher in Varel hat in seinem Testament nahezu eine halbe Million Mark für wohlthätige Zwecke ausgesetzt. Es sind hieran betheiligt die Kinderbewahranstalt, das Elisabeth-Kinderkrankenhaus, die Stadtgemeinde, die evangelische Pfarrgemeinde, das von seinem verstorbenen Bruder errichtete Klävemanns-Stift, letzteres mit 150,000 M., und die Commission für Fonds und milde Stiftungen. Die letztere erhält 175,000 M. — Wie mitgetheilt wurde, ist der von Oldenburg nach begangenen Unterschlagungen durchgebrannte Postkassirer Kaul an der holländischen Grenze verhaftet worden. Derselbe hat sich im Gefängniß erhängt. Er hinterläßt eine Frau und 6 Kinder.

Schweiz.

In dem kürzlich verstorbenen Großrath Berset, Gerichtspräsident in Freiburg, verliert die ultramontane Partei einen ihrer tüchtigsten Vertreter — Die Schulgemeindeversammlung Amden hatte beschlossen, daß den Schulkindern jeder Familie ein Schultornister als Weihnachtsgabe verabfolgt werde. — Der Gewerbeverein in Chur errichtet mit Unterstützung der Regierung und des Stadtraths eine permanente Muster- und Modellsammlung. Im gleichen Lokal können auch Arbeiten von Gesellen und Meistern, die sich im Kanton niedergelassen haben, vorübergehend ausgestellt werden. — Der Gewerbeverein der Stadt Luzern hat sich in zahlreicher Versammlung einstimmig für Einführung gewerblicher Schiedsgerichte ausgesprochen und den Vorstand beauftragt, die zweckdienlichen Schritte zu thun, um das Institut auf dem Boden der Freiwilligkeit und gegenseitigen Uebereinkommens zu errichten. — In Chaurdefonds ist die Influenza in solchem Umfange aufgetreten, daß sämmtliche Schulen vor der Zeit Ferien machen mußten, denn die hinterlistige Krankheit hat 15 Lehrer und Lehrerinnen und gegen 1000 Schüler, ein Drittel der Gesammtzahl, befallen. — In Drasadingen brach am Weihnachtsabend, während die Gemeinde bei der Christbaumfeier in der Kirche versammelt war, neben letzterer Feuer aus; 4 Wohnhäuser und 3 Dekonomiegebäude wurden eingeäschert. Man vermuthet Brandstiftung. — † In Solothurn der Schulmann Bernhard Wyß. — Eine kantonale Versammlung von Delegirten des Grütlivereins in Zürich beschloß, Schritte zur Einführung eines kantonalen Fabrikinspectorats und zur Abschaffung des Haushaltungssteuer zu thun.

Vom Inlande.

Das garantirte Einkommen des Ex-Präsidenten Cleveland von der Advocatenfirma, welcher er als Specialanwalt beigetreten ist, beträgt pro Jahr $35,000.

Der „gewichtigste" Politiker im Staate Nord-Carolina ist der Gouverneur desselben, Scales. Derselbe wiegt 300 Pfund und spielt auch eine ausgezeichnete Figur als Stumpredner.

Zu der neuesten Mode im ländlichen Connecticut gehören Zwiebel-„Socials". Kußspiele sind bei diesen Gesellschaftspartien nicht verboten, zu denn es hat ohnehin Keiner und Keine — denselben Lust.

Weil er zwölf Jahre lang ununterbrochen Kopfweh gehabt, ohne irgendwelche Hilfe finden zu können, erhängte sich der Farmer N. Phillips in Stanford, Ky. Viele hätten es an seiner Stelle nicht so lange ausgehalten.

Wieder einmal ein großer Puff für Florida! In Orange City, Fla., soll ein Farmer einen Salatkopf gezogen haben, welcher nahezu sechs Fuß im Umfang mißt. So läßt sich wenigstens ein Bostoner Blatt schreiben.

Frl. Eva M. Brown, die einzige Tochter des „Negerheilandes" John Brown, ist gegenwärtig Privatsecretärin von Henry H. Faxon in Quincy, Mass., und hat außerdem die Leitung von dessen politischem Temperenzbüreau.

Kürzlich wurde durch eine Feuersbrunst in einem Städtchen Alabamas eine Privatbibliothek zerstört, welche 250 Bände officieller Berichte des Ackerbau- und Patentbüreaus enthielt. Der Besitzer soll aus allen Theilen des Landes Gratulationsschreiben erhalten haben.

Die neueste „geistreiche" Namenszusammenziehung, welche sich in englischen Blättern findet, heißt „Vernitzer Bly". Dieselbe soll nämlich besagen, daß die Nellie Bly mit dem Gelde Pulitzers eine Weltreise im Stile von Jules Verne gemacht hat.

Im County Davis, Nord-Carolina, wurde kürzlich das jüngste Paar getraut, das je, soweit bekannt, in diesem Staate in die Fesseln der Ehe geschmiedet worden ist, nämlich ein elfjähriges Mädchen und ein dreizehnjähriger Junge.

Washington A. Roebling, der berühmte Erbauer der East River Brücke zwischen New York und Brooklyn, hat dieser Tage in Trenton, N. J., seine silberne Hochzeit gefeiert. Bei dieser Gelegenheit überreichte er seiner Gattin ein Theeservice von Gold und Silber, das $20,000 werth ist.

Die Südamerikaner scheinen uns neuerdings in Methusalemen überbieten zu wollen. Ein Mann, der in Bogota, Südamerika, lebt, soll jetzt 180 Jahre alt sein. Soweit hat es unseres Erinnerns in den Ver. Staaten noch nicht einmal eine Negerin gebracht, sondern der höchste „Record" in unserem Lande betrug „nur" 175 Jahre.

Im Alter von 113 Jahren, 11 Monaten und 17 Tagen starb kürzlich in der Nähe von Frisco, Ark., George W. Sims. Derselbe blieb bis zu seinem Todestage im Besitz aller seiner Fähigkeiten. Er konnte noch ohne Unpäßlichkeit auf dem Pferde sechs bis acht Meilen weit reiten und las gewöhnlichen Druck ohne Hilfe einer Brille.

Ein Verein „enttäuschter Liebender" hat sich in Boston gebildet. Dieser Verein kann nicht von langem Bestand sein, denn die Opfer enttäuschter Liebe wissen sich mit der Zeit an ein anderes Opfer anzuschließen. Dagegen hätte ein „Verein enttäuschter Ehemänner" schon bessere Aussichten auf viele Mitglieder, die ihm lebenslang angehören würden.

Jüngst hat ein Richter in Montreal, Canada, entschieden, daß es gleichbedeutend mit einem thätlichen Angriff ist, wenn ein Gläubiger von seinem Schuldner Geld in dessen Geschäft oder auf der Straße verlangt, da der einzige Platz hierfür die Wohnung des Schuldners sei. Die Letzteren werden in Montreal von nun ab schwerlich mehr zu Hause anzutreffen sein.

Jetzt kommen Cigarettenfreunde mit der Behauptung, daß das Cigarettenrauchen vor der Grippe schütze. Sie kommen damit zu spät. Vor zwei Monaten wäre vielleicht mit der Verbreitung dieser Angabe ein gutes Geschäft zu machen gewesen. Sollte aber die Behauptung wahr sein, so gäbe es doch wenigstens eine Macht, vor welcher selbst die Grippe die Waffen strecken muß.

Etwas weit hat eine Frau in Biddeford, Me., die hingebende Neigung für ihren Gatten getrieben. Letzterer wurde wegen eines Rausches auf 30 Tage in's Gefängniß geschickt. Sobald die Frau das hörte, trank sie sich sofort einen noch größeren Rausch an, um ihrem geliebten Manne sogleich nachgesandt zu werden. So steht es wenigstens in dem „Lewiston Journal" zu lesen.

Henrik Ibsen, der rasch berühmt gewordene realistische Dramendichter von Norwegen, der von seinen Verehrern in Deutschland und anderwärts vergöttert wird, soll sehr unangenehm darüber enttäuscht sein, daß seine Werke in den Ver. Staaten keine epochemachenden Eindrücke hervorgerufen haben. Ein solcher Realist, wie er, sollte sich auch in seinen eigenen Angelegenheiten nicht so leicht in Illusionen wiegen.

An einer räthselhaften Krankheit liegt ein junges Mädchen in Pittsburg schwer darnieder, und es ist das Gerücht verbreitet, daß die Krankheit auf das Einnehmen von „Liebespillen" zurückzuführen sei. Das Mädchen erkrankte unmittelbar nach dem Besuch einer Hochzeit und geberdete sich wie wahnsinnig. Nun, da die Liebe selber für ungesund gilt, so wäre ja nichts Wunderbares daran, daß auch „Liebespillen" krank machen.

In Oakdale Station, sechs Meilen von Mansfield Valley, Pa., lebt ein Deutscher Namens Kaufmann, der ein merkwürdiges Töchterlein besitzt. Das jetzt neunjährige Mädchen kann weder Deutsch noch Englisch sprechen, sondern spricht eine ganz eigene Sprache, die außer ihr nur ein Nachbarskind versteht, dem sie dieselbe beigebracht hat. Im Uebrigen ist das Mädchen durchaus geistig geweckt. Ein interessanter Gegenstand für Sprachgeschichte-Forscher!

Beträchtliches Aufsehen verursacht in Montgomery, Ala., und Umgegend der Uebertritt eines der Methodistenkirche angehörigen schönen Fräuleins, Namens Ella Gaston, zum Judenthum. Der Uebertritt soll angeblich erfolgt sein, weil das Fräulein einen jungen ländlichen Kaufmann mosaischer Confession, Namens Abraham Lehmann, heirathen will. Bis jetzt weiß man indeß nur, daß Lehmann die Dame zu dem Religionswechsel überredet hat.

In einem Schreiben, das er in einem San Franciscoer Blatte erscheinen läßt, greift J. B. Coghlan, welcher den amerikanischen Bundesdampfer „Mohican" befehligt, das Ingenieurs- und andere Departements heftig an und erklärt: „Das Geschäft unserer Flotte kommt im Allgemeinen immer mehr auf den Hund." Daraus kann man also, wenn es wirklich wahr ist, wenigstens den einen Trost schöpfen, daß das amerikanische Flottenwesen immer noch schlechter werden kann, als es schon ist.

John H. Schäfer, ein bekannter deutscher Metzger in Baltimore, hat ein Patent auf eine neue Erfindung erwirkt, die im Räuchern von Fleisch und Würsten mittels Dampfes besteht. Das Schäfer'sche Verfahren soll alle bisherige Räucherungsmethoden in jeder Beziehung übertreffen, namentlich, was die Schnelligkeit, die Geld- und Materialersparniß, die Reinlichkeit, die Sicherheit gegen die so verhängnißvollen Feuersbrünste in Schlachthäusern und den größeren Schutz für die Augen des Arbeiters betrifft.

Einen unglaublichen und unverwüstlichen Appetit nach Erdnüssen (Peanuts) besitzt Caleb Loengood, ein wohlhabender Einwohner von Pottstown, Pa. Erdnüsse sind und bleiben sein Haupt-Nahrungsmittel, und er vertilgt oft sechs Quarts davon auf einmal. Er erbietet sich, im Fall einer Wette neun Quarts auf einmal zu essen, und wartet begierig auf die Herausforderung zu einem solchen Peanuts-Duell. Uebrigens versichert er, daß er die Erdnuß-Vertilgung „wissenschaftlich" betreibe; was er aber damit meint, ist noch unaufgeklärt.

Hr. O. K. Mohr, Herausgeber der „News" in Slatington, Pa., scheint viel auf einmal durchgemacht zu haben, wie man wenigstens aus folgendem Artikelchen seines Blattes schließen kann: „Auch der Herausgeber ist endlich unterlegen. Am Donnerstag und Freitag litt er an der „Grippe", am Samstag hat er sich verheirathet, — und am Montag Morgen kam er wieder völlig „all right" und geistig rüstiger, als je, in das Redactionsbüreau." Sollte er beide besagte Ereignisse als Unglück betrachten, — oder will er etwa andeuten, daß die Heirath ihn von der Grippe kurirt habe?

Sobald das Wetter für den Seeverkehr wieder günstig sein wird, werden die Wettfahrten zwischen den alten und neuen „Ocean-Windhunden" lebhafter als je wieder aufgenommen werden. Der Inman-Dampfer „City of Paris" wird die Concurrenz von nicht weniger als sechs neuen oder neu ausgerüsteten Schnelldampfern verschiedener Linien zu bestehen haben, und es muß dahingestellt bleiben, wird aber bereits vielfach bezweifelt, ob er seinen bisherigen Ruhm wird behaupten können. Wenn nur nicht irgend eine fürchterliche Katastrophe diesen bedenklichen Wettfahrten ein plötzliches Ende bereitet. Schon im letzten Herbst war es in einem Falle nahe daran!

Schrum, ein anderes Bild! Heute Grippe, morgen Nellie Bly, übermorgen Weltausstellungs-Streit, dann der nächste Faustkampf John Sullivans, und ehe man sich's versieht, wird auch wieder die Seeschlangen-Zeit da sein. Bereits vor einigen Tagen hat sich wieder die erste Seeschlange in einem südlichen Gewässer blicken lassen, aber sie konnte noch keinen Eindruck machen; denn gerade brausten Schnee- und Froststürme durch das Land und Nellie Bly war noch nicht einmal in New York angekommen. Wenn die Seeschlange vergißt, daß sie doch immer nur ein Lückenbüßer ist, wenn auch manchmal ein recht wichtiger, wird sie stets ein „Fehlschlag" sein.

Dem Bundessenator Blair von New Hampshire, dem bekannten Prohibitions- und sonstigen „Crank", schreibt der Bostoner „Globe" Folgendes in's Stammbuch: „Hr. Blair ist bombenfest davon überzeugt, daß seine südliche „Erziehungs-Bill" schon längst angenommen worden wäre, wenn nicht der Einfluß der Jesuiten wäre. Er war auch derselbe, welcher zuerst die erstaunliche Entdeckung machte, daß im Redactionsstabe eines jeden wichtigen Blattes in den Ver. Staaten ein Jesuit sitze. Der phantasiereiche Senator sieht die Jesuiten so dicht herumschwärmen, wie Mikroben in der Malariafieber-Saison. Wir haben bis jetzt noch nicht gehört, daß er das schlechte Wetter und die Grippe und den Fehlschlag der Eisernte den Jesuiten zugeschrieben hat, aber wir erwarten es stündlich, daß er es noch thun wird."

Nathaniel Hawthorne, der hochangesehene amerikanische Novellist, der bekanntlich des lieben Brotes halber auch mehrmals Zollamts-Stellungen bekleidete, hat unsere Politiker und ihr Treiben gehaßt. Er schrieb einmal an einen Freund: „Ich bete zum Himmel, daß ich über's Jahr auf irgend eine Weise aus diesem verwünschten Zollhaus loskommen möge. Denn es ist eine sehr drückende Knechtschaft. Ja, ich verabscheue alle Aemter, — wenigstens alle, welche als politisches Lehen bekleidet werden, und ich mag gar nichts mit Politikern zu thun haben. Ihre Herzen welken dahin und sterben bei lebendigem Leibe. Ihre Gewissen verwandeln sich in Kautschuk oder irgend eine andere Substanz, die ebenso schwarz und ebenso dehnbar ist! Etwas wenigstens habe ich durch meine Zollhaus-Erfahrungen gewonnen: ich habe den Politiker kennen gelernt. Und diese Kenntniß hätte ich durch kein vorheriges Nachdenken oder gar Fühlen erwerben können; denn dieses viehische oder vielmehr maschinenhafte Wesen liegt nicht von Haus aus in unserer Natur."

Ungewöhnlich lebhaft ging es kürzlich im Locale der „United States Expreß Co." in New Orleans zu früher Morgenstunde her. Ein riesiger Alligator nämlich, volle elf Fuß lang, der zur Versendung dorthin gebracht wurde, riß sich von dem Brett, auf dem er festgebunden war, los; die Stricke rissen wie Zwirnsfäden. Einmal frei, stieß er ein gewaltiges Gebrüll aus und war binnen wenigen Augenblicke unbeschränkter Alleinherrscher der „Office", die er nach allen Richtungen durchstöberte. Die Clerks und andere Anwesende flüchteten auf Tische und Pulte und beobachteten aus sicherer Entfernung die etwas gefährlichen Spielereien des Unthüms. Der Geschäftsführer, welcher zur Zeit abwesend war, kam kurz nachher zu einer der Thüren herein; er bemerkte die Clerks auf ihren erhöhten Beobachtungsposten und fragte, was los sei, — als plötzlich der Alligator ein furchtbares Gebrüll losließ, und der Geschäftsführer mit affenartiger Geschwindigkeit verschwand, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen. Die Bestie wurde schließlich „gelassoet", wieder an das Brett festgebunden, diesmal aber sicherer, und am Nachmittag dampfte sie mit einem Schnellzug weiter.

Patrick Brady, ein junger Gypser, ist einer der beklagenswerthesten Menschen, die New York gegenwärtig aufzuweisen hat. Er hatte das Unglück, seine Schwiegermutter zu verlieren, — ein Unglück, dessen Größe Jedermann ermessen kann, und seit dem Begräbniß der guten alten Dame, welches am Neujahrstag stattfand, litt der Aermste an der fixen Idee, der Geist der Dahingeschiedenen verfolge ihn und drohe, ihn aus der Welt zu schaffen. Böse Zungen, denen nichts heilig ist, werden aus dem traurigen Schicksal Bradys, eines Landsmannes des unglücklichen McGinty, natürlich wieder schlußfolgern, daß Schwiegermütter selbst nach ihrem Hinscheiden noch gefährlich sein könnten. Uns liegen selbstverständlich derartige Gedanken ebenso fern, wie der Nordpol dem Südpol; wir begnügen uns damit, das tiefste Mitleid mit dem Aermsten auszudrücken, der in dem Wahne lebt, der Geist einer ihm theuren Person wolle ihn ermorden. Und so fest wurzelt der Wahn, daß Brady, der von einem Polizeirichter zur Untersuchung seines Geisteszustandes festgehalten wurde, ein Messer zog, um sich gegen den vermeintlichen Geist der Schwiegermutter zu vertheidigen. Trotz aller Sympathie mit dem bedauernswerthen Mann wäre es Unrecht, seines Schicksals wegen, an welchem die Schwiegermutter gewiß unschuldig ist, von den Schwiegermüttern im Allgemeinen schlechter zu denken, als bisher.

Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(7. Fortsetzung.)

„Du hast den schwachen Vater zu bestimmen gewußt, so jung Du noch gewesen, seinen angenommenen und rechtlich gleich Dir gestellten Sohn wie mit einem Almosen abzufinden, ihm sein Recht zu schmälern, ohne Grund ihn wie einen Unwürdigen zurückzusetzen. Aus seinem Herzen wäre es nie gekommen — Du hattest seinen Sinn berückt, Du Habsüchtige. Jeder zeigte mit Fingern auf Dich; Jeder erkannte, daß ich um Deinetwillen, durch Dich in dem Meinigen verkürzt worden war. Zittert nicht noch jetzt in Dir die Habgier nach meinem Erbe? Sagtest Du es nicht offen heraus, daß es Dir gebührte?"

Er stand wie ein strafender Richter vor ihr und in ihrem Zorn suchte sie vergeblich sich seiner Ueberlegenheit zu entziehen. Seine Anschuldigung erdrückte ihre Kampfslust; seine Sicherheit, mit der er sie moralisch niederbeugte, flößte ihr Furcht ein, die sie vor dem sonst so gutmüthigen, liebenswürdigen, bescheidenen Manne am wenigsten gekannt hatte. Sie fand kein Wort.

„Genug davon," hob er wieder an. „Mich trieb nichts, diese Sache zur Sprache zu bringen, als um Dir zu erhärten, daß ich ein Recht habe, auf dem ich so fest und sicher stehe, wie Du und ohne jemals Gewissensbisse dabei fürchten zu müssen, wie Du. Mein Recht als Sohn Deines Vaters, als Dein Bruder, als ein Siegfried, werde ich zu wahren wissen, und grade Dir gegenüber will ich es zur Geltung bringen."

„Mir gegenüber?" bebte es von ihren bleichen, schmal zusammengezogenen Lippen. „Du wagst es, mir zu drohen?"

„Nicht zu drohen, aber Dich zur Rechenschaft zu ziehen."

„Du?"

„Ja, mit meinem Recht, als Dein älterer Bruder, um die Ehre der Familie, welcher er angehört, zu schirmen."

„Du?" stotterte sie wieder in erstickender Wuth mühsam hervor, „Du?"

Er nickte mit dem Kopf.

„Du hast den Bruch mit Deinem Manne auf eine unverantwortliche Weise gesucht," erhob er seine neue Anschuldigung; „Du willst Dich scheiden lassen, ohne daß ein sittlicher oder vernünftiger Grund Dich dazu berechtigte. Ich habe es ja aus Deinem eigenen Munde gehört, wessen Du Deinen Mann beschuldigt, um Vorwände für Dein freventliches Handeln zu haben. Du sprachst von seinem Bankerott, von einem Attentat auf Dein Vermögen. Nun, Dein Mann wird weder bankerott werden, noch bedarf er Deines Geldes mehr."

Sie hatte während dieser Worte ihre Fassung zurückgewonnen und, wie ein Wild vom Verfolger gestellt, sich zum Kampf gerüstet.

„Hat Dir," entgegnete sie mit dem schneidenden Hohne, mit dem sie ihm gleich nach seiner Ankunft auf seine Fragen geantwortet hatte, „mein Mann dies Alles vertraut?"

„Ich weiß es."

„Und Du sollst es mir wieder sagen als sein Bote, nicht wahr? Er hat sich das Geld anderwärts verschafft und glaubt, nun sei auch Alles wieder zwischen uns in Ordnung. Vielleicht hast Du Deinem lieben Schwager gar Deine hunderttausend Mark gegeben, wenn Du sie überhaupt noch besaßest?"

Er hielt einen kalten, festen Blick auf sie und sagte:

„Ich gab ihm, was ich geerbt und was ich mir erhalten habe. Ich that es um der Ehre des Hauses Siegfried willen, wozu Du Dich nicht verstehen wolltest."

Sie biß sich auf die Lippen. Im Augenblick verwand sie nicht die Ueberraschung und Beschämung, welche ihr diese Mittheilung bereitete.

„So!" preßte sie endlich heraus. „Das thätest Du? Nun, es geht mich ja nichts an. Du kannst ja mit Deinem Gelde machen, was Dir behagt. Aber ich kann auch mit dem meinigen thun und lassen, was mir gefällt, und in das Geschäft wollte ich es eben nicht geben."

„In das Geschäft Deines Mannes, in das Deiner Familie!"

„Gleichviel. Wie es zwischen mir und meinem Manne geworden, will ich weder geschäftlich noch sonst etwas mehr mit ihm gemein haben. Das ist fester Entschluß bei mir; ich habe ihn meinem Manne angekündigt und ich wüßte gar keine Veranlassung, ihn jetzt noch anderen Leuten zu verhehlen. Nichts ändert diesen Entschluß, und würde auch Herr Schauß wieder im Stande und geneigt sein, die Kosten für einen mir zusagenden und meinen berechtigten Ansprüchen genügenden Haushalt zu bestreiten."

Sie drehte sich wieder weg von Robert, als habe sie nun Alles gesagt, was sie ihm noch zu sagen Lust gehabt, und marschirte hastig hin und her über den weichen Teppich.

Er verfolgte sie mit seinen ernsten, sinnend gewordenen Augen.

„So giebt es für Dich also noch andere Gründe?" fragte er nach einer Pause.

„Welche man will," warf sie hin.

„Du bist es Deiner Familie, Onkel Friedrich und mir schuldig, einen Schritt, wie Du ihn beabsichtigst, ausreichend zu rechtfertigen."

„Ich bin nichts schuldig, dem Onkel Friedrich nicht, und Dir vollends nicht. Ich bin mündig und verstehe von meinem freien Willen Gebrauch zu machen. Meine Angelegenheiten stelle ich nicht unter Vormundschaft. Wenn ich noch Rede darüber zu stehen habe, so ist es vor Gericht, und damit benügt Euch."

„Und Du wolltest Dich zur Richterin über meine Heirath mit Helene aufwerfen, darin eine Rücksichtslosigkeit gegen die Familie finden, während Du selbst durch einen solchen Scheidungsprozeß die öffentliche Aufmerksamkeit in peinlichster Art auf Deine Familie lenken wirst? Was wird die Welt sagen?"

„Was ihr beliebt, es ist mir sehr gleichgültig. Eine Scheidung ist ja nichts Unehrenhaftes. Man hat sich geirrt, als man sich heirathete, und man trennt sich, nachdem man seinen Irrthum eingesehen hat. Das ereignet sich alle Tage und in allen Kreisen der Gesellschaft."

„Dein Mann hat Dir Alles zu Liebe gethan — was hast Du ihm vorzuwerfen?"

„Denke, daß ich ihm vorwerfen kann, mich nicht glücklich gemacht zu haben, oder was Du sonst willst."

„Das ist Leichtsinn, Elise, das ist sündhaftes Spielen mit dem Lebensglück, auch Anderer."

„Ich stehe mir am nächsten, und wenn ich lebe, so erstrebe ich, mich glücklich dabei zu wissen. Sonst hat das Leben keinen Zweck. Mein Mann wird sich trösten; er behält ja nach dem Testament das Geschäft. Er hat selbst begriffen und eingestanden, daß wir nicht mehr zu einander passen. Warum also sich gegenseitig quälen?"

„Und Dein Kind?" rief Robert entrüstet, „Dein Wolfgang?"

Sie schritt noch immer hin und wieder.

„Pah, ich bleibe seine Mutter. Sein Vater kann ihn erziehen. Mir fehlt die Begabung, Mutter zu spielen. Dafür kann ich nicht."

„Weib!" trat ihr Robert entgegen, „hat Dir der Schöpfer denn einen Stein statt eines Herzens in die Brust gegeben?"

„Ich bitte Dich — keine Scene! Keine mehr. Die Aufführung hat schon allzu lange gedauert."

„Was hat Dich so verhärtet?" drang er entschlossen in sie. „Ein Schuldbewußtsein?"

„Ich bitte Dich; wiederhole ich."

„Ein Schuldbewußtsein, ja, es kann nicht anders sein."

„Die Vernunft, ich habe es Dir schon einmal gesagt."

„Die Vernunft? Nein, das Gegentheil, oder eine Vernunft, wie sie der Verbrecher anwendet, um seinen Zweck zu erreichen."

Sie lachte erzwungen auf.

„Malst Du wieder?" spottete sie. „Nun, es ist ja Dein Handwerk."

„So verändert," erwiderte er unbeirrt, „bist Du erst seit Deiner Rückkehr von der Reise."

„Ei, ei, wie scharfsinnig!"

„Bernhard glaubt die wahre Ursache zu kennen. Der Herr Baron v. Schaal —"

Er hielt inne und beobachtete sie scharf. Sie warf trotzig ihren Kopf mit der goldblonden Haarfülle zurück, die lose über ihre Schultern fiel.

„Was sich Bernhard mit seiner Eifersucht doch noch für Leiden schafft," antwortete sie leichthin. „Er hat es gar nicht mehr nöthig."

„Elise, Du umgehst die Frage. Hätte Bernhard Recht —?"

„Nun?" forderte sie ihn heraus.

„Dann wärst Du eine treulose Verrätherin an Gatten und Kind und ehrlos würdest Du in Deiner Familie dastehen."

„Brrr!" machte sie in künstlichen Schaudern. „Schrecklich!"

Robert sah ihr noch einige Minuten zu, wie sie sich jetzt in einen Sessel am Fenster setzte und durch die Scheiben gelassen hinausschaute. Dann sagte er zum Abschied

„Mehr mit Dir zu sprechen, wüßte ich nicht."

„Gottlob!"

„Es war eine ernste, aber wohl eine letzte Auseinandersetzung zwischen uns."

„Noch eine wäre überflüssig."

„Du stößest Deinen braven Gatten von Dir, Deinen Sohn; auch mich. Ich soll Dein Bruder also nicht mehr sein."

„Du warst mir immer ein gemachter. Ein echter hätte wohl nicht ohne Weiteres die Partie meines Mannes ergriffen, sondern die meinige. Ich bin es satt, die Rolle einer Schwester gegen Dich spielen zu sollen."

Sie würdigte ihn keines Blickes dabei.

Er aber konnte die Augen noch nicht von ihr wenden. In schmerzlichem Ausdruck ruhten sie auf ihr, und als müßte er einem letzten Herzensschlage für sie nachgeben, murmelte er:

So bin ich für Dich Robert Werg geworden. Du hast es gewollt. Ich lasse mein Bruderrecht fallen."

„Er hat sich von selbst gemacht," sprach sie wie zu sich allein; „was nicht zusammengehört, zerfällt in seine Theile. So in der Ehe, so im Leben sonst noch. Das ist natürlich. Darüber kann man nicht unglücklich sein."

Er hörte ihre letzten Worte nicht mehr, er hatte schon ihr Zimmer verlassen.

IX.

Wie betäubt betrat Robert die Straße. Er athmete auf, als die freie Luft ihn umfing, wie von einem Alpdruck erlöst. Da drüben waren die Bäume des Thiergartens; ihre Kronen trugen noch das dunkle Grün, aus dem der Septemberwind nur erst einzelne gelbe Blätter herausgeschüttelt. Das Buschwerk und der Rasen prangten noch und die klaren Strahlen der späten Vormittagssonne spielten darüber. Dahin lockte es ihn wie in einen heiligen Hain, in den sich ein gequältes Gemüth flüchtet, um sich zu beruhigen. Seine Seele lechzte nach der lauschigen Einsamkeit der Waldnatur, die hier so nahe an das Geräusch und den Verkehr der Straße sich ausbreitet, weit hinein, von breiten, sauberen Wegen und schmalen, durch Dickichte sich schlängelnden Pfaden durchzogen.

Alle die Empfindungen, welche der Auftritt mit Elise so heftig gereizt hatte, kamen hier in der Ruhe und Einsamkeit unter den Bäumen noch einmal und in wildem Durcheinander über ihn. Bis in die Tiefen seiner Brust war es in Aufruhr und es stiegen Erregungen aus ihnen empor, die ihm bisher fremd gewesen waren. Zorn und Abscheu, Verwunderung und Aerger, Kummer und Entrüstung über das, was er von seiner Schwester Lippen gehört, stritten mit einander und konnten lange keinen Ausgleich finden. Bald hing er ihren gefühllosen Aeußerungen über sein arbeitsloses Leben, über sein Künstlerthum nach, bald ihren Anspielungen auf sein Erbtheil und ihrem Verdacht seiner Speculation auf Onkel Friedrich's dereinst sich ergebenden Nachlaß, was ihm noch niemals im Traume eingefallen war. Dann gedachte er ihrer schamlosen Offenheit, mit der sie ihre Habsucht, ihren Sinn nach Geld und Reichthum an den Tag gelegt, und dann wieder ihrer unerschütterlichen und unerklärlichen Hartherzigkeit, mit der sie von ihrem Entschluß einer Trennung von Mann und Kind, gesprochen. Und wie sie ihn von sich gestoßen, überlegt ihn auf's Empfindlichste beleidigt, zu erniedrigen versucht mit dem Hinweis auf seine Geburt, sein armes Herkommen, seine Adoptirung durch ihren Vater! Alles dies wirbelte lange durcheinander; ihm war, als sei plötzlich die Vergangenheit all' der Täuschungen entkleidet, in der sie ihm bisher so freundlich erschienen; als seinem Leben ein Stoß gegeben worden, der es aus einem Garten in eine Wüste treibe.

Und immer von Neuem und immer am mächtigsten hob sich eine wehmüthigreuige Empfindung über alle anderen hervor, die in der stummen Frage sich ausdrückte: „Warum habe ich noch nie an meinen Vater gedacht?"

Und wie er auch Elise immer entschiedener verurtheilte und sich gerechfertigter fühlte, ihr fest und vorwurfsvoll, verdammend zuletzt, entgegengetreten zu sein, so klang ihm doch fort und fort der Name Werg in den Ohren und sein Mund bebte leise die Frage ab:

„Hatte ich nicht eine Mutter und einen Vater, ehe ich Herrn Wilhelm Siegfried's Sohn wurde?"

Das Herz war ihm so voll, daß es zerspringen wollte. Nach einem Menschen suchte er in seiner Beklemmung, an dessen Brust er sich werfen könnte, um Trost zu finden. Es konnte kein Anderer sein als Onkel Friedrich.

Ja, dieser Mann stand ihm für das höchste Vertrauen, für Thränen, die ein Männerauge weinen möchte, um die Spannung in der Brust zu lösen, am nächsten.

Der war es gewesen, welcher ihn als Kind immer am liebevollsten behandelt hatte und der ihm als ein echter väterlicher Freund bis zu diesem Tage treulich zur Seite gestanden. Was er als Knabe auf dem Herzen gehabt, mit ihm hatte er am liebsten, und als er älter geworden, nur noch allein gesprochen. Wohl wahr, daß sein Bruder Wilhelm für das Kind welches er angenommen und in alle Rechte eines eigenen gesetzt hatte, gütig sorgte und es ihm an nichts fehlen ließ; aber Onkel Friedrich hatte sich doch immer väterlicher, immer gleich in seiner Theilnahme gegen Kleinen gezeigt. Jetzt kam ihm dies Alles mehr in Erinnerung und in kritischen Betracht, wie je zuvor. Das hatte Elise bewirkt, indem sie ihn an diese früheren Verhältnisse so böswillig gemahnt.

Denn er hatte es schon als Kind gemerkt, nun aber grübelte er zum ersten mal darüber, daß mit der Geburt Elise's die Freunde seiner zweiten Aeltern an ihm sich bedeutend mäßigte und sie ihre volle Liebe der eigenen Tochter zuwandten. Es war am Ende zu natürlich, als daß es hätte anders sein können, und daher war es ihm auch nicht schmerzlich aufgefallen. War doch immer Onkel Friedrich da, der unverändert gegen ihn blieb! Es kam ihm jetzt ins Gedächtniß, wie dieser oft mit seinem Bruder, dem alten Herrn Wilhelm Siegfried, über die Ankunft Elise's auf Erden gescherzt. Das Siegfried'sche Ehepaar war so lange Zeit vorher kinderlos gewesen, daß es alle Hoffnungen auf Nachkommenschaft aufgegeben und deswegen den verwaisten Knaben Robert Werg an Kindesstatt angenommen hatte. Kaum ein Jahr später wurde ihm nun doch noch Elise geboren, und Onkel Friedrich meinte oft, dies unerwartete Ereigniß könne nur durch den Geschmack an Mutterglück, wie es Frau Siegfried durch die Adoptirung des kleinen Robert empfunden, möglich geworden sein. Frau Siegfried aber mußte für ihre so spät geborene Tochter einen schweren Preis bezahlen. Sie wurde nicht wieder gesund und starb nach einigen Jahren an der Schwindsucht. Sie am meisten, oder richtiger allein, hatte die Annahme des fremden Knaben wohl als Uebereilung bereut. Bei allen ihren guten Eigenschaften konnte sie doch in der Mutter nicht die innerste Natur des Weibes, die Liebe zu ihrem Kinde und die Eifersucht auf das angenommene, verläugnen.

Ueber drei Jahre älter war er, Robert, als Elise, und sie wuchsen wie ein richtiges Geschwisterpaar auf. Man hätte meinen müssen, sie wüßten es nicht anders, als daß sie als Bruder und Schwester natürlich zusammen gehörten. Niemand sprach nach dem Tode von Frau Siegfried ein Wort, welches auf die Adoptirung Robert's zielte, oder gar eine Eifersucht unter den Kindern deshalb hätte erregen können. Wurde später Elise herrischer, launischer und oft zänkisch gegen ihren Bruder, so waren dies sicherlich aufgegangene Keime, die ihre Mutter ihr in den ersten Mädchenjahren noch ins Herz geworfen. Aber Robert legte kein Gewicht darauf, gab ihr nach, weil er sie lieb hatte und ohne zu denken, daß er weniger werth als Mitglied der Familie sein könnte, denn sie. Wie und daß er ein aufgepfropftes Reis der Siegfrieds geworden, hatte er vergessen; daran waren ihm die Erinnerungen verblichen und Niemand, selbst Elise nicht, rief sie wieder stärker hervor.

Onkel Friedrich war ein sehr tüchtiger Mann im Geschäft, hatte sich gründlich und geschickt nach seinem Studien- und Wanderleben dahinein, in Felle und Leder, gearbeitet und sich als Stütze und Stellvertreter seines älteren Bruders, des gewiegten Kaufmanns, durchaus bewährt. Doch zuweilen, mitten in der Woche, zumal im Frühling und Sommer, mußte er hinaus in Flur und Wald, schon in der ersten Frühe und bis die Sonne sank.

Auf diesen Fahrten meilenweit über Land, durch den Grünewald oder nach dem Müggelsee, nahm er gewöhnlich seinen Liebling mit, schon als er noch so klein war, daß ihn die jungen Beine nicht viele Stunden hintereinander tragen konnten, und ebenso als er ein kräftiger Bursch geworden. Und noch jetzt strichen sie so durch die Landschaft gar manchen Sommertag.

Allemal war dies ein Festtag für ihn gewesen, denn Onkel Friedrich erzählte gern von allerhand und in eben so unterhaltender wie belehrender Weise für seinen Begleiter. Seine Freude an der Natur, an ihrer Schönheit auch in den bescheidenen Erscheinungen der märkischen Waldseen und der Havelufer, der Hügelketten längs der wasserreichen Oberspree, der Inseln und Berge bei Potsdam, lernte der Knabe begreifen und würdigen. Seine Achtung vor allem echt Menschlichen, seine Auffassungen von Menschen und Dingen waren ihm in Blut und Fleisch übergegangen, und er war der verehrende Schüler eines Mannes geworden, der als Philosoph und Künstler, als Kaufmann und Gelehrter sich sein bestimmtes, eigenartiges Menschenthum gebildet hatte und dem in den Hauptzügen nachzufolgen ihm Ehrgeiz wurde.

Gut sein, um der eigenen und stillen Genugthuung willen; klug sein, um sich Verdruß und Aerger damit möglichst zu ersparen; streben, um dem Leben eine höchste Entfaltung zu geben; das Schöne lieben, um dem Häßlichen aus dem Wege zu gehen; Geld erwerben, um durch Reichthum unabhängig vom Gemeinen zu sein; den Besitz von Vermögen hochstellen, um nicht aus eigener Schuld in Bedrängniß oder gar Armuth zu gerathen; leiblich und geistig sich Genüsse verschaffen, die erquicken und nicht erschlaffen — so waren etwa die Formeln der Weisheit Onkel Friedrich's, wie sie Robert gelernt, oder wie er sie selbst abgefolgert, um des Hagestolzen Gewohnheiten sich zu erklären. Sie mochten Manchem als sehr selbstsüchtiger und eigensinniger Art, und er damit als ein Sonderling erscheinen; aber Niemand besser als er, sein Jünger, wußte, daß er der gütigste Mensch von der Welt war, wenn man ihm nicht seine Zirkel störte.

Und dieser Onkel Friedrich — Gott wußte, warum er sich nicht verheirathet hatte! — war es eigentlich gewesen, der ihn zum Maler bestimmte. Er entsann sich noch, und jetzt dachte er mit Lebhaftigkeit wieder daran, wie eines Tages in seiner Gegenwart, als er bereits confirmirt war, Vater Wilhelm Siegfried zu seinem Bruder und Geschäftsgenossen sagte:

„Was soll denn eigentlich der Robert werden? Kaufmann?"

„Na, Junge," hatte ihn darauf Onkel Friedrich selber gefragt, „was meinst Du?"

Freimüthig hatte er darauf geantwortet:

„Zum Kaufmann hätte ich wenig Lust."

„Dann," erwiderte Wilhelm Siegfried sogleich, „sollst Du es auch nicht werden. Es wäre kein Gewinn für unser Geschäft, wenn es dereinst nicht von einem tüchtigen Kaufmann, der es mit Leib und Leben ist, weitergeführt würde."

„Stimmt," bemerkte der Onkel sinnend; „besser auch, man sucht einen neuen Compagnon."

Dabei hatte er gewiß an seinen Austritt aus dem Geschäft und an einen Ersatzmann für sich in demselben gedacht, während sein älterer Bruder offenbar schon seine Zukunftspläne wegen des heiligen Familiengutes mit seiner leiblichen Tochter in Verbindung brachte.

„Er kann ja studiren," schlug dieser auch sogleich vor.

„Oder wenn er Maler würde!" fragte Friedrich. „Er hat's dazu. Warum soll er sein Talent nicht, wie es ist, berücksichtigen? Davon zu leben, wird er ja einmal grade nicht nöthig haben. Wäre es Dir nicht recht, Junge, mit der Kunst?"

„O, gern, gern," rief Robert überglücklich.

So that man denn ihm den Willen und auch dem Onkel Friedrich, welcher in allen Stücken viel bei seinem Bruder und ihm wie Robert's Vormund im Besonderen galt.

Mit seinem fünfzigsten Jahre, wie er es sich vorgenommen, hatte Onkel Friedrich seinen Geschäftsantheil an den jungen Bernhard Schauß abgetreten und sich, wie er wohl scherzte, lediglich seinen Musen gewidmet. Auch die Ausführung dieses längst gehegten Entschlusses kennzeichnete den Rest seines Lebens, er wie einst seine Jugend, genießen, und besaß ja vollauf die Mittel dazu. Wie groß sein aus dem Geschäft gezogenes Vermögen sei, wußte zwar Niemand. Darüber beobachtete er eben so Stillschweigen, wie über die Art der Anlage seiner Capitalien.

Das war sein Geheimniß, schien es. Die Leute hielten ihn für geizig und man erzählte, daß er auf selbst sehr vortheilhaft gemeinte Ansinnen, die ihm seine Bekannten wegen Darlehen machten, niemals eingangen war. Er wollte jedenfalls nicht an seinem fest angelegten Vermögen rühren und in dem Bezug seiner Zinsen weder nach unten, noch nach oben einer kleinsten Ungewißheit sich ausgesetzt sehen. Daraus machte er gar kein Hehl. Und doch, Robert wußte es, gab er einen großen Theil seines Einkommens für mildthätige Zwecke aus. Vergebens würde man sich an ihn gewandt haben, um zu öffentlichen Sammlungen irgend einer Art eine Summe beizutragen, in irgend einer Liste unter den öffentlichen Wohlthätern zu stehen.

Aber er studirte in den Zeitungen, wo er im Stillen helfen konnte, oder er ging auf ein ihm zu Ohren gekommenes Unglück in armen Familien heimlich seinen Weg zu ihnen, die Hand zum Geben in der Tasche. Robert hatte ihn schon so manches mal dabei ertappt, den Zweck so mancher dieser Gänge, dieser Geldbriefe und Postanweisungen errathen, daß er den hochherzigen Sinn dieses für geizig gehaltenen Mannes nur zu gut zu würdigen vermochte.

Den ganzen Weg durch die einsamen Gänge des Thiergartens hatte Robert sich mit ihm beschäftigt, in Gedanken ihn sich so in voller Figur ausgemalt. Es war, als thue er es in seiner tiefen Aufregung sich zum Trost und zur Ermuthigung. Er war auch viel ruhiger geworden, und als er sich am Brandenburger Thore sah und hier auf einmal der brausende Lärm des Stadtlebens ihn umfing, fragte er sich, wie aus seinem Hinbrüten und Nachsinnen emporgerissen, warum er so viel an Onkel Friedrich gedacht.

Da klang es ihm noch immer, wie vorher, in den Ohren:

„Hatte ich nicht einen Vater, der Werg geheißen?"

Und weh, wie vorher, im Herzen, aber auch wie sicher, auf dieser Frage, welche in dem Aufruhr seiner Brust ihm geboren worden, ohne Antwort zu erhalten, murmelte er:

„Darum dacht' ich jetzt an Onkel Friedrich! Warum?"

X.

Es war grade Mittagszeit, als Robert wieder in seine Wohnung trat. Er speiste mit dem Onkel zusammen in dessen Zimmer; ihren Haushalt führten sie ja gemeinsam; der Diener und die Köchin warteten für sie Beide auf. Nur hatte selbstverständlich der Aeltere den Oberbefehl und er hielt streng auf Ordnung auch in diesen Angelegenheiten. Punkt ein Viertel nach ein Uhr mußte die Suppe auf den Tisch kommen.

Bei Leibe hätte der junge Mann über Tisch nicht von dem gesprochen, was ihn bedrückte, und noch viel weniger von dem Auftritt, den er mit Elise gehabt, und von ihrem häuslichen Zerwürfniß. Aber nach Beendigung der Mahlzeit, beim Kaffee, glaubte er die Frage an den Onkel richten zu dürfen, ob er am Abend zu Hause sein werde und wegen einer Herzenssache mit ihm reden dürfe.

„Herzenssache?" erwiderte dieser erstaunt. „Ich denke, damit ist Alles in schönster Ordnung?"

„Junge, was steckt dahinter? Du hast einen Kummer. Herzenssache? Die kann doch nur mit Helene zusammenhängen?"

„Nein, nein," erwiderte Robert, „darüber will ich nichts mit Dir reden. Es ist auch gewiß gar nichts Unangenehmes für Dich."

„Um so besser," rief Onkel Friedrich sichtlich beruhigt. „Wozu dann bis zum Abend warten? Nur heraus mit der Sprache! Was Dich so nahe angeht, das kannst Du mir auch jetzt sagen."

Der junge Mann legte traulich seinen Arm auf die Schulter des väterlichen Freundes; die Thränen waren ihm nahe und mit einem halben Seufzer sprach er:

„Man kann sich manchmal seinen Stimmungen nicht erheben, lieber Onkel, und es ist heut' eine so sentimentale über mich gekommen —"

„Eine gefühlsweiche," schaltete der immer schußfertige Fremdwortjäger murmelnd ein.

„Daß ich ihren Grund Dir anvertrauen möchte, Dir, der mir allein eine Beruhigung zu gewähren vermag. Ich habe," setzte Robert sogleich hinzu, „an meine Aeltern gedacht, deren ich doch nicht mehr mich erinnere. Mich verlangt sehnsüchtig, von ihnen etwas zu hören, als sei ein natürliches Gefühl des Kindes erst heut' in mir erwacht."

„Hm," entgegnete Friedrich mit einem theilnahmsvollen Blick auf den jungen Mann. „Was ist am Ende weiter dabei? Aber wie kommst Du dazu? Was veranlaßt Dich?"

„In dem ich mein Leben mit einem Ernst, der mich in meiner Stimmung überkam, überblickte, stieß ich auf eine Lücke, auf ein Nichts, auf ein Dunkel, dort, wo es seinen Anfang genommen. Nicht wahr, ich hätte schon längst das seelische Bedürfniß haben sollen, diese Lücke ausgefüllt zu wissen? Wie, lieber Onkel, hat es sich gemacht, daß ich aus Robert Werg ein Robert Siegfried geworden bin?"

„Na, das ist eine sehr einfache Geschichte und darum hat man weiter nicht darüber gesprochen in späteren Jahren. Wozu denn? Das hätte ja geschienen, als wollte man Dir eine erwiesene Wohlthat vorwerfen. Im Gegentheil solltest Du einmal nicht mehr wissen, daß Du ein angenommenes Kind bist. So meinte ich, und so setzte ich immer auch voraus, daß es der Fall bei Dir wäre. Fällt dem Jungen jetzt, nach sechsundzwanzig Jahren ein, sich nach seinen todten Aeltern zu erkundigen?"

„Wäre es Dir verdrießlich, Onkel?"

„Ganz und gar nicht; doch es muß mich billig überraschen. Und so bekümmert, so bewegt bist Du, so feierlich, möchte ich sagen, daß doch eine Stimmung allein dies nicht genügend erklärt. Warum bist Du noch niemals bis heute auf diesen Gedanken gerathen?"

„Das fragte ich mich auch," antwortete Robert sinnend, „und habe es mir bitter vorgeworfen. Aber mich entschuldigt, daß ich die Erinnerung an meine erste Kindheit verloren habe. Ich kannte mich nur als Wilhelm Siegfried's Sohn. Eine zufällige Anregung führte mir heut' erst zu Gemüth, daß meine Aeltern anders heißen."

„Werg, ja," ging Onkel Friedrich nun schon dazu über, das Verlangen seines Lieblings zu erfüllen, und er bezeigte mehr und mehr Befriedigung darüber, die längst verflossene Geschichte sich selbst wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. „Da Du es bist, der die Frage an mich stellt, so wüßte ich nicht, weshalb ich Dir die Antwort schuldig bleiben soll. Geheimnißvolles, Romantisches, um diesen zulässigen Ausdruck anzuwenden, giebt's dabei nicht. Keine schrecklichen Enthüllungen, Gott bewahre! Wenn Du etwa dergleichen vermuthet hast, Robert—"

„O nein, ich dachte an nichts, als zu erfahren, wie ich in dieses Haus gekommen bin, um einen zweiten Vater zu finden."

„I," rief der Onkel lebhaft aus, „in diesem Hause bist Du ja geboren worden, Junge."

Robert sah verwundert auf.

„Hier?"

„Freilich hier. Die kleine Wohnung zu ebener Erde im rechten Hofgebäude, wo der Johann mit seiner Frau und seinen drei Rangen hauste—"

„Unser Rollknecht?"

„Ja, dieselben Zimmer hatte Dein Vater gemiethet. Damals gaben wir noch die Wohnungen in jenem Seitenflügel zur Miethe. Und da bist Du geboren worden. Als ich von meinen Reisen zurückkam und in unser Geschäft trat, wohnte Doctor Werg schon ein paar Jahre dort. Du warst etwa zwei Jahre alt, Deine Mutter war kurz zuvor gestorben."—

„Du hast sie nicht gekannt?" fragte Robert bedauernd.

„Nein."

„Du kannst mir nichts, gar nichts von ihr erzählen?"

„Eigentlich nichts. Wir kümmerten uns nicht weiter um die Leute im Hause. Ich habe damals nur gehört, daß Deine Mutter blutjung gewesen, hübsch, aber krank und schwächlich. Von Deinem Vater sah und hörte ich auch nicht viel. Er ging selten aus, saß den ganzen Tag zu Hause und arbeitete. Du triebst Dich auf dem Hof umher, spieltest da, und weil ich häufig in die Speicher und Lager hinüber mußte, fielst Du mir bald auf und wir wurden gute Freunde mit einander. Du warst ein schönes Kind, das kann ich wohl sagen, ein blonder Lockenkopf mit großen blauen, Augen und Wangen wie gemalt. Reichte ich Dir meine Hand, so hingst Du Dich gern an und ich nahm Dich mit in die Speicher. Konntest auch schon recht drollig plaudern, so daß ich oft lachen mußte und Dich manchmal in die Wohnung meines Bruders brachte, wo er und seine Frau Vergnügen daran hatten, mit Dir zu spielen und sich stundenlang zu unterhalten."

„Nicht einmal, Junge. Es war ein Mann, der einen menschenscheuen, traurigen Eindruck machte. Er grüßte sehr artig, wenn er mich sah, und — ja, eines Morgens sprachen wir auch miteinander. Das ist wohl das einzige mal gewesen."

„Und lerntest Du denn meinen Vater nicht näher kennen?" forschte Robert begehrlich.

„Was — o, ich bitte Dich, Onkel Friedrich, was sprach er? Berichte mir, so viel Du von ihm weißt. Ein jedes Wort darüber, ein jeder Zug davon ist mir kostbar."

„Was wir mit einander sprachen? Er bezahlte die Miethe, und da mein Bruder nicht anwesend war, an mich. Dabei bedankte er sich, daß wir uns seines Kleinen manchmal angenommen, daß ihm Naschwerk und Spielereien ein paar mal geschenkt worden waren. Ja, das war Alles."

„Und wie sprach er?"

„Na, sehr freundlich, sehr höflich."

„Auch er war noch jung?"

„Höchstens fünfundzwanzig Jahre. Ein kleiner, feiner Mann mit einem klugen, zarten, bartlosen Gesicht, schwermüthig blickenden Augen, schwärmerischen Ausdrucks. Die Röthe seiner Wangen freilich verrieth den Brustleiden den."

„Er war arm?"

„Uebrig hat er jedenfalls nichts gehabt. Seine kleine Wohnung war höchst dürftig eingerichtet; er lebte so zurückgezogen wie einfach. Das merkte man ja, oder erfuhr es, wie es so in einem Hause durch die Dienstboten bewirkt wird im Lauf der Zeit. Er bekam sein Mittagessen aus einer Kellerspeisewirthschaft, wo um drei Groschen gegessen wurde, überraschend billig für das, was man erhielt. Von unseren Leuten aßen mehrere dort. Eine Suppe, ein Gemüse und ein gutes Stück Fleisch dazu und Brot nach Gefallen — ich hatte Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen, wie schmackhaft und reichlich dies Alles war. Für Doctor Werg genügte es auch und Du wurdest noch mit gesättigt von dem, was ihm aus dieser Küche als sein Gericht zugetheilt war."

„So lebte er also in Elend!"

„Mein Bruder," ergänzte Friedrich weiter, „kannte seine Schicksale, die ihn in eine so dürftige Lage mit Frau und Kind versetzt hatten. Er war Lehrer gewesen oder doch zu dem Amt eines solchen befähigt. Aber wegen seiner Betheiligung an den Vorgängen im Jahre 1848 hatte er sich mißliebig bei der Behörde gemacht und bekam daher keine Anstellung, ja, wurde eines öffentlichen Lehramts für untauglich erklärt. Verheirathet war er schon. Wovon nun leben? Da schrieb er denn Geschichten für die Blätter, und das trug wohl nicht viel ein."

„Geschichten schrieb er?" fragte Robert mit erhöhter Theilnahme. „Also ein Schriftsteller. Und hast Du nie etwas von ihm gelesen, besitzest Du gar nichts von seinen Arbeiten?"

„Potz Blitz!" Dabei knallte Onkel Friedrich über seinen Einfall mit den Fingern. „Ich muß noch eine Erzählung von ihm haben. Warte einmal! Daran habe ich gar nicht mehr gedacht."

Er besaß eine kleine Büchersammlung, die in zwei Glasschränken das Zimmer zierte, in dem er sich mit Robert befand. Er öffnete die Thür des einen dieser Schränke und nahm, ohne lange zu suchen, einen sehr dicken und in einfache Pappe gekleideten Band heraus. Blätternd darin, sagte er:

„Die Geschichte las ich damals mit viel Genuß. Es sind Stimmungsbilder darin, packende Schilderungen, spannungsvolle Vorgänge. Ich lese ja nicht viel solche Erzählungen — rein zufällig kam ich dazu, als ich mir zum Einschläfern nach Tisch einmal das Blatt genommen hatte. Den „Beobachter an der Spree" — früher gehörte der in jedes berliner Haus. Ah, das ist's: „Der Contrebandier" — Schmuggler hätte er eben so gut schreiben können — „Roman von H. Werg."

Er zeigte den aufgeschlagenen Band seinem Neffen, der ihn mit Hast in seine Hände nahm nach, dem Titelblatt schaute und seine leuchtenden Augen über die Schrift des Romans seines Vaters fliegen ließ.

„Ich nehme den Band mit, Onkel; das muß ich doch lesen!" rief er, indem er das Buch unter den Arm steckte.

„Lies, mein Junge!"

„Nun weiter, Onkel, weiter! Sieh, wie viel kannst Du mir von meinem Vater mittheilen! Lebte er denn nach dem Tode meiner Mutter ganz allein mit mir? Hatte er Niemanden weiter um sich?"

„Eine Frau," berichtete Friedrich weiter, „besorgte ihm sein kleines Hauswesen und wachte auch über Dich. Sie war im Hause, eine Nachbarin von ihm und an einen unserer Arbeiter verheirathet. Oefter besuchte ihn eine ärmlich gekleidete und elend aussehende Frau, seine Schwägerin. Die pflegte ihn denn auch, als er bettlägerig wurde, und war um ihn, als er nach mehrwöchentlicher Krankheit starb."

„Die Schwester meiner Mutter?"

„Aber unzweifelhaft bedeutend älter als diese. Eines Morgens kam sie weinend zu uns auf die Schreibstube und zeigte uns den Sterbefall an. Sie hatte Dich an der Hand und klagte, daß sie in ihrer eigenen Dürftigkeit als Wittwe mit mehreren Kindern unmöglich Dich noch als neue Last sich aufbürden könne, sondern daß Du ins Waisenhaus gebracht werden müßtest. Na," stieß Onkel Friedrich hervor, wie es so seine Art war, wenn er über einen hindernden Punkt schnell hinweg wollte, „was ist nun eigentlich noch zu sagen?"

„Ihr nahmet Euch nun meiner an," hielt Robert ihn beim Gespräch, über welchem das Gemüth des Alten doch warm geworden war.

„Und machte sich folgendermaßen," hob er denn auch wieder und lebhaft an, als sei die Vergangenheit ihm zur Gegenwart geworden. „Mein Bruder Wilhelm war schon an die zehn Jahre verheirathet und seine Frau hatte ihm noch kein Kind geschenkt. Sie hofften Beide nichts mehr in dieser Beziehung und das trübte ihre glückliche Ehe, zumal ich fest entschlossen war, mich nicht zu verheirathen. Die ich einmal haben wollte," entfuhr es ihm hierbei, „bekam ich nicht, und eine Andere mochte ich nun nicht mehr. So sah es denn mit der Siegfried'schen Nachkommenschaft schlecht aus. Als mir die Frau die Ohren voll jammerte und ich Dich kleinen, unschuldigen Knaben vor mir sah, wie Du traurig warst, weil die Tante weinte, und vielleicht auch, weil Du gehört hattest, daß Dein Vater todt sei und Du ihn nie wiedersehen würdest — da dachte ich an meinen kinderlosen Bruder und ob er Dir nicht den Vater ersetzen möchte. Ich nahm Dich bei der Hand, führte Dich in die Wohnung zu ihm und seiner Frau, machte ihnen Beiden den Vorschlag, und sie besannen sich auch nicht lange, sondern stimmten freudig zu. Du bliebst gleich bei ihnen und Deine Tante dankte Gott, daß es so gekommen. Damit ist die Geschichte aus. Du wurdest nach einigen Wochen gesetzlich Wilhelm Siegfried's Sohn und erhieltest dessen Geschlechtsnamen. Na, so bist Du regelrecht Robert Siegfried geworden. Dein Vater Werg wurde anständig begraben. Seinen geringen Nachlaß nahm Deine Tante an sich, die wir noch ein paar Jahre lang unterstützten. Dann starb sie auch."

Onkel Friedrich schwieg, auch Robert. Aber nach einer Weile löste sich noch eine Frage von seinen Lippen, die ihm langsam aus dem Herzen emporgestiegen war:

„Und nichts ist für mich zum Andenken an meinen Vater Werg geblieben?"

„Du lieber Gott," erwiderte Friedrich, wie entschuldigend auf diesen klagenden Vorwurf. „Wer dachte daran? Es gab ja auch nichts, kein Bild, kein Kleinod. Und wir meinten, daß es am besten sei, an Dein Herkommen weder Dich noch uns zu mahnen, mit Deiner Aufnahme in unser Haus zwecklose Erinnerungen an Deine ausgestorbene Familie unberührt lassen zu sollen. Du solltest schließlich gar nicht anders wissen, als daß Du Robert Siegfried immer gewesen wärest. Das geschah doch nur in guter Absicht. Es war aber, wie Du nun beruhigt sein wirst, auch keinerlei Grund vorhanden, Dir von Deinem Vater nicht sprechen zu sollen, wenn Du ein Bedürfniß danach bezeigtest in Folge einer eigenen Erinnerung an sein Dasein, oder von irgend einer anderen Seite, was sich ja nun wirklich ereignet hat."

Gerührt umarmte jetzt Robert den Alten.

„Dir verdanke ich also eigentlich Alles," sagte er. „Und Du warst mir und bist mir noch ein wahrer väterlicher Freund."

„Na, na, Junge," wehrte Onkel Friedrich freundlich ab; „das soll auch, denk' ich, so bleiben. Wir passen," lächelte er mit einer drolligen Miene, „als Sohn und Vater recht gut zu einander, ohne daß ein weibliches Wesen unser Verhältniß vermittelt hat. Es muß so etwas wie Wahlverwandtschaft dabei im Spiele gewesen sein."

XI.

Mit heißer Begierde las Robert auf seinem Zimmer von den grauen und vergilbten Blättern des „Beobachters an der Spree" die Erzählung, welche seinen Vater Werg zum Verfasser hatte.

Das war keine Geschichte, wie sie meistentheils zum Zweck der Unterhaltung für den größeren Leserkreis der Familienblätter geliefert zu werden pflegen, die Einbildungskraft wo möglich überhitzen und das Gemüth leer ausgehen lassen. Hier zitterten und sprachen wahre Empfindungen, und in der romantischen Beleuchtung, wie sie dem Geschmack vor dreißig Jahren noch entsprach, wurden Vorgänge des wirklichen Lebens mit einer erstaunlichen Treue und Anschaulichkeit dargestellt.

Welchen Eindruck das Gelesene auf ihn gemacht, verschwieg er Onkel Friedrich, und dadurch war er mit ihm noch einmal auf Vater Werg zu sprechen gekommen; dem, der ihn einst persönlich gekannt, war noch mancher Zug eingefallen, dessen, Mittheilung das Bildniß des feinen, blassen, schwermüthigen Mannes nicht weiter veränderte, aber doch ergänzte.

Auf dem Kirchhof der Gemeinde, draußen vor dem Oranienburger Thor, war er in der Frühe eines Apriltages beerdigt worden, erfuhr Robert noch hierbei, und diese Mittheilung war es, durch welche alle die Erregungen seiner Seele einer bestimmten Richtung zugetrieben wurden.

Er wollte seines Vaters Grab aufsuchen, war es auch nur noch die Stelle, wo seine in Staub gesunkenen Gebeine ruhten. Er wollte den theuren Todten noch in seinem Grabe wecken, ehe auch von seiner Asche nichts mehr blieb, seines Sohnes Ruf und Gebet darüber ertönen lassen; wenn noch ein Letztes seines Irdischen da unten war, diesem eine erste und eine letzte Liebe erweisen.

Er machte sich in einer seltsam feierlichen, freudig gehobenen Stimmung auf den Weg, auf dem die Einbildungskraft seine Sinne mehr und mehr umfing.

Robert mußte den Todtengräber fragen, wohin er seine Schritte wenden könnte, um die ihm theure Stätte zu finden. Dreißig Jahre lang blieben die Grüfte ungestört, das wußte er. Die letzte Wohnung seiner Aeltern mußte also noch vorhanden sein.

„Hier," sagte der Todtengräber, stehen bleibend und indem er nach seiner Aufzeichnung die Stelle prüfte, „mußte es sein. Schriftsteller Werg—vor 26 Jahren wurde er hier begraben. Da ist noch ein unterhaltenes Grab mit Nummer 811."

hier, diese verwitterte Steintafel auf der Graserde ist Nummer 815. Dazwischen, — es ist ja Alles versunkenes Land.“

Er grüßte und ließ Robert allein.

Versunkenes Land, ganz richtig, über versunkenen Menschengebilden. Wildes Gras darauf, Dornen, vermodertes Holz als Ueberrest eines Kreuzes; man sah noch ein paar rostige, metallene Buchstaben seiner früheren Inschrift darauf. Dem Dichter Werg war es nicht gesetzt worden; die Buchstaben gehörten einem anderen Namen an. Kein Denkstein war ihm gewidmet worden. Und wäre es gewesen, wer gedächte darum seiner mehr? Auch die da waren vergessen, verschollen, über deren Hügeln sich Kreuze und Säulen erhoben. Auch um diese kümmerte sich Niemand mehr. Wie könnte es auch anders sein! Wie viel bricht während eines Vierteljahrhunderts nicht über die Familien herein, die einen Todten hier ruhen hatten, zerreißt sie, führt die Einzelnen in alle Welt hinaus? Und über ein paar Jahre währt selten auch die tiefste Trauer; sie erstirbt, je mehr die Vorstellung von dem Vorhandensein der im Grabe liegenden Gestalt abnehmen muß; sie zerfällt mit dieser und sammelt sich dann nur an einem Tage, den man dem Andenken des Gestorbenen gewidmet hat.

XII.

Onkel Friedrich hatte bisher immer noch nichts, weder von dem Zerwürfniß seiner Nichte mit ihrem Mann, noch von den schlechten Vermögensverhältnissen vernommen, in denen der Kriegsrath Sieberg gestorben war. Bei seiner Lebensweise hatte er noch keine Begegnung gehabt, wodurch er aus seiner gewohnten Auffassung von Elise's Thun und Helene's Mitgift hätte gebracht werden können. Weder Robert, noch Schauß, den er öfter unten im Geschäft getroffen und auch gesprochen, hatten ihm etwas verrathen. Sie dachten Beide, daß er früh genug noch erfahren werde, was ihn unangenehm und enttäuschend berühren mußte. Elise selbst, die er fast niemals in ihrem Hause besuchte, hatte er seit der Rückkehr von der Reise noch nicht wiedergesehen; er wunderte sich nur, daß sie nicht schon einmal wieder zu ihm gekommen war, was sie doch sonst ein oder das andere mal im Monat zu thun pflegte.

Selbst beim Frühschoppen in der Habel'schen Weinstube, hatten seine Freunde es aus erklärlichen Rücksichten vermieden, des offenen Geheimnisses zu erwähnen, wie es unter den vielen Bekannten des verstorbenen Kriegsraths sich längst verbreitet hatte. Man wußte ja hier, daß Robert Siegfried mit der Tochter desselben verlobt war und daß Onkel Friedrich eine große Genugthuung über die gute Partie gehegt hatte, welche sein Liebling machen werde.

Der Umstand, daß er eines Morgens in diesem Kreise froher Zecher von der nahen Hochzeit Robert's mit Helene sprach und wie das junge Ehepaar bereits drauf und dran sei, sich in dem Siegfried'schen Familienhause sein Nestchen einzurichten, gab einem der Anwesenden Veranlassung, auf die täuschenden Künste Sieberg's zu kommen, wie er sich bis zuletzt als reichen Mann geltend zu machen verstanden, und da man annahm, dem Herrn Siegfried jetzt gar nichts Unbekanntes noch Verdrießliches mehr zu sagen, hörte er bei dieser Gelegenheit Alles, was alle Welt schon wußte.

Sein Erstaunen war groß, wenn er es auch vor seinen Freunden verbarg. Er war wie aus den Wolken gefallen. Um sich völlig zu vergewissern, daß man ihm wirkliche Thatsachen verrathen, zog er persönlich noch Erkundigungen darüber bei Sieberg's ihm wohlbekannten Bankier ein und erhielt da natürlich volle Bestätigung über die Verarmung Helene's. Da hing er seinen glatten Kopf mit dem grauen Lockenbusch am Nacken; auf seine kahle, hohe Stirn traten dicke Falten, seine sauber rasierten Lippen preßten sich zusammen und seine klaren, frohen Augen erhielten einen Flor und einen ernsten Ausdruck. Er, der den Sorgen sonst so viel als möglich aus dem Wege ging und ihnen mit seiner selbstsüchtigen und doch edelsinnigen Philosophie den Zutritt zu seinem Gemüth versagte, er hatte nun deren auf einmal, und sie gingen ihm näher, als man hätte denken sollen.

Aber kein Wort kam deswegen über seine Lippen, und er speiste mit Robert zusammen, als sei nichts vorgefallen, und er ging nach wie vor aus seinem Wittipalazzo durch die stille, kleine Kunstgallerie hinüber nach den Uffizi des Malers, sah seiner Arbeit zu und plauderte mit ihm beim Rauchen der Havanna, als drücke nichts auf seiner Seele und als vergrübele er deswegen nicht manche Stunde auf seinem nachmittäglichen Spaziergange, oder Abends, war er nicht in einem Theater oder Concert, in der Einsamkeit seines Zimmers. Seine Augen strahlten auf, wenn er Robert sah, lebhafter als je klopfte ihm sein Herz entgegen, während sein Verstand seinetwegen rechnete, rechnete, düftelte, und durchaus doch zu keinem befriedigenden Ergebniß gelangte.

Wie ganz anders leuchtete es jetzt auf jüngste Wünsche und Vornahmen Robert's, denen Onkel Friedrich, waren sie ihm auch etwas sonderbar erschienen, weiter keine Beachtung geschenkt hatte! Wie erkannte er jetzt, daß in dem Jungen ein anderer, ein ganz neuer Geist gefahren war, woran die Armuth seiner Braut schuld sein mußte! Er arbeitete mit einem Feuereifer, was sonst nie der Fall gewesen, und er saß oder stand vor seiner Staffelei mit einer Begeisterung, die nicht mit dem früheren anspruchslosen Selbstgefallen zu vergleichen war. Er war viel ernster, sinnender, und legte eine Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen und Zerstreuungen an den Tag, denen er sonst wie lieben und nothwendigen Gewohnheiten ergeben gewesen.

Und darum auch der Wunsch nach der bescheidenen Wohnung im Hause, um hier mit seiner jungen Frau zu leben .... Der brave Junge wollte sparsam werden und Geld verdienen, Helene zu Liebe. Unzweifelhaft!

„Sehr rühmlich, sehr trefflich,“ sagte sich der Onkel mit inniger Freude. „Er hat ein gutes Herz, er ist edel und will das arme Mädchen nicht sitzen lassen. Aber es ist eine ungeschickte Wendung, die sein Leben jetzt nimmt. Was ist da zu thun?“

Darüber grübelte er hin und her ein paar Tage lang. Dieser Junge, wie er ihn gewöhnlich noch immer nannte, war ihm doch das Liebste auf der Welt. Jetzt grade gestand er es sich selber unumwunden. Kein Mensch, dem er sich so nahe in Allem gefühlt hätte. Er lebte auch in diesem und ein leiblicher Sohn hätte ihm nicht mehr sein können. Ihm war es der Sohn und er war ihm ein Vater aus Herzensdrang und man kann auch sagen aus Stolz auf die von ihm still und doch wie eine Leidenschaft verfolgte Glückseligkeitsbestrebung.

Im Sinne derselben wollte er den Himmel von Robert's Leben so heiter als möglich sehen, und nun fand er häßliche, nichts Gutes versprechende Wolken daran aufsteigen. So viel und so weit er die Bahn seines irdischen Wandels zu bestimmen vermochte, wollte er es bewirken, um ihn glücklich zu machen. Dazu gehörte nach seiner Auffassung Geld, ein gewisses Maß von Reichthum. Robert war ein solches gesichert gewesen, als er von Wilhelm Siegfried an Kindesstatt angenommen worden war, und von diesem Augenblick an hatte sich Onkel Friedrich darin gefallen, etwas wie Vorsehung für ihn zu spielen. Was Herz und Kopf, Auffassung von Welt und Menschen betragen konnten, das Glück des aufgepfropften Sprößlings der Siegfried'schen Familie zu machen, wollte er ihm zuleiten, und das war ihm ja zu seiner Genugthuung vortrefflich gelungen. Erst jetzt wieder erhielt er unwiderlegliche Beweise, stärker als je, von Robert's guten Eigenschaften, und darauf hatten ihm die Frage desselben nach seinem natürlichen Vater und die Begeisterung, mit der er dem Andenken des Verstorbenen sich zugewandt, sogar ein neues und schönes Licht fallen lassen. In Allem also war der junge Mann mit den Schätzen versehen worden, die sein Pfleger für nothwendig hielt, um ein glücklicher Mensch zu sein und zu bleiben. Alles, was er dazu besaß, befand sich in einem natürlichen, ungekünstelten Einklang; von keiner seiner äußeren wi innerenEigenschaften gab es zu viel, von keiner zu wenig, um diesen Einklang zu bedrohen.

Onkel Friedrich faßte dies wie einen prächtig gelungenen Versuch auf, den seine Weisheit davon getragen an einem anderen Menschen, wobei er seine eigene Zufriedenheit für ein nicht minder gelungenes Ergebniß derselben hielt. Nun machte das Schicksal doch seine Striche hindurch und ließ ihn um sein Werk bangen. Es war, als wenn der Neid der Götter da hinein schlug.

„Guck, guck,“ spottete er über sich selber; „du Weiser, es geht doch nicht Alles, wie du dachtest, und es ist Alles nicht das Beste geworden, was es nach der Berechnung werden sollte! Nicht einmal bei mir und beim Robert — es wird immer mehr schief unter seinen Füßen.“

Das ging ihm nicht aus dem Kopf.

Wenn er jetzt nachdachte, fand er, daß sein Schützling ihm eigentlich die meiste Sorge im Leben verursacht hatte. Im Grunde genommen schon damals, als nach seiner Annahme an Kindesstatt das Wunder geschah, daß sein Bruder noch der Vater einer leiblichen Tochter wurde. Es waren ja nun zwei Kinder da, statt des einen, und das väterliche Vermögen mußte also auch dereinst in zwei Theile zerfallen.

Indeß tröstete sich Onkel Friedrich damit, daß das Robert zukommende Erbtheil noch immer groß genug sein werde, um ihm die Unterlage für ein freies, unabhängiges und damit möglichst glückliches Dasein zu bieten.

Wilhelm Siegfried war ja sehr reich, viel mehr, als er, sein Bruder, der in den jüngeren Jahren einen großen Betrag seines Vermögens verbraucht und als später eingetretener Compagnon des Geschäfts, nur einen mäßigen Antheil daran zu beanspruchen hatte.

Nicht im Traume war es ihm auch eingefallen, daß sein Bruder Wilhelm so kleinlich denken würde, den angenommenen Sohn bei der Vermögenstheilung gegen die ihm nachgeborene Tochter zurückzusetzen. Seine Ueberraschung, sein Schreck war daher nicht gering, als das zweite, kurz vor dem Tode des Vaters gemachte Testament solche Bestimmungen zu Ungunsten Robert's enthielt. Außerordentlich war diesem sein rechtlicher Anspruch als Sohn verkürzt worden, um der Tochter das Maß überreichlich zu füllen, und Onkel Friedrich warf deshalb auch gleich den Verdacht auf sie, daß sie in der letzten Krankheit ihres Vaters diese Abänderung seines Testaments beeinflußt habe. Besonders zugethan war er Elise nie gewesen; wie sie sich im Charakter herrschsüchtig und berechnend, eitel und ehrgeizig über Gebühr entwickelte, gefiel ihm nicht. Als seines Bruders Kind erwies er ihr die Rücksichten des nächsten Verwandten um so pflichttreuer, als er sich im Stillen vorhielt, daß seine kühlere Empfindung für die Nichte wohl durch die Eifersucht bewirkt seine möchte, die er um Robert's Stellung willen gegen sie hegte. Doch seit der Eröffnung des väterlichen Testaments und der danach erfolgten Erbtheilung war sie ihm doch viel fremder geworden und ihr gegenseitiges Verhältniß war ohne Herzlichkeit ein höflich-familienhaftes.

Bei dieser Vergebung des Wilhelm Siegfried'schen Nachlasses war Friedrich schon aus dem Geschäfte getreten und hatte seinen daraus zurückgezogenen Vermögensantheil nach seinem Belieben angelegt. Wie er es gethan, bereute er jetzt beinahe, da er im Glauben an den gesicherten Reichthum Robert's sich der Möglichkeit entschlagen hatte, ihm einst noch von seinem Vermögen etwas zuwenden zu können und zu brauchen. Hätte er solch' eine Veranlassung voraussetzen dürfen, würde er mit seinem Gelde anders verfahren sein.

Indessen, er war eben ein Philosoph und rechnete mit den Dingen, wie sie sich darstellten. Schließlich konnte er seine Weisheit, wie er sich sein mäßiges Vermögen als eine gewisse Anweisung auf beglückenden Lebensgenuß nutzbringend angelegt, nicht tadeln noch bedauern, nachdem er sich die Verhältnisse Robert's des Näheren betrachtet. In seinen Voraussetzungen deswegen war er freilich getäuscht worden und es verdroß ihn, daß er gleichsam mit dem Testament seines Bruders selber über's Ohr gehauen war; aber Robert besaß doch immerhin etliche dreißigtausend Thaler zu freier Verfügung und das konnte genügen, ihm die gemeinen Sorgen fern zu halten und daß er behaglich seiner Kunst wie seinen Neigungen lebe. Ein bischen Einschränkung in den Mitteln, fand er sogar, war ihm heilsam. Es lehrte ihn den Besitz von Vermögen mehr schätzen und darin die geordnete Stetigkeit erkennen, welche eine Lebensbedingung des Menschen in würdigen Verhältnissen bildet. Die Arbeit als die geordnete Thätigkeit hatte er ja nicht kennen gelernt; um so besser, daß er von ihren Früchten nicht so viel erhielt, um übermüthig zu werden und die Arbeit zu verachten.

Gut, damit war er in's Reine gekommen. Der Fall mit Helene änderte aber Alles und nicht zum Bessern. Aus der gehofften reichen Partie war eine arme geworden. Anstatt daß Robert mit seiner Verheirathung durch die Mitgift eine verstärkte Grundlage für sein Lebensglück gewann, was bei innerer Befriedigung doch nur durch ausreichende Mittel zur Existenz möglich ist, wie sich Onkel Friedrich einmal nicht ausreden ließ, mußte sie nun eine Erschütterung der vorhandenen bewirken. Was bisher für den jungen Maler allein ausgereicht, konnte unmöglich für ihn und seine Frau, dann gar für eine sich vergrößernde Familie langen, ohne Entbehrungen zu bedingen. Und entbehren ist Noth leiden, zumal, wenn man die Entbehrung fühlt. Arm ist, wer nicht auskommt mit seinen Mitteln, gleichviel, wie gering oder hoch dieselben sind, und seine Ansprüche damit nicht in Uebereinstimmung bringen kann. Würde Robert dies können? Onkel Friedrich befürchtete das Gegentheil, und dann war das Elend im Hause, im alten, reichen Siegfried'schen Hause! Es wurde ihm der Kopf heiß, wenn er daran dachte.

Immer mehr beunruhigte er sich über eine verhängnißvolle Folge dieser Heirath, die in jeder anderen Hinsicht ihm so wohlgefiel und die er auch jetzt nicht, da sie Robert's Edelsinnigkeit ausführen wollte, hätte stören mögen. Aber dieser Edelsinn des jungen Mannes war eine Gefahr mehr. Wie er mit ihm sich über die Armuth seiner Braut hinwegsetzte, so würde er als Ehemann es nicht minder thun, um seiner Frau eine angenehme und standesgemäße, den Ansprüchen seiner Erziehung und Gewohnheiten gemäße Existenz zu bereiten. Er würde daher sein Capital angreifen — und dann ginge es bergab. Seinen Besitz erschüttern, abbröckeln, verkleinern, das war schon eine Art Selbstmord, das war der Anfang vom Ende, seiner Ueberzeugung nach! Was dann, wenn Robert anfing, von seinem Capital zu zehren? Wie bald sind dann tausend Thaler weniger da? Und Robert hing nicht am Gelde, wie Elise, auch nicht wie Onkel Friedrich in seiner mehr philosophischen Weise. Er bewies es ja durch seine Heirath mit Helene. Da wurde er also sicherlich bald fertig mit dem Seinigen, und Alles, was sich sein Pfleger von ihm Schönes erträumt, zerfloß in Elend; der einzige Nachkomme des Hauses Siegfried, der er war und zu dem ihn Onkel Friedrich, in der Absicht gemacht, daß er es mit seinem Glück danke — ging wo möglich jämmerlich zu Grunde.

Der Junge schien zwar seiner Malerei zu vertrauen, daß sie ihm in der Ehe die Mittel zum behaglichen Dasein beisteuere. Unzweifelhaft deshalb legte er sich jetzt so eifrig und so hoffnungsvoll ins Zeug. Hoffnungsvoll darüber war jedoch Onkel Friedrich gar nicht gestimmt. Wie viel würde denn die Malerei einbringen? Robert leistete seiner Meinung nach doch nichts Ausgezeichnetes; berühmt war er gar nicht, kaum bekannt in der berliner Kunstwelt. Eins oder das andere seiner Bilder war gelegentlich wohl verkauft worden; sie hatten ihm bisher kaum tausend Thaler zusammen eingetragen. Was war dies? Wenn er auch mehr schuf, die Masse thäte es am Ende nicht, es sei denn, daß sie begehrt würde und immer Käufer fände. Schwerlich, schwerlich, daß dem armen Jungen solcher Erfolg winke! Und dann, um das liebe Brot die Kunst treiben, sie abtreiben müssen — wie traurig! Das sollte nach Allem Robert Siegfried's Schicksal sein? Im Kampfe mit den alltäglichen Sorgen, um das Brot und die Ruhe des Lebens, in den ihn seine Verheirathung bringen mußte, konnte überdem seine Malerei unmöglich fruchtbar sein.

Von der Noth als Mutter der Kunstwerke oder der Dichtungen, hielt Onkel Friedrich nichts. Gebar sie in Verzweiflung einmal auch glücklich, so waren ihm dies Ausnahmen, die eben wieder die Regel bestätigten, daß ohne Unabhängigkeit von Alltagssorgen viel schöpferische Werke nicht möglich sind.

Es ging ihm nahe, dem Hagestolz, daß es mit der großherzigen Handlung seines Lieblings so ablaufen könnte. Er rechnete für ihn immerzu und wurde dadurch immer mehr überzeugt, daß Robert in sein Unglück treibe — er, den er glücklich wissen wollte und für den er sich deshalb förmlich verantwortlich fühlte. Aber mehr als viertausend Mark brachten Robert seine Papiere, lauter gute, von Onkel Friedrich selbst ihm übergebene, nicht ein. Und das Bischen von der Malerei dazu — was konnte er sich und seiner Familie mit solchem Einkommen mehr bieten, als das Nothwendigste?

Zwar besaß Onkel Friedrich noch ein Anrecht auf das Familienhaus, welches er hingeben konnte und welches er auch Robert dereinst bestimmt hatte. Aber das Wenige, was an Geld aus diesem alten, großen Anwesen bisher gewonnen wurde — die Miethe des ersten Stockwerks — gehörte Elise, wie auch die Geschäftsräume ihr und danach ihrem Manne zugefallen waren. Friedrich's Antheil lohnte sich nur durch die freie Wohnung im zweiten Stock. Ehe das Haus nicht verkauft wurde, um anderer Bestimmung als jetzt überwiesen zu werden, war der Geldwerth dieses Antheils gar nicht zu schätzen.

Und ihn auf Ungefähr verkaufen und damit eine Hypothek auf das Grundstück der Siegfrieds, ein fremdes Anrecht darauf zu bewirken, um Robert's Vermögensgenuß zu vergrößern — nein, nein, dazu hätte er sich doch nicht verstehen können! Was würde Elise, was Schwager Schauß dazu sagen, davon denken! Und ihm selbst wäre es dann, als habe er die Familienehre preisgegeben, das Heiligthum, dem er ein oberster Wächter sein sollte, schmählich entweiht!

Wahrlich, wahrlich Onkel Friedrich hatte auf einmal Sorgen.

XIII.

Er saß in den Uffizi, der Alte, und schaute vergnügt, die Cigarre rauchend, den Malerkünsten Robert's zu. Es war ein neues Bild, an dem derselbe arbeitete; das alte hatte er noch unvollendet bei Seite gestellt. Robert pfiff sich etwas, während er die Skizze weiter entwarf, und zeigte die beste Laune. Auch Onkel Friedrich war in einer solchen und hatte ein merkwürdig pfiffiges Gesicht gemacht, als er eingetreten war und seinen guten Morgen gewünscht hatte.

„Hör' mal, Junge,“ fing er dann auf einmal in einem ernsten Tone an, „ich will heut' von Geldgeschäften mit Dir sprechen.“

„Geldgeschäfte?“ fragte er, und es kräuselte ein Lächeln um seinen feinen, schmucken Lippenbart.

„Na, das kommt Dir wohl komisch vor?“

„Allerdings, denn seit wann machst Du denn Geldgeschäfte, lieber Onkel Friedrich?“

„Kein Spaß, Junge,“ erwiderte dieser mit wichtiger Miene. „Ich werde Dir die Sache ordentlich auseinandersetzen. Das muß sein. In Geldgeschäften gehört sich dies. Dabei muß man mit klarem Verstand und mit ruhiger Ueberlegung verfahren.“

Robert drehte sich wieder seiner Arbeit zu und sagte:

„Gut, Onkel, ich werde ganz Ohr sein, obgleich ich nicht begreife, was ich bei diesen Geldgeschäften zu thun habe.“

„Nur Geduld. Wirst Du schon erfahren. Was, um zuerst von mir zu reden, denkst Du wohl über die Art und Weise, wie ich mein Geld angelegt habe?“

Abermals wandte sich Robert zu ihm und machte große, verwunderte Augen. Es war ihm zu Muthe, als richte Onkel Friedrich eine verhängnißvolle Frage an ihn; denn noch niemals hatte er eine Andeutung über diese Verhältnisse gegeben und Robert würde es gar nicht gewagt haben, deswegen eine Neugierde zu verrathen.

Was sollte es nun bedeuten, daß der sonst darüber so geheimnißvoll Verschwiegene selber die Neugierde aufrief und sie herausforderte, sich in solche Angelegenheiten zu mischen? Ein gelinder Schrecken ließ Robert's Blut einen Augenblick stocken. Es fiel ihm ein, daß er Bernhard Schauß sein Geld geborgt. Sollte jene Frage etwa die Einleitung zu einer andern bilden, die sich auf die Anlage seines eigenen Geldes bezog? Hatte Onkel Friedrich etwa von Bernhard's Verlegenheiten erfahren, gar von dem Darlehen, das er dem Schwager gegeben? Durch Elise möglicher Weise, wenn nicht durch Schauß selber?

Aber Friedrich's Mienen sahen nicht gewitterschwül oder sorgenvoll aus. Es stand also kein Donnerwetter oder sonst etwas Unangenehmes bevor. Pfiffiger noch vielmehr als vorher, schaute der Alte auf den Jungen und erwartete die Antwort.

Wieder ermuthigt dadurch, gab sie dieser.

„Darüber habe ich wahrhaftig noch keine Kopfschmerzen bekommen.“

„Glaub's wohl, mein Junge. Und wenn ich Dir jetzt davon offene Mittheilung machen will, so hat's seine guten Gründe. Es kann aber unter uns bleiben, verstehst Du?“

„Mein Wort darauf, Onkel Friedrich. Ich werde mir keine Indiscretion erlauben.“

„Indiscretion!“ schalt dieser nebenbei erst. „Solch' ein Wort, wenn man doch dafür ein so gut deutsches Wort wie hier Schwatzhaftigkeit anwenden kann! Na, es handelt sich nicht weiter um ein Geheimniß, habe ich auch bisher keine Veranlassung gehabt, es Jemandem auf die Nase zu binden, wie ich mein Vermögen angelegt. Und redlich ist's ebenfalls geschehen. Als ich nämlich mich in Ruhestand versetzte und berechnete, wie viel ich durch mein verfügbares Eigenthum an Einkünften haben könnte, fand ich, daß es nicht viel war. Von unserem Wohnhause bezog ich gar nichts; von meinem früher Ererbten war das Meiste in meinen jungen Jahren draufgegangen. Was ich davon noch besessen und in's Geschäft gelegt, und wie sich dies während der zwanzig Jahre meiner Antheilschaft erhöht hatte, stellte es zwar eine hübsche Summe vor; aber, mein Junge, ich hatte doch mit den Zinsen nur ein bescheidenes Rentnerleben führen können. Und die Hauptsache war doch, den Besitz nach Menschenmöglichkeit zu sichern, ihn nicht einem Ungefähr preiszugeben, oder schwankenden Ertrag davon zu haben. Dann lieber wenig und sicher. Du weißt, daß ich Dir dies nicht oft genug als Grundsatz für Vermögensverwaltung einprägen konnte. Denn die Art, wie Jemand mit seinem Gelde umgeht, ist der beste Prüfstein für seine Lebensklugheit.“

Nach diesem Satze hielt Onkel Friedrich inne und wirbelte eine Rauchwolke in die Höhe. Robert skizzirte wieder; er kannte von früher solche Moralpredigten über das Geld und machte sich auf eine neue gefaßt.

Richtig fuhr auch im Sinne des letzten Satzes der Philosoph des behaglichen Lebensgenusses fort:

„Hauptzweck des Daseins als Mensch soll das Geld nicht werden und nicht sein, doch Hauptsache des Besitzenden muß es bilden, sein Vermögen zu erhalten und zu einem Mittel eines ihm wohlthuenden, möglichst schönen und angenehmen Lebens zu verwerthen. Ein Engländer sagt sehr richtig, daß sich der Werth des Menschen nach der Art beurtheilen läßt, wie er Geld erwirbt, spart und ausgiebt, es verschenkt oder annimmt, es borgt oder vermacht. Na, wollte ich also mein Vermögen sicher anlegen, so konnte es nur in oder auf Grundbesitz, oder aber in sehr guten Staatspapieren sein. Das Erstere brachte mir dann noch weniger als das Andere; das Eine meinen Wünschen nach zu wenig, das Andere nicht genug. Daher kam ich auf ein anderes Mittel. Ich zahlte fast mein ganzes Vermögen einer der besten englischen Versicherungsgesellschaften gegen eine feste Leibrente bis zu meinem Tode ein.“

„Ah!“ stieß Robert hervor und sah wieder auf von seiner Arbeit, die lebhaften Augen dann mit beifälligem Ausdruck über das kluge, glatte Gesicht des Oheims spielen lassend, der wohlgefällig sich das Kinn mit der Hand strich. „Das war gescheidt.“

„Dumm war es gewiß nicht, mein Junge. Ich war auf diese Weise versorgt und sehr gut versorgt. Denn anstatt Drei und Vier vom Hundert, bezog ich nun Zehn in immer festen Summen.“

„Zehn Procent!“ rief Robert mit erhöhter Antheilnahme.

„Vom Hundert,“ wie man auch sagen kann.

„Aber das ist ja reizend! Warum hast Du mir dies denn nicht gerathen?“

„Pst, Pst, Junge, nur Geduld! So etwas kann man nur thun, wenn man gleichsam mit dem Leben abschließt und es seinem Abschluß, lang oder kurz, wie er nun sei, verkauft. In der Jugend wäre solch' ein Handel oft sehr unvorsichtig. Denn das hingegebene Vermögen erhält man nicht wieder; man hat einen ansehnlichen Zinsengenuß davon, aber man kann über keinen Vermögenstock mehr verfügen. Wer weiß vorher, ob solche Entäußerung nicht schweres Bedauern und Schädigung der Nächststehenden nach sich zieht? Na, als ich es that, meinte ich, daß ich Nächststehenden nichts mehr schuldig sei, sondern vollauf nur an mich denken könnte. Ich ahnte nicht, daß mein Bruder einen letzten Willen über sein Vermögen ausdrücken würde, der mich doch auch noch bedauern ließ, nichts mehr zum Vererben hinterlassen zu können. Für Dich, mein Junge!“

„O, Onkel Friedrich!“ entgegnete Robert heiter. „Darum wirst Du Dir doch keine Sorge machen?“

„Eigentlich machte ich mir auch keine bisher. Ich beruhigte mich darüber, daß Du genug zum Leben habest. Aber jetzt —“

„Jetzt?“ stutzte der Maler in Unruhe. „Ist's denn anders geworden damit?“

„Entschieden, entschieden, Robert. Du wirst Dich verheirathen —“

„Ja, trotzdem langt's gut.“

„Du hast mir verschwiegen, daß Helene arm ist!“

„Ich verschwieg es Dir bisher, weil sich in meinem Verhältniß zu Helene und in meiner Absicht, sie zu meinem lieben Weibe zu nehmen, gar nichts geändert hat.“

„Einverstanden! Aber dies ändert Deine Vermögensverhältnisse, mein Junge.“

„Ich sehe nicht ein, wie so?“

„Mit viertausend Mark jährlich eine junge Frau und später noch eine Familie zu erhalten, ist zu wenig.“

„Andere haben weniger, Onkel Friedrich.“

„Papperlappap! Jeder muß an sich denken. Was Andere zu viel oder zu wenig haben, bringt Dir nichts ein. Ich sage Dir, viertausend Mark sind zu wenig für eine Familie, die in guten Verhältnissen behaglich leben will. Und das soll doch sein. Deine Ehe soll doch kein Unglück anrichten?“

„Um Gottes willen, Onkel, Du übertreibst.“

„Durchaus nicht. Ja, wärst Du ein Geschäftsmann, der mit seinem Gelde verdienen müßte, dann hättest Du genug. Aber Du bist einmal ein Künstler und gewohnt, als ein Rentner zu leben.“

„Ich werde fleißig sein und noch verdienen.“

„Unsichere Wechsel, Robert, sehr unsichere!“

„Wir werden ja sehen,“ rief dieser mit einer fast trotzigen Zuversicht. „Ich kann, was Andere können; ich will es auch können; ich will mir die Genugthuung verschaffen, mir mein Brot selbst zu verdienen. Um so besser, wenn ich die Butter dazu durch ein Glücksgut erhalte, welches ich Dir vor Allem verdanke. Aber,“ erfaßte er jetzt freudig einen anderen Gedanken, „ich weiß wohinaus Du willst. Die Lebensversicherung —“

„Ja, ja, die Leibrente,“ stimmte Friedrich ein.

„Von zehn Prozent!“

„Wenigstens sieben bis acht wird's machen.“

„Vortrefflich,“ jubelte der Maler und sprang auf. „Dann lebe ich mit meinem Weibchen wie Gott in Frankreich. Dann habe ich ja noch einmal so viel als jetzt.“

„Rechnen wir, Robert,“ entgegnete Friedrich mit Ruhe. „Ich sagte Dir schon vorhin, daß diese Art, sein Einkommen aus dem baaren Vermögen zu mehren, ihre zwei Seiten hat. Wenn Du eine Frau hast, mußt Du auch daran denken, ihre Zukunft sicher zu stellen. Sie hätte aber gar nichts dafür, wenn Du Dir eine Leibrente erkaufst; denn mit Deinem Tode hört dieselbe auf, und wer kann wissen, wann man stirbt, ob früher oder später?“

„So kaufe ich meiner Frau auch eine Leibrente,“ sagte der junge Mann beinahe ausgelassen. „Besser kann ich ja das Geld gar nicht anlegen, Onkel Friedrich. Leben wir zusammen, ich und Helene, so verzehren wir unsere Leibrenten gemeinsam, und je länger dies sein wird, um so besser. Stirbt Einer vor dem Anderen, so hat der Ueberlebende genug für sich noch bis an sein Ende.“

„Und für die Kinder, wenn Euch deren geschenkt werden?“ warf Friedrich ein.

„Für die spart man.“

„Sein Mentor schüttelte den Kopf.“

„Ich habe hin und her gerechnet,“ erwiderte er, „und finde folgendes Verfahren als das beste in Deiner Lage.“

„Ah, ich lasse Dich natürlich entscheiden.“

„Wir machen drei Theile aus Deinem Vermögen.“

„Gut.“

„Den einen Theil bestimmen wir zu Deinem eisernen Grundstock. Sagen wir zehntausend Thaler. Sie bleiben in den Papieren angelegt, die Du jetzt besitzest — die sind sicher und bringen ihre Vier vom Hundert, also vierhundert Thaler. Und diesen Besitz rührst Du nicht an; er bleibt für alle Fälle ein Vermögen für Deine Frau und Kinder, auch nach Deinem Tode. Nicht wahr, mein Junge?“

„Ganz richtig, Onkel, ganz einverstanden.“

„Und die zwei anderen Drittel,“ fuhr derselbe fort in seiner vorsorglichen Berechnung, „giebst Du her zum Erwerb einer Rente für Dich auf Lebenszeit. Das wären an die siebzigtausend Mark.“

„Zu sieben bis acht Prozent, wie Du sagst —“

„Vom Hundert. Warum gefällt Dir nicht: Vom Hundert?“

„Ergäbe rund fünftausend Mark jährlich,“ rechnete Robert, ohne den gewohnten Vorwurf des Fremdwörterfeindes zu beachten, begeistert ihm vor.

Der Alte nickte und freute sich über die Wirkung seines Vorschlages auf seinen Schützling.

„Fünftausend,“ zog er den Strich, „und die Zwölfhundert Zinsen, ergiebt Sechstausendzweihundert. Damit ist doch schon die anständigere Unterhaltung einer Wirthschaft möglich. Dazu die Wohnung, die Dich nichts kosten soll, und ein Bischen von der Malerei — na, Junge, Du wirst dann doch ohne die gemeinen Sorgen leben können und die Zukunft von Frau und Kindern braucht Dich wenigstens nicht mehr zu ängstigen.“

„Nein, nein!“ jubelte Robert wieder und fiel in seiner kindlichen Dankbarkeit und Liebe dem Alten um den Hals. Sie tanzten herzselig beinahe mit einander quer durch die ganze Malerstube. Onkel Friedrich ließ sich von seinem lieben Jungen mit sichtlichem Vergnügen umherdrehen und abküssen.

Dann machte er sich lachend frei, paffte die Cigarre eifriger und sprach, noch ziemlich außer Athem:

„Robert, Teufelskerl! Hast mir wieder einmal Sorgen verursacht!“

„Onkel!“ bat er ihm schelmisch ab.

„Na, um Deinetwillen nehme ich sie hin und wieder schon auf mich, wenn's dann nur wieder heiterer Himmel ist. Ich denke, jetzt wird's in Ordnung mit Dir sein und wir werden nicht mehr zu rechnen nöthig haben. Gieb mir also Deine Papiere: ich werde das beste Drittel davon aussuchen und die übrigen verkaufen.“

Eine dunkle Röthe war bei diesen Worten in Robert's Antlitz getreten und er stand vor Verlegenheit mitten im Zimmer auf einer Stelle gebannt.

„Aber,“ stotterte er, „das hat ja noch Zeit.“

Vergebens, daß er seine Verlegenheit verbergen wollte. Die großen Augen, mit denen Friedrich ihn betrachtete, vermehrten dieselbe eher.

„Zeit?“ klang es verwundert von dessen Lippen. „Warum Zeit?“

„Ich meinte, dies eilt doch nicht so sehr,“ hörte er darauf.

Mißtrauischer schaute der Onkel auf, als er entgegnete:

„Wenn man so etwas bedacht und für richtig befunden hat, führt man es auch ohne Verzug aus. Was hast Du denn für einen Grund, damit warten zu wollen?“

„Grund? Mein Gott, es braucht doch nicht gleich zu sein!“ wehrte Robert in heller Verwirrung; denn Onkel Friedrich nahm etwas von der Miene und dem Tone eines Untersuchungsrichters an. Er witterte nichts Gutes.

„Zu Weihnachten willst Du heirathen,“ drang er strenger in seinen Schützling. „Nichts kann vernünftiger sein, als seinen neuen Hausstand vorher aus der Frage der Geldmittel zu seinem Unterhalt hinauszurücken. Darum habe ich mich ja jetzt ein paar Tage lang bekümmert. Zahlst Du jetzt ein, so hast Du schon von Neujahr ab Dein verbessertes Einkommen. Warum also nicht diese wichtige Angelegenheit in's Reine bringen?“

Robert zog es das Herz zusammen; er blieb stumm, weil er nicht lügen konnte, und die Wahrheit zu sagen, ihm Furcht erregte.

Onkel Friedrich wurde unruhiger, argwöhnischer, herber.

„Was ist mit Deinem Gelde?“ fragte er kurz.

Abermals schwieg der Maler.

„Solltest Du — Robert solltest Du —?“

Der Alte wagte es nicht auszusprechen, was jäh als Verdacht in ihm aufgestiegen war.

Robert faßte sich, schüttelte seine braunen Locken und stieß heraus:

„Es ist mir ja nichts vorzuwerfen. Mein Geld ist da.“

„Und Du hast noch Alles?“

„Alles, wie Du mir es gegeben.“

„Und zu freier Verfügung, wie es war?“

„Junge,“ fing Onkel Friedrich sein Stottern ab und legte ihm die Hand schwer auf eine Schulter, „dahinter steckt was! Du, Du hast Geheimnisse vor mir?“

Der Vorwurf, der in einem schmerzlichen Tone erklang, riß Robert aus seiner Verwirrung und Unentschlossenheit. Er fand im Bewußtsein dessen, was er gethan, seine feste Haltung wieder. Es war nicht mehr angebracht, zu schweigen, wozu er sich ja nur veranlaßt gefühlt hatte, um von seiner Seite keine Unruhe und Verdrießlichkeit in Onkel Friedrich's Leben zu tragen. Da derselbe nun aber klaren Wein forderte und überhaupt doch einmal erfahren mußte, was in der Familie vorging, zögerte der junge Mann nicht weiter, ihm seine Geheimnisse mitzutheilen.

Zuerst das von dem Ueberlassen seines Vermögens an Bernhard als Darlehen.

Onkel Friedrich schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er davon hörte. Seine Cigarre fiel auf den Fußboden.

Dann forschte er weiter und erfuhr von den Geldverlegenheiten der Firma Siegfried und Compagnie. Er glaubte, der Schlag würde ihn darüber rühren. Alle Beruhigungen Robert's wirkten nicht. Er sah schon die stolze Firma fallen und seines Pfleglings Vermögen verloren. Es kam wie Verzweiflung über ihn und er begriff Robert nicht, daß er um sein Geld nicht bangte, sondern ein felsenfestes Vertrauen auf Bernhard's Versicherungen bezeigte.

Schließlich konnte bei dem Reden über Bernhard's Verhältnisse auch von Robert nicht unerwähnt bleiben, wie sein Schwager mit Elise stand und wie diese sich bei dem Versöhnungsversuch, den er als ihr Adoptivbruder unternommen, über ihren Entschluß geäußert hatte. Was über diesen Auftritt von ihm dann seinem Schwager berichtet worden war, hatte diesen ja nur in seiner Auffassung bestärkt, daß es unwiderruflich aus sei mit seiner Ehe und am besten, wenn er Elise ihren Weg gehen lasse.

So wußte der Senior des Hauses Siegfried auf einmal Alles, was in demselben seit den paar Wochen nach der Sommerreise sich ereignet hatte.

Er konnte es gar nicht fassen. Es wirbelte ihm Alles durcheinander aus dem Kopf ins Gemüth und umgekehrt. Elise in Scheidung von ihrem Mann, Bernhard in Gefahr mit dem Geschäft, Robert in seinem Vermögen bedroht und vor der Heirath mit einem Mädchen, das als blutarm sich erwies. Seine Weisheit wußte keinen Rath und keine Hülfe in diesem Unglück, was er ringsum erblickte.

Er selber, der sich so viel darauf zu Gute gethan, die denkbar größte und angenehmste Unabhängigkeit als Bedingung menschlichen Glückes und der Sorgenlosigkeit sich errungen zu haben, sah sich in die widrigsten Verhältnisse getrieben, die ihm von seinen Nächststehenden zugedrängt wurden. Es gab also keine Unabhängigkeit, so lange man überhaupt an anderen Menschen hing. Sein Talisman versagte und er trauerte, wie wenn er sein Leben als verpfuscht erkannt hätte.

Jetzt stand Robert vor ihm als der Ueberlegenere. Der sah nicht so schwarz in die Verhältnisse und setzte damit seinen Mentor in Erstaunen. Er hielt es für kein Unglück, wenn Elise, nachdem sie sich so merkwürdig hartsinnig enthüllt, von ihrem Manne sich scheiden ließ. Er bezweifelte nicht, daß Bernhard sich aus seinen Nöthen wieder befreien werde, nachdem er den verschwenderischen Ausgaben zu Liebe seiner Frau ein Ende gesetzt. Er klagte nicht um sein Geld und hoffte freudig, sich und sein Weib auch nur mit seiner Arbeit als Künstler ernähren zu können.

Onkel Friedrich war erschüttert. Er umarmte seinen Jungen in Rührung und schweigend. Aber in sich sprach er es hinein, daß dieser angenommene Sohn des Hauses in dessen Noth allein und selbstlos gehandelt habe und ihm besser und glücklicher ohne Berechnung erscheinen müsse, als wie er ihn nach seiner Auffassung hatte ausbilden wollen.

XIV.

Was Onkel Friedrich in seine philosophische Ruhe und selbst in die gewohnte Heiterkeit zurückversetzte, war die ihm gegebene Ueberzeugung, daß die Firma Siegfried und Compagnie außer Gefahr sei.

Gleich nach dem überraschend gewesenen Ausgang seines Gesprächs mit Robert war er hinunter ins Geschäft gestiegen und dann lange mit Bernhard Schauß allein in dessen Comptoir geblieben. Nach der ersten Verlegenheit in die Bernhard über diesen Besuch gerieth, als er die Ursache davon erfahren, war es ihm eine Erleichterung seines Gemüths gewesen, sich mit dem Aeltesten des Hauses gründlich über seine Angelegenheiten aussprechen zu können. Er hatte seine Bücher aufgeschlagen und seine Berechnung gezeigt, wie in einigen Monaten alle Zahlungsverbindlichkeiten glatt gelöst sein würden und er von dem ausgegebenen Capital Robert's zurückerstatten könne. Damit war Onkel Friedrich ein Stein vom Herzen gefallen und dieser Fall beunruhigte ihn nicht mehr. Robert erhielt ja sein Vermögen wieder.

Frank und frei hatte der junge Kaufmann auch über Elise sich geäußert, über ihre eigenthümliche Veränderung während der letzten Jahre, ihre sich steigernden und hochmüthiger gewordenen Ansprüche, über den gewaltsamen und wie von ihr vorbereiteten Bruch aus Anlaß der ihr zugemutheten Einschränkungen in den Kosten des Haushalts, und der von ihr begehrten Ausflüge mit ihren Geldmitteln. Bernhard verhehlte ihr wieder nicht seinen Verdacht, daß der Baron von Schaal die junge Frau bethört und zu ihrer Wuth auf Scheidung bestimmt haben müsse.

Friedrich konnte dies Letztere nicht glauben. Er so wenig wie Robert hatten in der „Scholastica“ irgend etwas in dem Verkehr des Barons mit Elise bemerken können, was einen solchen Verdacht gerechtfertigt hätte. Aber was half da bezweifeln und alles sonstige Reden! Bernhard fand anders keine ausreichende Erklärung für Elise's Umwandlung, und die Entfremdung der beiden Gatten war eine so große geworden, daß an eine Wiedervereinigung gar nicht zu denken war, und Onkel Friedrich am allerwenigsten Lust fühlte, sich in diese ehelichen Verhältnisse zu mischen.

Die Scheidung war unausbleiblich. Elise betrieb sie mit einer nach wie vor erbitterten Energie: ihr Mann setzte ihr keinen Widerstand entgegen und hielt es für das Beste, wenn sie so bald als möglich erfolge. Schon waren sie auch über den Sühnenversuch des Predigers, wie er vom Gesetze erheischt wurde, hinaus; er war unnützes Bemühen gewesen.

Friedrich nahm grade so wie Robert Partei für Bernhard und gegen seine Frau. Er verdammte deren Handlungsweise auf's Entschiedenste und war empört über das öffentliche Aergerniß, das sie dem Hause Siegfried bereitete. Er wollte sie nicht sehen und sprechen, selbst wenn sich dazu Gelegenheit geboten hätte. Aber Elise verlangte offenbar nicht nach Begegnungen mit ihren Familienangehörigen, aus guten Gründen besonders nicht mit Onkel Friedrich, der denn doch eine andere Autorität gegen sie in Anspruch nehmen konnte, als ihr Adoptivbruder. Am unzweideutigsten hatte sie ihre Feindseligkeit gegen diesen an den Tag gelegt, als sie die ihr aus Höflichkeit zugesandte Einladung zur Hochzeit ohne weitere Antwort zurück an ihren Absender geschickt. So stellte sie sich vereinsamt außerhalb der Familie, wie sie es wollte.

(Fortsetzung folgt.)

— Aller guten Dinge sind drei. „Wenn Du nur das viele Rauchen lassen möchtest.“ — „Aber, liebe Klara, das ist mir zur zweiten Natur geworden.“ — „Nun gut, aber das viele Biertrinken ——“ — „Das ist mir zur dritten Natur geworden.“

— Aus dem Kolleg. „——— und diese beiden berühmten Brüder, meine Herren, waren einander in der That so ähnlich, daß, als der eine von ihnen starb, keiner von beiden wußte, welcher gestorben war.——“

Ein Tigergefecht auf Java.

Von H. Meißner.

Das Neujahrsfest war vor der Thüre. An diesem Tage ist officieller Empfang bei dem Statthalter der Provinz, darauf folgt am Abend Ball in dessen Wohnung. Der Resident von Banjuwangie beabsichtigte, diesmal den Jahreswechsel auf eine recht glänzende Weise dadurch zu feiern, daß er ein Tigergefecht veranstalten ließ. Er gab Befehl zum Einfangen eines Königstigers. Aber die bedächtigen Javanen wollen zu Allem, was sie beginnen, Zeit und Weile haben; deshalb übereilten sie sich auch in diesem Punkte nicht, und so kam es, daß der Proskribirte sich noch seiner vollen Freiheit erfreute, als er in der Neujahrsnacht von Sukaradja her den Kanonendonner vernahm, welcher das neue Jahr begrüßte. Der Herr Statthalter war etwas ungehalten und äußerte sich in dieser Weise gegen den Regenten, der sich der Sache anzunehmen versprach und so gut Wort hielt, daß vier Tage nachher in seinem Hofraum zwei Königstiger und ein prächtiger Leopard zu sehen waren.

Der kleinere der beiden Königstiger war dazu bestimmt worden, sein Glück zu versuchen mit einem längst schon als grimmiger Tigerfeind bekannten „Kerbo" (Büffel), von dem man erzählte, er sei auf der Weide schon zweimal als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Das Gefecht fand am 9. Januar in Sukaradja statt, bestand jedoch nur darin, daß der Büffel seinen nicht ebenbürtigen Gegner, der sich von Anfang an verloren gab, auf eine unbarmherzige Weise tödtete, indem er ihn mit seinen Hörnern an hundert Stellen durchbohrte, und wie ein leichtes Spielzeug umherschleuderte. So erzählten mir Augenzeugen; ich selbst war zu Hause geblieben und tröstete mich immer mit der Hoffnung, daß den beiden noch lebenden Riesenkatzen etwa Gelegenheit geboten werde, die verlorene Ehre ihres Geschlechts wieder herzustellen. Der „Matjan tuttul" (gefleckte Tiger) zog es jedoch vor, sein Leben auf eine ruhigere Weise in seinem engen Blockhause auszuathmen und so dem Hohn roher Ueberwinder zu entgehen. Und da sich, wie aus Folgendem zu ersehen, bald herausstellte, der noch lebende „Matjan besar oder betul" (großer oder echter Tiger) sei von hoher Abkunft und bedeutender Familie, so war kaum zu denken, daß er zu so niederem Werke dürfe verwendet werden.

Der Militärarzt, einer meiner Freunde, hatte ihn zur Pflege übernommen und fütterte ihn fast ausschließlich mit den häßlichen Hunden, die in allen Kampongs in großer Anzahl vorhanden sind, und die, namentlich in schönen Mondscheinnächten, durch ihr Geheul so oft den Schlaf von meinen Augen verscheuchten. Eines Tages aber kam mit trauriger Miene ein Javane in den Hofraum meines Freundes geschritten. Er trug ein junges Schaf und mehrere gemästete Kapaunen. Er betrachtete mit theilnehmenden, sorgenvollen Blicken den Gefangenen, der ihm seinerseits seine innersten Empfindungen durch blitzende Augen, fletschende Zähne und ein erschütterndes Knurren und Brüllen ausdrückte. Dann wandte sich der gute Javane mit flehender Stimme zum Arzte und bat ihn, er möchte seiner Mutter „Ma Saiba", die sich nach ihrem Tode in diesen Tiger verwandelt habe, die Freiheit schenken. Zugleich bot er die mitgebrachten Thiere an, damit sie vorläufig seiner lieben Mutter als Mahlzeit dargereicht werden und die Unglückliche, welche von adeligem Geblüte war, sich nicht mehr mit gemeinem Hundefleisch zu ernähren brauche. „Ja," fuhr er fort, „sehen Sie den schwarzen Flecken unter dem linken Auge des Thieres, der beweist unumstößlich die Identität dieses letzteren mit meiner Mutter; denn sie hatte bei Lebzeiten an derselben Stelle einen ganz gleichen „Fleck". Und wie der Doctor die Sache näher betrachtete, ergab sich, daß eine große, fette Laus an der genannten Stelle saß. Der Tiger, seiner Zuschauer müde, und zornig über seine Wehrlosigkeit, in der Diejenigen ihn neckten und verspotteten, die sonst vor ihm zu zittern pflegen, wischte sich mit der Tatze die Schnauze und legte sich unwillig auf die Seite. Ein Schauder durchzuckte den mitleidigen Sohn der verwandelten Mutter, trostlos wandte er sich um und brach schluchzend in die Worte aus: „Dija menangis!" (Sie weint!)

Wenn man bedenkt, welche Menge von widersinnigen Begriffen der Aberglaube stets noch unter gebildeten europäischen Völkern schafft und erhält, so darf man sich nicht wundern, wenn die Javanen in dieser Beziehung auf gleicher Stufe stehen. Sie bekennen sich in derselben Weise zur Lehre Mohameds, wie viele andere Volksstämme zum Christenthum. Ihre Voreltern waren Hindus, und somit ist es begreiflich, daß der Glaube an die Seelenwanderung sich noch im ganzen Volke erhalten hat. Selbst die kreolische Bevölkerung, die sich auf ihr Christenthum groß thut und hier in Banjuwangie alle Jahre zweimal einen Geistlichen zu Gesichte bekommt, hat noch eine große Vorliebe für gewisse alte Volksgebräuche der Eingeborenen. Namentlich die Frauen betheiligen sich gerne an Opferfeierlichkeiten, die zu bestimmten Zeiten des Jahres zu Ehren der häufig vorkommenden Alligatoren veranstaltet werden. Sie opfern diesen Bestien Blumen, Reis und gebratene Hühner, um sie sich günstig zu stimmen und verschiedenes Tjilakka (Unglück) von sich abzuwenden.

Um nun noch einmal zu unserem mutterlosen Javanen zurückzukehren, so wandte er sich auch an den inländischen Regenten mit der Bitte, er möchte seine vermeintliche Mutter aus ihrer Gefangenschaft entlassen. Dieser, obgleich nicht frei von den ererbten oder durch fanatische Priester neu geschaffenen Glaubensschlacken, willigte doch nur unter der Bedingung in die gestellte Forderung, daß der Bittsteller in eigener Person seine Mutter aus dem Käfig und ohne Gefahr für die Bevölkerung aus der Stadt in den Wald führe. Da fing der Glaube an zu wanken — das Erlösungswerk unterblieb.

Bald nachher wurde dem Tiger das Urtheil gesprochen und ihm die nicht geringe Aufgabe gestellt, seine menschliche Intelligenz, sowie seine Gewandtheit und Körperkraft an einem ungeschlachten Büffel zu erproben.

An dem festgesetzten Tage wallfahrte die Bevölkerung der Stadt und Landschaft Banjuwangie zu Wagen, Pferd und Fuß nach dem freundlichen Sukaradja. Der Resident hatte das Fest zu Ehren einiger höherer Beamten veranstaltet, welche im Auftrag der Regierung zu ihm gekommen waren. Mitten in einem grünen Rasenplatze erhob sich ein runder Pferch. Durch die kaum drei Zoll breiten Oeffnungen, welche zwischen den 15 Fuß hohen Rohren oder vielmehr Balken von Riesenbambus und rohen Baumstämmen eine beschränkte Aussicht auf das Schlachtfeld gewähren, erblickte man einen „Kerbo" von kleinerem Wuchse, aber gefährlich gestellten und drohend spitzigen Hörnern. Er war nach den Versicherungen eines Herrn noch unerfahren im Kriegshandwerk und hatte seinen mehr als fußbreiten Nacken bis jetzt willig unter das Joch des Karrens und Pfluges gebeugt; der Riesenkraft seiner Muskeln war er sich nicht bewußt. Er stand gleichgiltig da, obschon einige Javanen ihn von oben herunter mit dem scharfen Safte wilder Früchte begossen und ihn mit nesselartigen Blättern peitschten.

In dem vor dem Eingange des Zwingers stehenden Käfig treffen wir unseren alten Bekannten aus dem Hofraum des Doctors wieder. Schon von Weitem hört man sein entsetzliches Brüllen und grollendes Knurren, womit er vergeblich seine Quäler zu verscheuchen sucht. Voll Wuth springt er gegen die Balken seiner Marterstube, beißt sie mit seinen Verderben drohenden Zähnen und schlägt sie mit seinen Cerberustatzen. Jetzt streckt er den schlanken, sechs Fuß langen Körper aus, wendet sein Angesicht verachtend ab und faßt den festen Entschluß, sich nicht mehr an die tyrannische Lust des umstehenden Pöbelhaufens zu kehren.

Mittlerweile war die Zahl der Zuschauer größer geworden, und ich mußte unwillkürlich meine Blicke auf das chaotische Durcheinander richten. Da waren Europäer, Mestizen, Araber, Chinesen, Japaner, Balinesen, Buginesen, Maduresen und Neger. Das war ein Gemisch von Hautfarben, das sich vom reinsten kaukasischen Weiß durch alle Schattirungen des Gelb und Braun hindurch bis an's echte Negerschwarz erstreckte. Die phantastischkomische Sammlung von Seidencylindern und schwarzen Fräcken, betheerten Strohhüten und rothen Hemden, Turbanen und langen Talaren, Sarongs und Kabajen, blauen chinesischen Schlotterhosen und Zöpfen, und wie die charakteristischen Unterscheidungszeichen der verschiedenen Nationen und Racen alle heißen mögen, kurz, das Alles bot einen Anblick, der mit Worten kaum zu beschreiben ist. Um aber das Bild zu vervollständigen, muß man nach dem babylonischen Sprachgewirre lauschen, welche durch die höchst verschiedenartigen Laute von fünf europäischen und sechs asiatischen Sprachen erzeugt wurde.

Endlich hatten die Herrschaften auf kleinen erhobenen Bühnen Platz genommen, das gemeine Volk postirte sich parterre. Der Büffel im engen Raume schaute verwundert umher nach den hundert Augen, die ihn von allen Seiten begafften; er konnte nicht begreifen, wie er auf einmal der Gegenstand so hoher Bewunderung habe werden können. Jetzt erschallt der Ruf: Buka Pintu! (Oeffnet die Thür!) und auf der Bühne erscheint mit einem katzenartigen Sprunge der Tiger. In dem Wahne, die lange mit Schmerz entbehrte Freiheit wieder erlangt zu haben, reckt und dehnt er seine Glieder, um dem Ort wilden Tumultes zu entfliehen. Doch vergebens sucht er einen Ausweg. Wie eine Schlange schleicht er im Kreise herum und scheint seinen Feind, der mit tückisch gesenktem Haupte jeder seiner Bewegungen folgt, nicht zu bemerken. Nicht die Nähe des Todfeindes, sondern die Ueberzeugung, abermals gefangen zu sein, und das rasende Toben der Menge, die sich seines ohnmächtigen Zornes freut, steigert seine Wuth. Er schießt feurige Blicke nach einem Augenpaar, das durch die Gitterwand hindurch auf ihn gerichtet ist; mit einem Riesensprunge und Mark durchdringendem Gebrüll fliegt er auf dasselbe zu, schlägt er seine Zähne und Krallen ein und droht das ganze Gebäude niederzureißen. Er wird zurückgedrängt zu seinem Feinde, den er mißtrauisch betrachtet, dem er jedoch sorgfältig ausweicht, mehr auf feige Flucht als kühnen Angriff denkend. Mit noch wilderem Brüllen dringt er gegen die Einzäunung und wählt diesmal gerade den Ort hoch oben, von wo der Befehl zum Oeffnen der Thüre gegeben worden war. Wie Strohhalme zerknackt er mit seinen Zähnen die beindicken Bambusthühren; mit Schauder erregender Grazie bietet er dem zunächst sitzenden Herrn seine aristokratisch geformte Hand zum Gruße dar und entlockt ihm einen unwillkürlichen Angstruf. Mit Messern und Säbeln wird er zum Rückzuge bewogen; der Herr Statthalter schickt nach geladenen Pistolen, um einen zweiten ähnlichen Besuch mit mehr Nachdruck zurückzuweisen.

Unser gehörnter Philosoph hat alle die unnöthigen Sprünge seines Gegners mit indifferentem Gleichmuthe beobachtet. Wie um eine feste Axe hat er sich bis jetzt um den Mittelpunkt des Platzes maschinenmäßig gedreht. Doch allmälig wird die Spirale dieser Bewegungen weiter und weiter, spitzige Bambus und andere Reizmittel bringen sein Blut in eine erst langsame, dann allmälig heftiger werdende und zuletzt kochende Bewegung. Jetzt stürmt er in wildem Sprunge auf die sich duckende Katze ein; doch vor dem schnaubenden Rachen und den drohenden Zähnen bebt er zurück; er schüttelt den Kopf, schielt links und rechts; jetzt springt der Tiger, der Büffel weicht aus, und der Angreifer kann nur seine Hörner erfassen, an die er sich aber fest klammert. Es ist Zeit sich des Parasiten zu erwehren; mit der vollen Wucht seines stählernen Nackens wirft ihn der Büffel mitten auf den Kampfplatz. Vor sich selbst und der frohlockenden Menge beschämt, flieht der Besiegte seitwärts und schnappt nach Luft. Der Sieger hebt zum ersten Mal in stolzem Selbstgefühl das Haupt empor und empfängt mit sichtbarem Wohlgefallen die von allen Seiten erschallenden Bravos.

Schon steht er zum neuen Angriff bereit, im Nu windet sich um seine Hörner der Tiger, die schönste Krone, die je einen Stier geschmückt. In seinem Nacken wühlen Zähne und Krallen so schonungslos, daß er fast taumelt. Doch rafft er sich auf, mit verzweifelter Wuth wirft er den Kopf in die Höhe; er sinkt auf die Kniee, steht wieder auf, stampft und schüttelt und schwingt, und am Boden wälzt sich das dreimal durchbohrte Unthier. Es hält vorwurfsvoll seinen jubilirenden Würgern die aufgerissene Brust entgegen. Mit Mühe und Anstrengung athmet die verwundete Lunge; ein langer Seufzer entsteigt dem rauchenden Rachen nun noch einer — und athem- und bewegungslos sinkt der Arme zusammen. Doch auch der Stier hat Erhohlung nöthig, aus tiefen Furchen rieselt das Blut über seinen Nacken, das eine Ohr ist gänzlich zerfetzt. Aber es vermochten weder Zähne, noch Krallen die ungeheure Muskelmasse zu durchdringen und edlere Theile zu verletzen. Er beginnt einen kleinen Spaziergang im Kreise herum, und beriecht den Boden, der sich mit seinem und seines Opfers Blut roth gefärbt hat. Allein er vergißt nicht, daß er noch nicht Herr des Schlachtfeldes ist, obgleich seine Gegenpartei einen äußerst kleinen Theil desselben für sich in Anspruch nimmt. Zuerst betrachtet er den Scheintodten von ferne, dann geht er näher, um zu fühlen, ob dieser noch athme. Plötzlich versetzt ihm das tückische Thier mit der Tatze einen kräftigen Schlag, der ihm ein Stück aus seiner Nase reißt. Selbst dieser Beweis ist dem Neugierigen noch nicht genug; er nähert sich auf's Neue; ein zweiter Schlag trifft sein Auge. Die Unhöflichkeit bringt endlich seine Geduld zu Ende. Und nun geht's wieder an ein Stoßen, Bohren und Schütteln, an ein Kratzen, Beißen, Knurren und Schnauben, als ob jedes der Thiere fünfzig Leben hätte, als ob die Wuth seines ganzen Geschlechtes in seinem Blute raste. Der Tiger hatte in dem Halse seines Widersachers mit den Krallen wie mit Ankern festen Grund gefaßt, und mit seinen Zähnen suchte er dem festumklammerten Koloß an's Leben zu kommen. Dieser bohrt ihm unaufhörlich sein Horn in die Lenden und zwingt ihn zum Umsehen; in seiner Verzweiflung beißt der Tiger nach dem Horn, ein Ruck, und hin fliegt der schneeweiße Alabasterzahn, wie wenn er sprödes Glas gewesen wäre. Ein neuer Schwung wirft den halb Entwaffneten zur Erde — der Stier bleibt auf seinem Platze stehen.

Nun war Alles still. Der Tiger lag in einem Scheintode da, aus dem ihn kein Mittel aufzurütteln im Stande war. Der Büffel mochte mit seinen schon errungenen Lorbeeren zufrieden sein; vielleicht mochte ihn auch die dreimalige Erfahrung, daß er jeden Sieg theuer erkaufen müsse, etwas friedfertiger gestimmt haben, genug, auch er weigerte sich beharrlich, den Kampf fortzusetzen. Doch weder die Hartnäckigkeit von der einen, noch die Verstellungskunst von der anderen Seite vermochten die Zuschauer zur Verzichtleistung auf die Fortsetzung des Schauspieles zu bewegen, sie hatten noch nicht genug des wüsten Genusses. Mit brennenden Fackeln und siedendem Wasser wurden die Kämpfer noch ein, zwei, drei Mal an einander gehetzt, bis endlich ein noch entschiedener Waffenstillstand eintrat. Das zähe Leben der Katze schien indessen unverwüstlich zu sein; ihr schönes, buntes Fell war über und über mit Blut bedeckt, aus Nase, Mund und hundert Wunden strömte das Blut; doch immer noch hob und senkte sich die gleichfalls durchbohrte Brust. Von der Decke wurde ein Strick heruntergelassen und geschickt an die Hinterpfote des Sterbenden befestigt; der Fuß wurde aufgezogen, der Körper folgte nach. Was weiter geschah, weiß ich nicht; ich hatte genug, ja zu viel gesehen.—

Ich ging hinaus in's Grüne, in die stille friedliche Gottesnatur; es kam mir diesmal nicht friedlich vor. — Wie Gespenster erschienen mir die Kaktus der Cochenillepflanzung; über die wundervoll schönen Blätter der Pisangs zogen sich röthliche Blutstreifen; von den Aesten des langarmigen Waringins hingen verrätherische Stricke; aus dem leicht bewegten nahen Meere gähnten klaffende Wunden; düster blutigroth war die Atmosphäre über dem einsamen Gestade Bali's. Ich kam mir vor wie ein Verbrecher, der Schuld hat an dem Blute eines unschuldig Gewürgten.

Mein Pferd wurde vorgeführt. Es war unruhig, und ehe ich fest im Sattel saß, jagte es mit mir davon—ich ließ es gewähren.

Der Unbekannte.

Von Richard Skowronnek.

Gegen Mittag war er aus der Strafanstalt herausgekommen. Eine ganze Weile stand er vor dem hohen Thor, das dröhnend hinter ihm zugefallen war, und schaute wie Abschied nehmend zu den vergitterten Fenstern empor, unter denen er vierzehn Tage ein warmes Obdach und reichliche Kost gefunden hatte; dann zog er fröstelnd den verschossenen Sommerüberzieher enger um den Leib und wanderte der Stadt zu.

Grau und trostlos wie der trübe Novembertag lag seine Zukunft vor ihm. Was er von ihr zu hoffen hatte, wußte er genau: er war schon öfter in ähnlicher Lage gewesen.

Erst vor einem halben Jahre war er aus dem Zuchthause gekommen, in dem er einen Einbruchsdiebstahl verbüßt hatte. Damals hatte sich in der Brust des graugewordenen Verbrechers etwas geregt, was für einen Vorsatz gelten konnte, auf dem bisherigen Wege einzuhalten. Noch unter dem Einfluß des geregelten, arbeitsreichen Lebens im Zuchthause und der Ermahnungen des menschenfreundlichen Seelsorgers der Anstalt, hatte er sich vorgenommen, ein besserer Mensch zu werden und sein Brod auf ehrliche Weise zu verdienen. Der Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge hatte sich auf die warme Empfehlung des Pastors seiner angenommen und ihm — er war gelernter Schlosser — einen Platz in der Werkstätte eines Meisters verschafft, der vorurtheilsfrei genug war, um weniger auf die Herkunft und Vergangenheit seiner Gesellen zu sehen, als auf ihre Leistungen. Eine Weile war es dann ganz gut gegangen, bis die leidige Polizeicontrolle es herausbrachte, daß er im Zuchthause gesessen. Seine Mitgesellen weigerten sich, mit ihm an demselben Werktische zu arbeiten. Der Meister mußte ihn entlassen, obwohl er mit seiner Art und Aufführung zufrieden war.

Seine Ersparnisse aus dem Zuchthause hatte er darangegeben, um sich eine anständige Kleidung zu beschaffen. So stand er nun mittellos auf der Straße; sein ganzes Vermögen bestand aus einem Thaler, den ihm der gutherzige Meister geschenkt hatte.

Zu Anfang machte er noch den Versuch, neue Arbeit zu finden, doch überall, wo er eintrat, scheuchte ihn die Polizei von dannen, kaum daß er in seinem Arbeitskittel warm geworden war. Da gab er's auf — es war ja doch nutzlos, er konnte das Zuchthaus nicht abschütteln— und ging „auf die Walze". Die Landstraße wurde seine Heimath.

Es dauerte nicht lange, so wurde er wegen Landstreichens und Bettelns eingesperrt. Beim ersten Male gab es drei Tage, dann erhöhten sich die Strafen „wegen wiederholten Rückfalles".

Die eben verbüßte war die letzte Station vor dem Arbeitshause. Er wußte es, aber es war ihm gleichgültig, so oder so: ob er im Zuchthause sein Handwerk übte, im Arbeitshause Wolle spann oder sich auf der Landstraße mühsam sein Brot zusammenbettelte.

Eine stumpfe Resignation hatte sich seiner bemächtigt. Manchmal kam ihm auch wohl der Gedanke, es sei das Beste, die altgeübte Kunst des Einbrechens wieder einmal zu versuchen. Ein paar Tage lebte er dann in Herrlichkeit und Freuden, und wenn sie hinterher ihn griffen, dann gab's Zuchthaus wohl soviel, daß er auf seinen eigenen Füßen nicht mehr herauskäme—was lag daran? Er hatte wenigstens sich nicht mehr mit der Frage zu quälen: was wirst du heute essen, wo wirst du heute schlafen?

Doch, war es Mangel an Selbstvertrauen oder eine bessere Regung? — Er brachte es niemals zu der Ausführung solcher Gedanken.

Den Tag über trieb er sich in den Straßen der Stadt herum. Gewohnheitsmäßig wich er den Schutzleuten aus, sprach auch hier und dort in den Häusern vor „um eine milde Gabe", und als der Abend kam, hatte er just soviel beisammen, um sich in einer Kneipe ein Glas Schnaps und ein Stück Wurst zu kaufen; zum Nachtlager reichte es nicht mehr. Als der Wirth den Feierabend ansagte, mußte er wieder hinaus auf die Straße.

Die Nacht war kalt, es fiel ein feiner Regen, der sich durch die Kleider sog und sich erkältend um die Glieder legte.

Eine Weile schritt er hastig auf und nieder unter den kahlen Bäumen der dunklen Promenade, um seinen durchgefrorenen Körper wieder zu erwärmen. Dann schichtete er sich im Gebüsche in einem dunklen Winkel etwas von dem moderigen Laube zusammen und legte sich nieder. Es dauerte nicht lange, bis er eingeschlafen war; es war ja nicht das erste Mal, daß die bloße Erde sein Kissen, der Himmel sein Deckbett war.

Gegen drei Uhr Morgens weckte ihn die Kälte. Die Zähne schlugen ihm vor Frost zusammen, er hatte Mühe, sich auf die Füße zu stellen. Seine Kleider waren durchnäßt, er spürte die ekle Feuchtigkeit bis auf die Knochen.

Ein unsäglicher Ingrimm gegen Gott, die Welt und sich selbst überkam ihn. Ein Hund hatte es ja besser wie er. Ein unklarer Drang stieg übermächtig in ihm auf, irgend etwas zu verüben, Jemanden anzufallen, oder ein Fenster einschlagen, damit er festgenommen würde und wenigstens ein menschenwürdiges Obdach auf der Polizeiwache bekäme.

Der erste Mensch, der ihm auf der leeren Straße begegnete, war ein elegant gekleideter junger Mann. Er schien aus lustiger Gesellschaft zu kommen, denn er trug den Hut in den Nacken geschoben und pfiff, die Hände in der Paletottasche, einen Operettenwalzer vor sich hin. Er stutzte, als der graubärtige Mann in einem verschlithenen Rocke ihm den Weg ertrat.

„Nun?" fragte er kurz.

„Um Gottes, Jesu und der Barmherzigkeit willen, gnädigster junger Herr Baron, schenken Sie mir eine Kleinigkeit. Ich bin ein armer alter Mann, heute Mittag haben sie mich aus der Strafanstalt entlassen, ich habe nichts gegessen und mich die ganze Nacht in dem Regen herumgestoßen, seien Sie barmherzig...."

Der junge Mann griff in die Hosentasche und zog ein Geldstück heraus, das erste beste, das ihm in die Hand gerieth. Einen Augenblick lang hielt er es gegen das Licht der Laterne, dann reichte er's dem Alten.

„Da, Alter, habt Ihr zwanzig Mark. Und nun geht Eurer Wege".

In dem Gesichte des alten Zuchthäuslers arbeitete es. Es war, als ob ihn Jemand an der Kehle würgte und blitzartig schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er den jungen Menschen, der ihn mit dem Almosen noch verhöhnte, nicht zu Boden schlagen sollte. Bitter halb und drohend sagte er: „Ja, zwanzig Mark — noch nicht zwei Pfennige!"

Da fiel das blitzende Goldstück in seine ausgestreckte Hand. Die Kniee begannen ihm zu schlottern, aus seinen Augen stürzten die Thränen — ihm war, als wäre etwas in seiner Brust, das sie ihm auseinander zu sprengen drohte. Er schwankte und hielt sich mühsam an dem Laternenpfahl, um nicht umzufallen.

„Herr Gott, Herr Gott, gnädigster junger Herr, Herr Gott, Herr Gott," stammelte er, indeß sich der junge Mann hastig entfernte, vielleicht froh, aus der Nähe des unheimlichen Menschen zu kommen.

Mit einem Mal schien er seine Kraft wiedergefunden zu haben. Halb laufend eilte er dem jungen Manne nach, die Rechte krampfhaft um das Goldstück geschlossen.

„Um Gotteswillen, junger Herr, nehmen Sie es zurück, das ist zu viel, das kann ich nicht behalten, das habe ich nicht verdient!"

Er hatte sich auf die Kniee geworfen, klammerte sich mit der Linken an den Rock des jungen Mannes und hielt ihm mit der Rechten das Goldstück hin.

„Seid nicht närrisch Alter, und behaltet, was ich Euch gegeben habe. Braucht Euch keine Gewissensbisse drum zu machen, ich habe noch mehr von der Sorte gewonnen heute Nacht. Kauft Euch etwas Warmes und trinkt ein Glas auf mein Wohl!" Er wandte sich ab und schritt hallenden Schrittes die menschenleere Straße hinab, indeß der Alte ihm feuchten Auges nachsah und nur immer vor sich hinmurmelte: „Das werde ich, junger Herr, das werde ich."

Als er sich endlich erhob, war es über ihn gekommen, wie ein Rausch. Der Umschwung war zu jäh, zu plötzlich gewesen; vor ein paar Minuten noch einem gehetzten Thier mehr vergleichbar, als einem Menschen, sah er sich nun durch die verschwenderische Laune eines jungen Mannes, der die Nacht am Spieltische gesessen, in den Besitz einer Summe versetzt, so groß, wie er sie seit Langem nicht mehr in Händen gehabt, die hinreichte, ihn auf fast zwei Wochen vor allen Sorgen zu schützen.

Er zog ein abgerissenes, mit einem Bindfaden umwickeltes Beutelportemonnaie aus der Tasche, um das Goldstück darin zu verwahren. Es dauerte eine ganze Weile, bis ihm dies mit seinen vor Frost und Aufregung zitternden Händen gelang. Schließlich barg er seinen Schatz in der Westentasche, nicht ohne daß er vorher dieselbe in den Ecken vorsichtig auf ihre Sicherheit hin geprüft hätte.

Das Geräusch nahender Schritte trieb ihn weiter. Er mußte sich zusammennehmen, um ein eigenthümliches Gefühl der Schwäche, das ihm die Kniekehlen lähmte, zu überwinden.

Halb mechanisch bewegte er sich vorwärts, noch immer wie in einem Traum befangen. Dunkel schwebte ihm sein Ziel vor Augen, ein Nachtcafé im Mittelpunkte der Stadt, das in Bezug auf seine Besucher just nicht wählerisch war.

Eine heiß und plötzlich in ihm erwachende Begierde nach Licht und Wärme, nach einem belebenden Getränk ließ ihn seine Schritte beschleunigen. Plötzlich — er schrak fast darüber zusammen — hallten über ihm dröhnende Glockenschläge vom Thurme der Katharinenkirche durch die Stille der Nacht. Eine Macht, von der er sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte, zwang ihn, stehen zu bleiben.

Er zog die abgegriffene Mütze vom Kopfe, faltete die Hände über derselben und blickte zu dem in den trüben Nachthimmel ragenden Thurme empor, der ihm in diesem Augenblicke wie die Verkörperung einer überirdischen Gewalt erschien. „Lieber Gott," sprach er inbrünstig, „Du hast mir noch einmal die rettende Hand gereicht, als ich am Verzweifeln war und wieder in meine alten Laster zurückfallen wollte. Ich danke Dir von ganzem Herzen und verspreche es Dir, — ich will wieder ein ordentlicher Mensch werden. Morgen will ich mir Arbeit suchen, und Du wirst mir helfen, daß die Blauröcke mich nicht gleich weiterjagen. Amen." — —

Das Nachtcafe war überfüllt mit Gästen. Eine stickige, qualmdurchsetzte Atmosphäre zog sich um die glänzenden Gaskandelaber, der Boden an der Thüre war feucht von dem mit den Stiefeln hereingetragenen Straßenschmutze, doch dem armen „Tippeler", der die halbe Nacht auf verfaultem Laube gelegen, erschien der Raum als die Summe aller denkbaren Behaglichkeit.

Er ließ sich bescheiden an einem schon besetzten Tische nieder und bestellte sich bei dem vorbeikommenden Kellner ein Glas Grog und ein belegtes Butterbrod. Als dieser das Bestellte brachte, flüsterte der Gast ihm zu: „Warten Sie, ich werde gleich bezahlen," nestelte umständlich die Schnur von seinem Geldbeutel und holte das blitzende Goldstück hervor. Während der Kellner ihm geschäftsmäßig darauf herausgab, erhob sich einer der am Tische sitzenden Gäste, legte den Betrag seiner Zeche auf den Tisch und entfernte sich.

Gierig machte sich der Alte über seine Mahlzeit her. Das warme Getränk rollte wie Feuer durch seine Adern und er gab sich ganz dem langentbehrten wohlthuenden Gefühle hin, in einem warmen Raume als freier Mensch thun zu dürfen, was ihm beliebte.

Plötzlich, er schlürfte gerade den Rest seines Grogs hinunter und überlegte, ob er sich nicht einen zweiten gönnen dürfte, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. Er blickte auf — fast wäre ihm vor Schreck das Glas aus der Hand gefallen — ein Schutzmann stand vor ihm.

„Was wollen Sie von mir?" rief er heiser. „Lassen Sie mich in Frieden, ich habe nichts gethan."

„Machen Sie keinen Lärm, Lachmann," erwiderte der Beamte gelassen, „und folgen Sie mir auf die Wache. Sie stehen unter Polizeiaufsicht."

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen wurde der Alte vor den Richter geführt, dem die vorläufige Vernehmung der während der Nacht von der Polizei Aufgegriffenen oblag.

Einen Augenblick lang fixirte ihn dieser durch seine funkelnden Brillengläser, dann sagte er gemüthlichen Tones: „Na, machen Sie's kurz, Lachmann, wo haben Sie die übrigen Goldstücke?"

„Welche übrigen Goldstücke? Herr Amtsrichter?"

„Nun, die Sie heute Nacht in der Uhlandstraße gestohlen haben."

„Bei meiner Seelen Seligkeit, Herr Amtsrichter, ich bin heute Nacht nicht mit einem Fuße in der Uhlandstraße gewesen, viel weniger habe ich dort etwas gestohlen."

„Sie können doch aber nicht leugnen, daß Sie heute zwischen drei und vier Uhr Morgens in dem Café Imperial ein Zwanzigmarkstück gewechselt haben, nachdem Sie Mittags ohne einen Pfennig Geld in der Tasche aus der Strafanstalt gekommen waren?"

„Das fällt mir auch gar nicht ein, Herr Amtsrichter. Das bestreite ich nicht im Geringsten."

„Na, und wie sind Sie denn mit diesem Zwanzigmarkstück zusammengekommen, he?"

„Das hat mir heute Nacht ein junger Herr, den ich um eine milde Gabe ansprach, geschenkt."

Der Richter lachte.

„Gehen Sie, Lachmann, Sie sind ein alter Praktikus; mit solchen Kindermärchen dürfen Sie uns doch nicht mehr kommen."

„So wahr ein gnädiger Gott im Himmel lebt, das ist kein Märchen, sondern die lautere, reine Wahrheit!"

„Ich werde Ihnen Zeit zum Besinnen geben, Lachmann. Vielleicht fällt es Ihnen doch noch ein, wo Sie das übrige Geld gelassen haben. Führen Sie mir die nächste Nummer vor, Gerichtsdiener!"

Der Alte zuckte mit den Achseln und folgte schweigend dem voranschreitenden Gerichtsdiener.

* * *

Vier Wochen später stand er vor der Strafkammer, angeklagt der Thäterschaft eines Einbruchdiebstahls, der in der Nacht vom 20. auf den 21. November in der Uhlandstraße verübt worden war.

Die Zeugenvernehmung war beendet. Sie hatte ergeben, daß der Dieb durch die mit einem Nachschlüssel geöffnete Vorplatzthür gekommen war, den Schreibsecretär erbrochen und diesem eine Summe von vierhundert Mark in lauter Doppelkronen entnommen hatte. Daneben liegende Werthpapiere sowie Schmucksachen hatte er unberührt gelassen.

Der Angeklagte, befragt, was er dazu zu bemerken hätte, erwiderte, daß er bei seiner Aussage bleiben müsse. Er sei in der fraglichen Nacht weder in dem betreffenden Hause noch in der Uhlandstraße überhaupt gewesen. Das Goldstück sei ihm von einem jungen Manne geschenkt worden, den er in der Bleichstraße in der Nähe des Eschenheimer Thurmes um eine milde Gabe angesprochen hätte.

Das nun folgende Plaidoyer des Staatsanwalts war von einschneidender Schärfe. „Meine Herren," sagte er, „ich glaube, mich kurz fassen zu können, Sie sind von der Schuld des Angeklagten wohl ebenso überzeugt, wie ich, trotz seines hartnäckigen Leugnens. Der Angeklagte ist ein im Zuchthause ergrauter, abgefeimter Verbrecher, der die erste Gelegenheit benutzt hat, die sich ihm zu einem Diebstahl bot. Die Indizien dafür, daß er und Niemand Anders der Thäter gewesen ist, sind für mich so überzeugender Natur, als ob er inflagrant ergriffen wäre. Er bettelt sich soviel zusammen, daß er sich bei dem Gastwirth Dippholzer etwas zu Essen und einen Schnaps kaufen kann — wie der Zeuge Dippholzer bekundet, hat er ihm noch einen an der Zeche fehlenden Pfennig nachgelassen — der Angeklagte war also absolut mittellos. Nachts zwischen zwei und drei Uhr ist er aber so wohlhabend, daß er im Café ein Goldstück, eine Kaiser-Friedrich-Doppelkrone, — nebenbei bemerkt bestand die gestohlene Summe aus lauter derartigen Goldstücken — auf dem Tische springen lassen kann. Die Geschichte von dem „unbekannten" jungen Manne, die er uns zur Erklärung dieser auffallenden Thatsache erzählt — nun, meine Herren, es ist wohl Niemand unter Ihnen, der daran glaubt. Wenn diese Leute in der Patsche sitzen, dann muß immer der große „Unbekannte" helfen. Was in meinen Augen jedoch noch schwerer wiegt, als der Besitz dieses Goldstückes, ist die Art und Weise der Ausführung des Diebstahls. Wie man einen Künstler an der Art seiner Kunst, einen Maler an seiner Pinselführung erkennt, so erräth der geübte Criminalist aus der Art des Verbrechens die Person, die es ausgeführt hat. Nur der unter dem Namen „Schlosser-Ede" in seiner Zunft berühmte Angeklagte vermag so sauber eine Corridor-Thür mit einem krummgebogenen Nagel zu öffnen, einen Schrank so geräuschlos aufzustemmen, daß die im Nebenzimmer Schlafenden nicht das geringste Geräusch vernehmen. Und nun das Entscheidende: Es gibt in der ganzen mir bekannten Bande von Einbrechern nur einen Einzigen, der es über sich gewinnt, die neben dem baaren Gelde liegenden Werthsachen liegen zu lassen, ja, mit vollständig leeren Händen wieder abzuziehen, falls er kein Baargeld findet, nämlich den Angeklagten.— Wo er das übrige Geld gelassen hat, ob er es irgendwo verscharrt oder in den Händen eines Complicen niedergelegt hat, weiß ich nicht, das werden wir bei seiner Verstocktheit wohl auch nie erfahren. Meine Herren, ich bitte Sie, den Angeklagten in Anbetracht seiner Gemeingefährlichkeit zu dem höchsten zulässigen Strafmaße zu verurtheilen, zu einer Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren nebst den üblichen Zusatzstrafen."

„Mir ist es umgekehrt gegangen, wie dem Herrn Staatsanwalt," begann nun der Vertheidiger, „ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen unschuldig ist, trotz des scharfsinnigen Indizienbeweises, den der Herr Staatsanwalt soeben construirt hat. Der Angeklagte hat mir während der Haft die Geschichte, wie er das Zwanzigmarkstück geschenkt erhalten, unter Thränen nicht einmal, sondern zehnmal erzählt, und jedesmal habe ich von Neuem den Eindruck der Wahrhaftigkeit mit mir genommen. Dieser Eindruck war ein so mächtiger, daß ich Alles versucht habe, den jungen Mann, der dem Angeklagten das Geldstück geschenkt hat, zu ermitteln. Ich nahm die Mithilfe der hiesigen Presse in Anspruch, forschte in allen mir zugänglichen Kreisen — leider vergebens. Ich sehe den Herrn Vertreter der Staatsanwaltschaft lächeln. Für ihn sind meine erfolglosen Bemühungen zur Ermittelung des „Unbekannten" ein neues Glied in der Kette seines Indizienbeweises. Für mich beweisen sie weiter nichts, als daß der betreffende junge Mann zur Zeit abwesend ist oder aus irgend einem Grunde sich nicht nennen mag. Sollten Sie, meine Herren Richter, was ich nicht glaube, den Angeklagten trotz der mangelnden Beweise für seine Schuld auf die bloße Zusammenstellung von Indizien hin verurtheilen, so gebe ich Ihnen die feste Versicherung: Ich werde nicht ruhen noch rasten, bis ich den Beweis für die Unschuld dieses Mannes an's Licht gebracht habe. Denn der Angeklagte ist unschuldig an dem Verbrechen, das ihm hier zur Last gelegt wird. Ich bitte um seine Freisprechung."

„Haben Sie uns noch etwas zu sagen?" wandte sich der Vorsitzende an den Angeklagten.

Lachmann, der bis dahin fast theilnahmslos den Verhandlungen gefolgt war, erhob sich. Seine Brust arbeitete heftig, er schien etwas sagen zu wollen und streckte die Hand gegen den Richtertisch aus, dann schüttelte er mit dem Kopfe und ließ sich schwer auf die Holzbank niederfallen.

Der Gerichtshof zog sich zurück. Nach einer halben Stunde verkündete der Vorsitzende das Urtheil: Acht Jahre Zuchthaus, Ehrverlust auf die Dauer von fünf Jahren und Stellung unter Polizeiaufsicht.

Mit starrem Gesichtsausdrucke hörte der Angeklagte es an. Seine Finger krampften sich in das Holz der Schranke, daß ihm fast das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Dann beugte er sich zu dem vor der Anklagebank stehenden Vertheidiger herab und raunte heiser: „Der liebe Gott und Sie, Herr Doktor, wissen, daß ich unschuldig bin. Ich hab's gewußt, daß ich nicht loskommen werde."

— — Seine Stimme schlug um und ein Paar dicke Thränen rannten ihm die braunen Wangen hinab. „Acht Jahre! Jetzt bin ich zweiundsechzig — ich werde wohl aus dem Zuchthaus nicht mehr herauskommen. Ich habe mir damals in der Nacht gedacht, daß der liebe Gott es anders mit mir im Sinne habe — nun, vielleicht ist es so besser!"

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, dann richtete er sich auf und folgte straffen Schrittes dem Gerichtsdiener, der ihn in seine Zelle zurückführte.

Das verunglückte Rendezvous.

Es ist ein hübsches und noch dazu buchstäblich wahres Geschichtchen, das jetzt als Ereigniß der jüngsten Tage in Wien in zahlreichen Kaffeekränzchen kursirt. Just so, wie es die mehr oder minder schönen Lippen der „Eingeweihten" colportiren, möge es hier wiedererzählt werden. Also: „Sie kennen doch Herrn Gustav S....., der vor zwei Jahren die hübsche Bertha G.... geheirathet hat?" — „Ja." — „Nun, dann wissen Sie auch, daß der tyrannische Vater der jungen Frau wenige Monate nach der Hochzeit seine Tochter zwang, sich von ihrem Gatten zu trennen und in das elterliche Haus zurückzukehren. Herr S. hatte zumeist in Folge der ungünstigen Geschäftslage einen großen Theil seines und des Vermögens seiner Frau verloren, Familienzwistigkeiten traten ein und das Fazit war, wie gesagt, die von dem zürnenden Schwiegervater erzwungene Trennung der Ehe und die Einleitung aller Schritte zur Herbeiführung der gänzlichen Scheidung. Diese Maßnahmen geriethen aber in's Stocken, denn eines Tages war Herr S.... aus Wien verschwunden und blieb es.... Nicht einmal seine Frau ahnte, wohin er sich gewendet, denn er hatte es unterlassen, sie zu verständigen, da er sehr gut wußte, daß sie und ihre Correspondenz unausgesetzt überwacht wurden.... Vor einigen Tagen nun traf die junge Frau, die einen Besuch in der Leopoldstadt absolvirt hatte, knapp vor dem Nordbahnhof — ihren Gatten. Grenzenloses Erstaunen ihrer, ungeheure Freude seinerseits. In fliegender Hast theilte er ihr mit, daß er neuerdings einiges Vermögen erworben habe und nun zurückgekehrt sei, um sie wieder und für immer zu erringen. Ebenso rasch verständigte ihn seine Gattin, daß Papas Groll noch immer nicht ganz erloschen und daß, wenn ihm Gustavs Anwesenheit in Wien und diese Begegnung bekannt würde, jede Möglichkeit eines weiteren Verkehrs ausgeschlossen wäre.

„Aber ich muß mit Dir sprechen!" klagte der Gemahl. — „Unmöglich! Auf der Straße kann man uns sehen...." — „Natürlich, aber im Hotel...." — „Papa liest die Fremdenlisten...." — „Bah, wir müssen uns ja nicht in meinem Absteigequartier treffen." Und nun entwickelt Gustav den rasch entworfenen Plan. Seine junge Frau möge morgen Abends unter irgend einem Vorwand das elterliche Haus verlassen, einen kleinen Handkoffer mitnehmen, bei dem Leopoldstädter Hotel *** vorfahren, daselbst ein Zimmer miethen, dasselbe scheinbar beziehen und, vorausgesetzt, daß sie früher erschiene, als er, der ganz dasselbe thun wolle, den Portier ersuchen, die Nummer ihres Zimmers ihrem noch heute anlangenden „Bruder" mitzutheilen. Komme er früher, so miethe er ein Zimmer und bitte den Portier, die später anlangende Schwester zu ihm zu weisen. Die junge Frau zögerte ein wenig, dann sagte sie zu. Am bestimmten Abend kam sie in das bezeichnete Hotel, bezog, da ihr der Portier keine Meldung ihres „Bruders" bestellte, ein Zimmer und gab ihrerseits die nöthigen Weisungen. Eineinhalb Stunden später stürzte Herr S., der sich verspätet hatte, in die Portierloge.

„Kann ich ein Zimmer haben?" fragt er.—„Bitte."—„Also, es war schon Jemand da, der mein Eintreffen abwarten wollte?"—„Nein."—„Gut, dann lassen Sie mir ein Zimmer anweisen und wenn eine Dame—meine Schwester—kommen und nach mir fragen sollte, so sagen Sie ihr die Nummer—" —„Sehr wohl!" Herr S. begibt sich in sein Appartement. Nach zwei Stunden — es war zehn Uhr Nachts geworden—die er in spannungsvollster Erwartung verbrachte, verzweifelt er endlich an dem Erscheinen seiner Gattin und verläßt sein Zimmer, um sich zum Nachtmahl zu begeben. Er gibt seinen Schlüssel in der Portierstube ab und fragt dort, mehr aus Mißmuth, als in der Erwartung einer Antwort: „Es hat also Niemand nach mir gefragt?"— —„Nein!"—„Zu ärgerlich! So lange vergebens zu warten!" — „Natürlich, natürlich," erwidert der höfliche Portier, „aber trösten Sie sich, g'radso wie Ihnen, ist's einer Dame gegangen, die vor zwei Minuten das Hotel verlassen hat. Sie war seit 6 Uhr hier." — „Eine Dame? Und sie erwartete...."—„Ihren Bruder, wie sie mir ganz erregt gesagt hat."—„Donnerwetter, dann war es ja meine Schwester! Warum meldeten Sie mir ihre Anwesenheit nicht?"— „Erstens, weil ich der Nachtportier bin und nichts davon wußte, da ich erst um 7 Uhr den Dienst angetreten habe und zweitens" — der Portier schlug sich vor die Stirne — „sapperment, da erinnere ich mich.... der Tagportier hat mir einen Zettel hinterlassen. .. ich hab' ihn nicht gelesen.... da ist er.... wenn ein Herr kommt, der nach seiner Schwester fragt..."—„Hol' Sie der Kuckuck!" brauste Herr S. auf, „daran hätten Sie früher denken sollen!" Und fort stürzte er, um die Gattin vielleicht noch auf der Straße einzuholen. Vergebens. Nun, die Herzensgeschichte dürfte trotz des verfehlten Rendezvous oder vielleicht eben wegen desselben einen versöhnlichen Abschluß finden. Die junge Frau, die daheim angelangt, ihr Ausbleiben zu rechtfertigen hatte, vermochte nicht zu lügen, gestand die Wahrheit, weinte, bat und—Papa wurde so weich, daß, da der Herr Schwiegersohn sich ja wieder emporgearbeitet hat, eine Wiedervereinigung der Eheleute in erfreulichster und baldigster Aussicht steht.

— Ueberraschende Nutzanwendung. — Willst Du gleich fort, Fritz, das ist ja unverschämt von Dir, kaum daß Du Deine ganze Bratwurst verzehrt hast, gleich Deinem Brüderchen noch die Hälfte rauben zu wollen. — Aber Papa, der Lehrer hat uns noch heute Vormittag in der Schule gesagt: Wer zuerst fertig ist, hilft dem Andern.